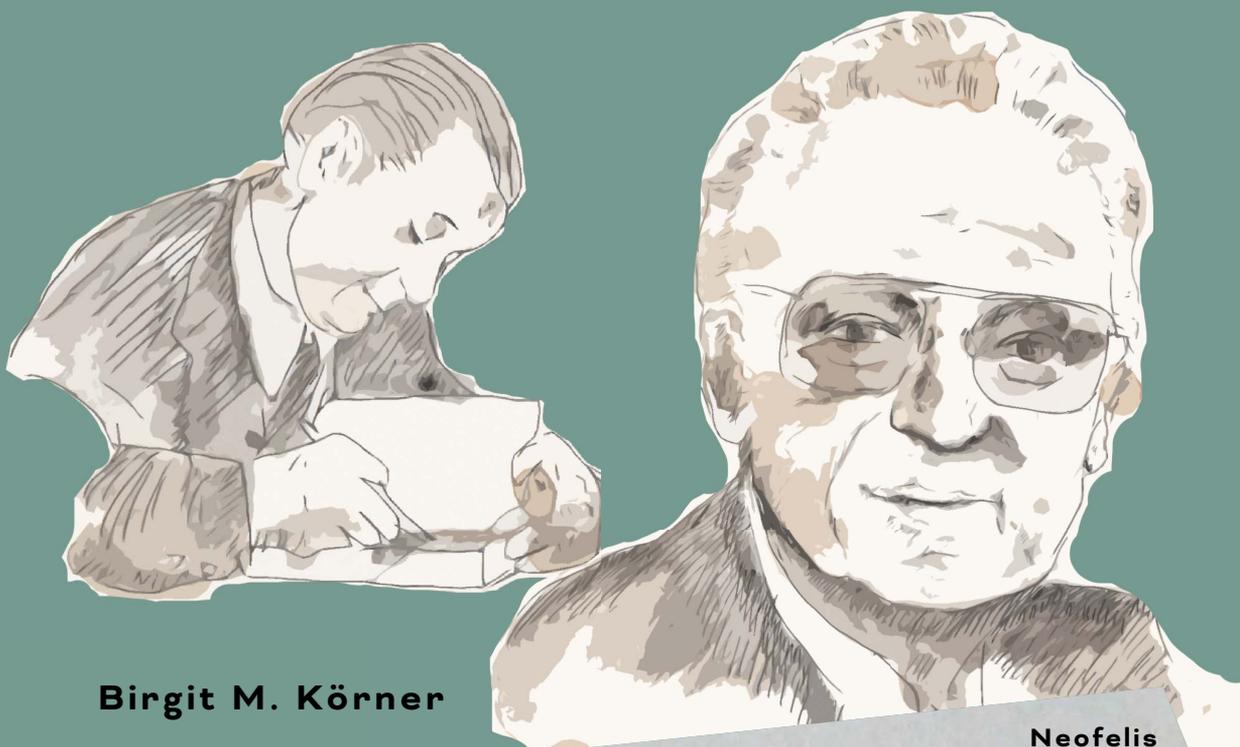


HOFFMANN FRANZ 23-8-24 1,04
EWA 26-9-25 UNO

REG: 7-5
ELIGIBLE 15-5

Israelische Satiren für ein westdeutsches Publikum

Ephraim Kishon, Friedrich Torberg
und die Konstruktionen „jüdischen Humors“
nach der Schoah



Birgit M. Körner

Neofelis

T/D 675 399

311 499

HOFFMANN (KISSONI-KISHON), Ferenc (Hont:Ephraim), geb. am
23. 8. 1924 in Budapest/Ungarn

Birgit M. Körner

Israelische Satiren für ein westdeutsches Publikum
Ephraim Kishon, Friedrich Torberg und die Konstruktionen
„jüdischen Humors“ nach der Schoah



Jüdische Kulturgeschichte in der Moderne
hrsg. von Joachim Schlör

Band 29

Birgit M. Körner (Dr.) ist Literaturwissenschaftlerin, zu Ephraim Kishon forschte sie 2017 bis 2021 am Zentrum für Jüdische Studien an der Universität Basel. Zuvor war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Germanistik und an der Arbeitsstelle Holocaustliteratur der Justus-Liebig-Universität Gießen sowie Stipendiatin des Franz Rosenzweig Minerva Research Center in Jerusalem. 2015 wurde sie mit der Arbeit *Else Lasker-Schülers Poetologie im Kontext des Kulturzionismus* (Böhlau 2017) promoviert. Ihre Forschungsschwerpunkte sind deutschsprachige Literatur der Moderne und Avantgarde, Poetik, deutsch-jüdische Literatur, Antisemitismus, „jüdischer Humor“ nach 1945, Exil- und Migrationsliteratur.

Birgit M. Körner

**Israelische Satiren
für ein westdeutsches Publikum**

Ephraim Kishon, Friedrich Torberg und
die Konstruktionen „jüdischen Humors“ nach der Schoah

Neofelis

*Gewidmet Dr. Norbert Spangenberg,
der mich auf meiner Suche nach Wahrheit und Freiheit begleitet hat.*

Inhalt

	Ein Hausbesuch	11
	Ephraim Kishon als Überlebender der Schoah	21
1	Kishons Überlebensgeschichte im Kontext der ungarischen Beteiligung an der Schoah	30
2	Kishons Überlebensgeschichte nach seinen autobiographischen Angaben	36
3	Kishons Überlebensgeschichte nach den Angaben in den erhaltenen Akten	44
4	Kontextualisierung mit den Erinnerungen anderer Überlebender	51
5	Darstellungsfragen – Wie literarisiert sind Kishons Erinnerungen?	60
6	Zwischenfazit	70
	Spuren der Schoah-Erfahrung in Kishons Texten	73
1	„Chad Gadja“ – Kishons Poetik: Humor als Überlebensstrategie	77
2	<i>Drehn Sie sich um, Frau Lot!</i> (1961) – „Zu viele Arbeitslager, ungarische, deutsche, russische“	84
3	„Yigal und die Inquisition“ – Jüdisches Märtyrertum versus israelische Wehrhaftigkeit	85
4	„Ein wundertätiger Arzt“ – „Deutsche“ Präzision in einem medizinischen „Monsterbetrieb“	88
5	„An den Leser“ (1963) – Die psychologische Funktionsweise antisemitischer Stereotype	91
6	„2 x 2 = Schulze“ – Adolf in Jerusalem. Satirische Entlarvung einer „deutschen“ Argumentationsstrategie	93
7	„Gibt es einen typisch israelischen Humor?“ (1963) – Der Humor des Überlebenden	99
8	„Der Sieg der internationalen Solidarität“ und „Und Moses sprach zu Goldstein“ (1963) – Jüdische Zwangsarbeit (im alten Ägypten) und ihre Spätfolgen	105
9	„Wie Israel sich die Sympathien der Welt verscherzte“ (1956/1963) – Imaginierter Genozid und israelische Wehrhaftigkeit	109
10	„Split Personality“ – Antisemitismus und Schoah im Kontext des Sechstageskriegs 1967	113

11	„Meine Masseneinwanderung“ (1974) – Eine ambivalente Wiedergeburt	118
12	Zwischenfazit	122

Freie Übertragungen – Friedrich Torbergs Engagement für das Weiterleben des „jüdischen Humors“

1	„Geistige Affinität“ – Die Hybris des Übersetzers	127
2	Anpassungen an das deutschsprachige Zielpublikum	141
3	Die Debatte um „jüdischen Humor“ nach der Schoah um 1960	154
4	Beispiele „israelischen Humors“ – Vorabdrucke von Kishons Texten im <i>FORVM</i>	163
5	Torbergs Doppelprojekt eines weiterlebenden „jüdischen Humors“ und der Erinnerungsarbeit eines „wehmütigen Lächelns“	169
6	Zwischenfazit	176

Die Kishon-Rezeption in der BRD

1	Die Vermarktung als „israelische Satiren“ zwischen zionistischer Motivation und Entlastungsangebot	182
2	„Als wäre nichts geschehen“ – Aspekte der Verdrängung und des Antisemitismus in der Kishon-Rezeption	184
3	„Das Gesicht Israels“ – Aspekte des Progressiven bis Philosemitischen in der Kishon-Rezeption	191
4	„Eine riesige Genugtuung“ – Erfolg als Versöhnung und deren deutliche Grenzen	200
5	Zwischenfazit	206

„NO, I don't want to hear your life story“? 209

Anhang

Dank	217
Siglenverzeichnis	221
Literaturverzeichnis	223
Abbildungsverzeichnis	237



Wand mit Ehrendoktorwürden und antisemitischen Karikaturen in Ephraim Kishons Arbeitsräumen, Afeka, 2020.

Ein Hausbesuch

Israel, Afeka, Januar 2020: In Ephraim Kishons ehemaligem Arbeits- und Lebensbereich im 1. Stock seines Hauses in einem Vorort von Tel Aviv sieht noch alles so aus wie zum Zeitpunkt seines Todes am 29. Januar 2005. Damals lebte er schon mehrere Jahre im Schweizer Appenzell, so dass die Räume in Afeka schon damals einer Gedenkstätte glichen. Besucher und Besucherinnen können seine berühmten Schreibgeräte, die aus heutiger Perspektive technisch antiquiert wirken, seinen Schachcomputer, Fotos seiner Kinder, ein Kärtchen mit einigen Grundregeln zur Verwendung der bestimmten deutschen Artikel und noch vieles mehr betrachten. Auf der anderen Seite des Raums steht ein Regal mit den Erstausgaben seiner Werke in über 38 Sprachen.¹ Neben an hatte sich der ausgebildete Bildhauer einen Werkstatttraum eingerichtet, in einem anderen befindet sich sein Filmprojektor, Symbol seiner Filmleidenschaft, die ihm drei Golden Globes und zwei Oscarnominierungen² eingebracht hat. Über all dem liegt eine dicke Schicht Staub. Im umgebauten ehemaligen Balkon lagern außerdem die Kishon Archives mit Manuskripten und

1 Books. In: *Ephraim Kishon. Official Website*, o.D. <https://www.ephraimkishon.com/books> (Zugriff am 18.11.2020).

2 1964 wurde סלאח שבתי (*Sallah Shabati oder Tausche Tochter gegen Wohnung*, ISR 1964, R: Ephraim Kishon) für den Oscar als bester fremdsprachiger Film nominiert und gewann 1965 zwei Golden Globes. 1972 wurde השוטר אורלאי (*Schlaf gut, Wachtmeister*, ISR 1970, R: Ephraim Kishon) ebenfalls für den Oscar nominiert sowie mit einem Golden Globe ausgezeichnet.

Korrespondenzen noch ungesichtet in Umzugskartons – eine Fundgrube für weitere Forschungen.

Mitten in dieser Welt, die auch zu Lebzeiten ihm allein gehörte, während sich das Familienleben im Erdgeschoss des Hauses abspielte, hat Kishon auf die ihm typische Weise einige markante Hinweise platziert, die für das vorliegende Buch von besonderer Bedeutung sind. Zum einen hängt weit oben in einer Ecke seines Schreibzimmers ein weißes Emailleschild, auf dem in pinker Schrift auf nun vergilbtem Grund steht: „NO, I don't want to hear your life story.“ Diese Botschaft wirkt wie ein sarkastischer Kommentar zu der Bücherwand mit den Erstausgaben, die sich rechts daneben befindet – speisten sich Kishons humoristische und satirische Texte doch maßgeblich aus seiner Alltagserfahrung und Lebensgeschichte. Nicht zuletzt findet sich unter den Büchern Kishons Autobiographie *Nichts zu lachen. Die Erinnerungen* (1993), in Form eines Interviews mit dem israelischen Journalisten Jaron London verfasst, die auf Hebräisch, Deutsch und Ungarisch vorliegt.

Der zweite Hinweis findet sich in der „Werkstatt“: Schräg hinter Kishons Werkbank hängen zwei Urkunden über die Ehrendoktorwürden (Doktor der Philosophie), die ihm von der Universität Tel Aviv 1990 und der Ben-Gurion Universität des Negev in Beer Sheva 2001 verliehen wurden. Zwischen den Urkunden hat Kishon antisemitische Bilddokumente platziert. Eine kleine Karikatur im Stil der NS-Zeitschrift *Der Stürmer* zeigt drei antisemitisch gezeichnete jüdische Figuren, einen Mann mit Kippa, eine Frau und hinter ihnen ihren Sohn. Alle drei sind mit großen Nasen, nach vorn gezogenen Gesichtszügen, großen Ohren, übergewichtig und westlich ordinär gekleidet dargestellt. Die unteren Körperhälften erinnern an Schweine, an den Füßen sind Krallen, die Arme enden in klauenartigen Händen und um den After ist jeweils ein Davidstern gezeichnet. Hier werden antisemitische Bildtraditionen seit dem 19. Jahrhundert mit antizionistischer Symbolik aus der Mitte des 20. Jahrhunderts verbunden, denn der Sohn trägt eine Baseballkappe mit der Aufschrift „USA“. Auf seinem T-Shirt steht in kyrillischen Buchstaben „Beitar“, der Name einer revisionistischen zionistischen Jugendorganisation, die 1923 von Wladimir Zeev Jabotinski in Riga gegründet wurde.³ Die Karikatur lässt sich demnach

3 Die Abkürzung „Beitar“ steht für Brit Ha-Noar Ha-Ivri al Schem Joseph Trumpeldor (Hebräischer Jugendbund Joseph Trumpeldor). Aus der Jugendorganisation ging im Warschauer Ghetto die Kampforganisation Jüdischer Militärverband (ZZW) hervor, die sich

in die Zeit des „Kalten Krieges“ einordnen, in der Israel von sowjetischer Seite als „imperialistische Speerspitze“ der USA angegriffen wurde und Juden und Jüdinnen als Verkörperung des kapitalistischen und imperialistischen Systems galten.⁴

Des Weiteren findet sich eine gerahmte Abbildung eines historischen Fotos, das einen Mann und eine Frau zeigt, die Schilder um den Hals tragen, die sie als nichtjüdische Deutsche und ihn als jüdischen Deutschen ausweisen und beschuldigen, „Rassenschande“ begangen zu haben.⁵ Um den Hals trägt sie ein Schild mit der Aufschrift: „Ich bin am Ort / das größte Schwein / und laß mich nur / mit Juden ein!“, auf seinem Schild heißt es: „Ich nehm’ als Juden-junge / immer / nur deutsche Mädchen / mit aufs Zimmer!“ (Herv. i. Orig.). Neben den beiden stehen Männer in SA-Uniformen mit Hakenkreuzbinde. Neben die Abbildung des historischen Fotos hat Kishon zusätzlich einen kleinen Zeitungsausschnitt mit einer antisemitischen Karikatur geklebt, die eine schwarze haarige Spinne mit einem nach antisemitischem Stereotyp männlichen „jüdischen“ Gesicht mit großer Nase, großen Ohren, Kippa und angedeuteten Schläfenlocken, auf einem Spinnennetz sitzend, zeigt.

Alle drei Abbildungen zeigen, dass sich Kishon der Kontinuität antisemitischer Stereotype, die er als Jugendlicher und Schoah-Überlebender in der NS-Zeit erlebt hatte, sehr bewusst war. Vervollständigt wird das Ensemble durch einen gerahmten Abdruck von Émile Zolas Brief „J’Accuse ...!“ an den französischen Präsidenten Félix Faure, in dem er sich am 13. Januar 1898 in der französischen Tageszeitung *L’Aurore* kritisch zur antisemitisch geprägten Dreyfus-Affäre äußerte. Auffallend ist, dass Kishon die antisemitischen Karikaturen und das antisemitische historische Foto genauso wie die Urkunden seiner Ehrendoktorwürden gerahmt hat.

am Warschauer Ghetto-Aufstand beteiligte. Aus ihr gingen auch Sportverbände hervor und israelische Fußballclubs tragen diesen Namen, so dass das T-Shirt auch auf diese verweisen könnte.

4 Eine Ideologie, die heute gerade nach den Massakern der Hamas in Israel am 7. Oktober 2023 weltweit erschreckende Aktualität hat.

5 Es handelt sich um einen Vorfall in Cuxhaven im Sommer 1933. Die Betroffenen sind Adele Edelman und Oskar Dankner. Zeitzeugen und Zeitzeuginnen erinnerten sich an die Demütigungen, denen beide ausgesetzt waren. Das Foto wurde außerdem 1935 im *Stürmer* abgedruckt. Vgl. Das Symbolfoto des Naziwahns. In: *Berliner Zeitung*, 30.03.2006. <https://www.bz-berlin.de/artikel-archiv/das-symbolfoto-des-nazi-wahns> (Zugriff am 09.12.2020).

Es ließe sich einiges über diese Zusammenstellung sagen. Sie spiegelt zum einen den von Kishon ab den 1990er Jahren für sich postulierten Triumph des Schriftstellers und Satirikers und damit der Literatur und des Humors über die durch den europäischen Antisemitismus und den Nationalsozialismus erlittenen Demütigungen und Traumatisierungen. Hohe akademische Auszeichnungen und Titel stehen neben Symbolen der Erniedrigung von Menschen aufgrund ihrer (auch nur erfundenen, vermuteten oder zugeschriebenen) ethnischen und/oder religiösen Zugehörigkeit. Sein Sohn Rafi Kishon sieht darin hingegen die Botschaft, dass sein Vater durch die Erfahrung des Antisemitismus mehr über die Menschheit gelernt habe, als einem die Erlangung jeglichen akademischen Grades vermitteln könne.⁶ Deutlich wird in jedem Fall, wie präsent die Erfahrung von antisemitischer Verunglimpfung und Verfolgung während der Schoah in Kishons Alltagsleben in Israel gewesen ist und dass er diese Erfahrungen in seine Lebensgeschichte und sein Werk integrieren wollte. In Kishons humoristischen und satirischen Texten zum Alltags- und Familienleben in Israel, in all den Sammlungen, *Kishon für Steuerzahler* (1991), *Kishon für Manager*, *Kishon für Verliebte* (2002), *Kishon für Mütter* (2003) und *Die besten Spaßgeschichten für Kinder* (2006),⁷ scheint von diesen Erfahrungen und ihrer Bedeutung für Kishon, seinen Humor und sein Schreiben zunächst kaum eine Spur vorhanden zu sein – wie auch Kishons Überleben der Schoah in der deutschsprachigen Rezeption merkwürdig präsent und gleichzeitig nicht-präsent gewesen ist. Allein seine eindeutige Parteinahme für die Interessen Israels auch während kontrovers diskutierter politischer Ereignisse, wie dem Libanon-Krieg oder der Besatzung zuvor unter arabischer Herrschaft stehender

6 Gespräch mit Rafi Kishon beim Besuch der Kishon Archives im Januar 2020.

7 Ephraim Kishon: *Kishon für Steuerzahler. Eine satirische Bilanz*, [aus d. Engl. u. Hebr.] v. Friedrich Torberg / Ephraim Kishon / Ursula Abrahamy. München: Langen Müller 1991; ders.: *Kishon für Manager. Satirische Tipps und Tricks für alle Wirtschaftslagen*, [aus d. Engl. u. Hebr.] v. Friedrich Torberg / Ephraim Kishon. München: Langen Müller 2000; ders.: *Kishon für Verliebte. Herzliche Satiren für Anfänger und Fortgeschrittene*, [aus d. Engl. u. Hebr.] v. Friedrich Torberg / Ephraim Kishon. München: Langen Müller 2002; ders.: *Kishon für Mütter. Herzliche Satiren*, [aus d. Engl. u. Hebr.] v. Friedrich Torberg / Ephraim Kishon. München: Langen Müller 2003; ders.: *Kishons beste Spaßgeschichten für Kinder*. München: Omnibus 2006. Da Kishons Texte als Unterhaltungsliteratur vermarktet wurden, fehlt häufig die Angabe, aus welcher Sprache sie übersetzt wurden. Wenn eine explizite Angabe fehlt, wird die wahrscheinliche Sprache des Originals in eckigen Klammern angegeben. Ist Friedrich Torberg der Übersetzer, ist die Übertragung aus dem Englischen belegt.

Gebiete, die ihm zeitweise den Ruf eingebracht haben, ein politisch rechtsstehender nationalistischer Hardliner zu sein,⁸ lassen sich zumindest zum Teil als Reaktion auf die erlebte Verfolgung verstehen.

Die beim Besuch von Kishons Arbeitsräumen aufscheinenden Motive helfen zu verstehen, aus welcher Perspektive Kishon in dieser Studie als Kristallisationsphänomen und Versöhnungssikone des Nachkriegsdiskurses in der Bundesrepublik in den Blick genommen wird. Der von Kishon, seinem österreichischen, jüdischen Übersetzer Friedrich Torberg und dem Langen Müller Verlag vermarktete ‚israelische Humor‘⁹ hatte besonders in den 1960er bis 1980er Jahren in der Bundesrepublik einen beispiellosen Erfolg.¹⁰ Von den 43 Millionen Büchern in 38 Sprachen erschienen ca. 34 Millionen auf Deutsch. Kishon, der in den 1950er Jahren „im Rahmen einer von deutscher Seite organisierten Versöhnungsinitiative“¹¹ in den westdeutschen Nachkriegsdiskurs eintrat, erlangte den Ruf, mit seinen humoristischen Texten zur Versöhnung zwischen Juden/Jüdinnen und nichtjüdischen Deutschen sowie Deutschland und Israel nach der Schoah beizutragen.

So lobte anlässlich von Kishons Tod die damalige Staatsministerin für Kultur, Christina Weiss: „Er war ein Entwicklungshelfer im besten Sinne, der vielen Deutschen half, ihre antisemitischen Verblendungen zu überwinden.“

8 Vgl. Kristina Maidt-Zinke: Ephraim Kishon. Das angeschrägte Schlitzohr. In: *Süddeutsche Zeitung*, 10.05.2010. <https://www.sueddeutsche.de/kultur/ephraim-kishon-das-angeschraegte-schlitzohr-1.250378-2> (Zugriff am 21.09.2021). In den 1990er Jahren hat Kishon sich jedoch noch vor dem ersten Oslo-Abkommen 1993 zur Zwei-Staaten-Lösung bekannt. Vgl. Cornelia Geissler: Ein Humorist bekommt nie den Nobelpreis. In: *Berliner Zeitung*, 22./23.08.1992, S. 35.

9 Die Begriffe „israelischer“ und „ostjüdischer“ Humor werden hier als Konstruktionen innerhalb des Diskurses über „jüdischen“ Humor verstanden. Nach Wolfgang Preisendanz: Humor. In: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*, hrsg. v. Georg Braungart / Klaus Grubmüller / Jan-Dirk Müller / Friedrich Vollhardt et al., Bd. 2. Berlin / New York: de Gruyter 2000, S. 100–103, hier S. 100, 103, ist Humor stets kein überzeitliches, sondern ein geschichtlich verortbares Phänomen.

10 Zu Kishons Erfolg in (West-)Deutschland vgl. Gabriel N. Finder: An Irony of History. Ephraim Kishon's German Triumph. In: Eli Lederhendler (Hrsg.): *A Club of Their Own. Jewish Humorists and the Contemporary World*. Oxford: Oxford UP 2016, S. 141–153.

11 Silja Behre: Ephraim Kishon für Deutsche. Der israelische Autor und Satiriker im Literaturbetrieb der Bundesrepublik. In: *Zeithistorische Forschungen* 16,3 (2019), S. 495–519, hier S. 502, weist nach, dass dieser Prozess mit Kishons von Max Brod übersetztem Drama *Die große Protektion* (dt. 1955) begann.

Die Deutschen hätten durch ihn gelernt, wieder gemeinsam mit den Juden zu lachen.¹² Kishon selbst sah sich zumindest als Schriftsteller, der zur „Versöhnung zwischen Deutschland und Israel“ beigetragen habe.¹³ Symptomatisch ist, dass Kishons eigenes Schoah-Überleben bei dieser Rollenzuweisung in den Hintergrund gerät.

Das Erkenntnisinteresse dieses Buchs liegt darin, das Phänomen von Kishons Erfolg in der Bundesrepublik von drei Seiten zu beleuchten: von der Seite des Autors und Schoah-Überlebenden Kishon, von der Seite des Übersetzers und Mitschöpfers der deutschsprachigen Fassungen, des österreichischen, jüdischen Autors Friedrich Torberg, und von der Seite der Rezeption durch ein postnationalsozialistisches deutschsprachiges Publikum.

Das erste Kapitel rekonstruiert Kishons Überlebenserfahrung anhand seiner Autobiographie und bisher unbekannter Quellen. Um Kishons Auseinandersetzung mit seiner Verfolgungs- und Überlebenserfahrung nachzuvollziehen, werden zum einen bisher noch unbekannte historische Quellen zu Kishons Deportation als Zwangsarbeiter im ungarischen „jüdischen Arbeitsdienst“ vorgestellt. Zum anderen wird ein Vergleich der literarischen Darstellung dieser Erlebnisse in seiner Autobiographie *Nichts zu lachen* mit anderen literarischen Berichten von Mitinhaftierten vorgenommen. Die dabei deutlich ersichtlichen Literarisierungs- und Humorstrategien weisen auf Kishons Humorpoetik und die Bedeutung seiner Verfolgungs- und Überlebenserfahrung für sein Humorverständnis hin. Das zweite Kapitel nimmt entsprechend Kishons Humorpoetik ernst

12 Ephraim Kishon gestorben. Ein Genie des Humors. In: *Spiegel Online*, 30.01.2005. <http://www.spiegel.de/kultur/literatur/ephraim-kishon-gestorben-ein-genie-des-humors-a-339343.html> (Zugriff am 05.10.2021).

13 Thorsten Pracht: Kishon verschärft den Ton im Ritterstreit. In: *Aachener Zeitung*, 20.08.2002. https://www.aachener-zeitung.de/nrw-region/kishon-verschaerft-den-ton-im-ritterstreit_aid-28868149 (Zugriff am 20.04.2021). Dies formulierte Kishon anlässlich der Rückgabe seines „Ordens wider den tierischen Ernst“. Kishon entschied sich, seinen Orden zurückzugeben, da Norbert Blüm sich als Ordensbruder der antisemitischen Diskursstrategie bedient hatte, Begriffe aus der NS-Zeit auf die gegenwärtige Politik Israels zu übertragen, indem er die Praxis der israelischen Armee in den besetzten Gebieten als „Vernichtung“ bezeichnete. Vgl. afp: Antisemitismusdebatte. Blüm wirft israelischer Armee „Vernichtungsaktionen“ vor. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 18.06.2002. <https://www.faz.net/aktuell/politik/antisemitismusdebatte-bluem-wirft-israelischer-armee-vernichtungsaktionen-vor-160568.html> (Zugriff am 13.10.2021).

und zeigt, wie er sein Erleben antisemitischer Diskriminierung und Verfolgung während der Schoah als Ursprung seines Humors bestimmt und ein Konzept von Humor als Bewältigungsstrategie seiner Verfolgungserfahrung entwickelt hat. Um zu zeigen, dass Kishons satirisches Schreiben von seiner Überlebenerfahrung geprägt ist, werden Spuren derselben vor allem in seinen Texten der 1960er Jahre herausgearbeitet. Dies widerlegt die langjährige Forschungsmeinung, Kishon habe sein Überleben niemals thematisiert.¹⁴ Vor allem in den frühen Texten aus den 1960er Jahren und im Kontext des Sechstage-Kriegs 1967 in Israel, der für Kishon als Schoah-Überlebenden traumatische Erfahrungen reaktivierte, finden sich direkte Thematisierungen und indirekte Referenzen als *unheimliche Stellen*. Dabei ist zu beachten, dass hier Torberg als Mitschöpfer der deutschsprachigen Fassungen teilweise eine Anpassung an das deutschsprachige Publikum vorgenommen und nicht alle expliziten Stellen und Texte in die deutschsprachigen Fassungen aufgenommen hat. Um solche Eingriffe nachvollziehbar zu machen, werden die deutschsprachigen Fassungen mit den von Torberg als Übersetzungsvorlage verwendeten englischen Übersetzungen verglichen.

Der komplexen Zusammenarbeit zwischen Kishon und Torberg und Torbergs Motivation für das fast zwanzigjährige Übersetzungsprojekt und die Konstruktion eines „israelischen Humors“ widmet sich das dritte Kapitel. Torbergs Übersetzungskonzept ist geprägt durch die Konzepte „freie Übertragung“ und „geistige Affinität“, die dem Übersetzer großen Einfluss bzw. ein Mitschöpferum einräumen. Die deutschsprachigen Fassungen von Kishons Texten müssen daher als Gemeinschaftswerk von Kishon und Torberg aufgefasst werden. Torberg nutzt seine große Freiheit im Übertragungsprozess und nimmt zum einen Änderungen aufgrund von Gattungs- und Humorkonventionen vor. Zum anderen streicht er explizite Referenzen auf die NS-Zeit oder die Schoah und schon dadurch das deutschsprachige Publikum. Torberg ist ebenfalls maßgeblich an der Konstruktion eines „israelischen Humors“ beteiligt, den er deutlich vom osteuropäisch geprägten „jüdischen Humor“ der Diaspora abgrenzt. Seine Kishon-Übersetzungen sind für Torberg ein „jüdisches Projekt“ mit politischer, jüdischer und pro-israelischer Zielsetzung. Sie sind außerdem Teil seines Nachkriegsprojekts zum Weiterleben des jüdischen Humors nach der Schoah, zu dem auch seine beiden Erinnerungsbände *Die Tante Jolesch oder*

14 So z. B. Behre: Kishon für Deutsche, S. 500, oder Finder: An Irony of History, S. 150.

der *Untergang des Abendlandes in Anekdoten* (1975) und *Die Erben der Tante Jolesch* (1978) gehören.

Abschließend wird im vierten Kapitel die Kishon-Rezeption in der Bundesrepublik anhand von Briefen, die Leserinnen und Leser an Kishon geschrieben haben, kritisch hinterfragt. Dabei wird deutlich, dass Kishon von seinen deutschsprachigen Leserinnen und Lesern in der BRD mit der ganzen Bandbreite von philosemitischen bis hin zu offen antisemitischen Haltungen konfrontiert wurde. Er selbst stand seiner Rolle als „Versöhnungsfigur“ durchaus ambivalent gegenüber.

Zu Kishons spezifischer Wirkungsgeschichte im deutschsprachigen Raum liegen bisher nur wenige Forschungsbeiträge vor, da er als Unterhaltungsschriftsteller gilt und die Untersuchung der Wirkung seiner deutschsprachigen Ausgaben im bundesrepublikanischen Diskurs einen kulturwissenschaftlichen und komparatistischen Ansatz erfordert. Silja Behre hat aus historischer Perspektive eine Analyse zu Kishons Buchmarktposition in der BRD vorgelegt;¹⁵ Gabriel N. Finder beschrieb die besondere Rezeptionsgeschichte in der BRD als Kishons deutschen Triumph;¹⁶ während Caroline Fetscher ihre eigene, die Schoah ausblendende Kishon-Begeisterung im Nachhinein kritisch reflektiert hat.¹⁷ In Israel wird Kishon seit den 2000er Jahren wiederentdeckt, in der Forschung finden sich vor allem soziologische und sprachwissenschaftliche Arbeiten.¹⁸ Batya Reichmann zeigt, dass Kishon in seiner ersten hebräischen Humoreskensammlung *Der Neueinwanderer, der uns auf die Nerven geht* (1952) an einigen Stellen subtil auf seine Flucht als Schoah-Überlebender und seine Zeit als Zwangsarbeiter hinweist.¹⁹ Diese sind jedoch nicht auf Deutsch erschienen. Reichmann geht jedoch davon aus, dass dies nur im ersten Band der Fall sei

15 Behre: Kishon für Deutsche.

16 Finder: An Irony of History.

17 Caroline Fetscher: Kishons Komik und ihre deutsche Konjunktur. Israelische Satiren als Medizin gegen deutschen Antisemitismus? In: *Deutsch-Israelische Zukunftsperspektiven* (2007), S. 17–22.

18 U. a. Tali Lev: *Between Humor and the Construction of Society. The 1950s and the Work of Ephraim Kishon*. Tel Aviv: Tel Aviv University 2006; Gidi Nevo: Arbinka, Shtucks and Co. The Making of Kishon's Social Satire. In: *Israel Studies* 10,2 (2005), S. 129–146.

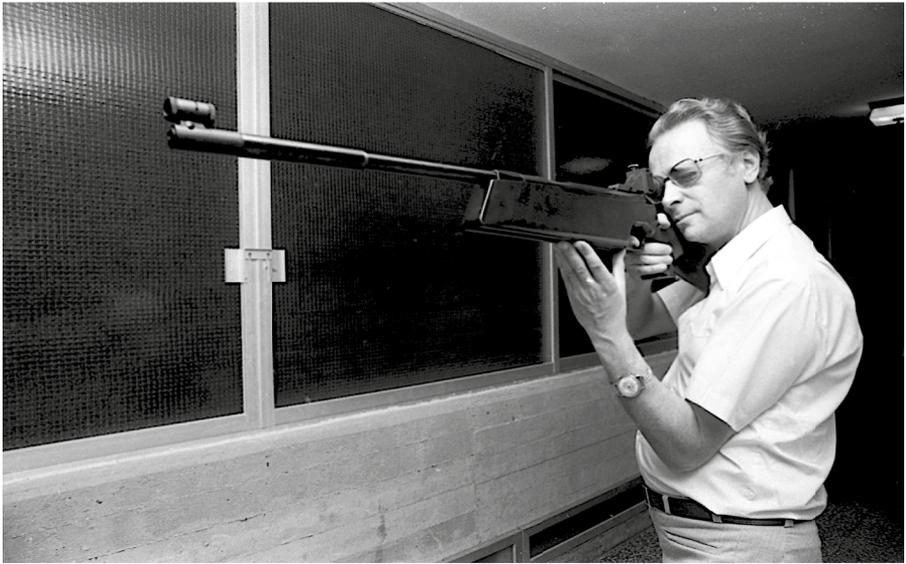
19 Batya Reichmann: מה בין אימת השואה לכתיבת הומורסקות? ההומוריסטן אפרים קישון [Was hat der Horror der Schoah mit dem Schreiben von Humoresken zu tun? Der Humorist Ephraim Kishon]. In: הומור מקוון: כתב עת מדעי לחקר ההומור [Online-Humor. Wissenschaftliche Zeitschrift zur Erforschung des Humors] 12 (Juni 2019), S. 8–19.

und Kishon danach mit seinen Bühnenstücken zur „Auferstehung“ und zum „Leben“ übergehe.²⁰ Über „jüdischen Humor“ liegen weitreichende Forschungsbeiträge vor, die hier thematisch passend herangezogen werden, Kishon aber kaum berücksichtigen.²¹

Das Ziel dieser Studie liegt darin, ausgehend von noch unbekanntem bzw. unerforschten Archivbeständen die Bedeutung der Shoah für Ephraim Kishons satirisches Schreiben zu zeigen. Ebenso wird seine nicht immer konfliktfreie Zusammenarbeit mit Friedrich Torberg und die Komplexität seines Erfolgs im deutschsprachigen Raum sowie Kishons Umgang damit in den Blick genommen. Hierfür wurden neben den Briefbeständen im Nachlass von Friedrich Torberg in der Österreichischen Nationalbibliothek (Wien) und der Wienbibliothek im Rathaus (Wien) erstmals an Kishon gerichtete Briefe von Leserinnen und Lesern in Kishons Privatarchiv in Afeka (Israel) sowie Kishons Wiedergutmachungsantrag von 1958 und seine Korrespondenzakte in den Arolsen Archives. International Center on Nazi Persecution herangezogen und ausgewertet. Dies ermöglicht einen neuen Blick auf Kishons Überlebensgeschichte, seine davon geprägte Humorpoetik und die satirische Qualität seiner Texte.

20 Ebd., S.9.

21 U. a. Chaya Ostrower: *It Kept Us Alive. Humor in the Holocaust*. Jerusalem: Yad Vashem 2015; Burkhard Meyer-Sickendiek / Gunnar Och (Hrsg.): *Der jüdische Witz. Zur unabgeklärten Problematik einer alten Kategorie*. Paderborn: Fink 2015; Marcus G. Patka / Alfred Stalzer (Hrsg.): *Alle Meschugge? Jüdischer Witz und Humor*. Ausstellungskatalog Jüdisches Museum Wien. Wien: Amalthea 2013; Ruth R. Wisse: *No Joke. Making Jewish Humor*. Princeton / Oxford: Princeton UP 2013; Burkhard Meyer-Sickendiek: *Was ist literarischer Sarkasmus? Ein Beitrag zur deutsch-jüdischen Moderne*. München: Fink 2009; Jan Meyero-witz: *Der echte jüdische Witz*. Berlin: Arani 1997; Salcia Landmann: *Als sie noch lachten. Das war der jüdische Witz*. München: Herbig 1997; Salcia Landmann: *Der jüdische Witz. Soziologie und Sammlung*. Olten / Freiburg i.Br.: Walter 1960.



Ephraim Kishon mit Gewehr, 1973.

Ephraim Kishon als Überlebender der Schoah

Wenn man etwas Lebensfreude und Selbstironie besitzt, dann kann man auch in der aussichtslosesten Situation noch lächeln.

Ephraim Kishon: *Nichts zu lachen*

Wenn heute jemand einen Filmbeitrag zu Ephraim Kishon dreht oder über ihn und sein literarisches Werk spricht, nimmt Kishons Überleben der Schoah großen Raum ein oder ist oft gerade der Ausgangspunkt für das Interesse. Einige Beispiele sind der israelische Dokumentarfilm *Kishon* (ISR 2017, Regie: Eliav Lilti), die Arte-Dokumentation *Lachen, um zu überleben. Ephraim Kishon* (A/ISR 2017, Regie: Dominik Wessely) und die hebräisch- und deutschsprachigen Wiederauflagen seiner Autobiographie *Nichts zu lachen*.¹

Dass Kishon selbst, sein Verlag sowie die Leserinnen und Leser dem Überleben der Schoah einen so zentralen Stellenwert im öffentlichen Bild des Autors einräumen, war jedoch nicht immer so. Zwar erwähnte Kishon in seinem ersten auf Deutsch erschienen Satiren- und Humoreskenband *Drehn Sie sich um, Frau Lot!* (1961) sein Überleben in einem von ihm verfassten kurzen Lebenslauf auf dem hinteren Klappentext. Allerdings wählte er eine indirekte ironische Darstellung: „zu viele Schulen, zu viele Arbeitslager, deutsche, ungarische, russische“, aus der sein Schoah-Überleben als Zwangsarbeiter des ungarischen Arbeitsdiensts für wehrpflichtige jüdische Männer nur indirekt zu erahnen ist. „Arbeitslager“, hier im selben Atemzug mit Schulen genannt, werden

1 Ephraim Kishon: *Nichts zu lachen. Die Erinnerungen*, aus d. Hebr. v. Ursula Abrahamy / Ephraim Kishon. München: Langen Müller 2006, im Folgenden Nachweis mit der Sigle NZL; Jaron London (Hrsg.): שיח ביוגרפי: 6 ימים של דו-שיח ביוגרפי [Kishon. Sein Name geht ihm voraus. 6 Tage biographischer Dialog]. Ben Shemen: Keter 2017.

verharmlost, besonders hinsichtlich der Tatsache, dass diesen Arbeitslagern später die Ähnlichkeit zu Konzentrationslagern attestiert wurde.² Konkreter wurde Kishons Überleben 1961 nicht thematisiert. Sicherlich auch, da es für die Vermarktung eines humoristischen Buchs nicht förderlich schien. Entsprechend wurde Kishon im deutschsprachigen Raum lange Zeit vor allem als israelischer – z. T. auch als jüdischer³ – Autor, aber kaum explizit als Schoah-Überlebender rezipiert. Dies gilt vor allem für die Zeit ab 1967, in der er durch seinen neuen Verleger Herbert Fleissner zum Bestsellerphänomen von bis dahin kaum dagewesenem Ausmaß aufgebaut wurde.⁴ Dennoch war das Wissen unterschwellig und manchmal direkt präsent. So wurde Kishon zum Beispiel 1979 von der TV-Programmzeitschrift *Hörzu* als Pro-Kommentator in der Debatte um die US-amerikanische Serie *Holocaust* (US 1978, R: Marvin J. Chomsky) angefragt und dort als „Zeitzeuge“ vorgestellt.⁵

Eine Integration seiner Überlebenserfahrung und deren explizite Verbindung mit seinem satirischen Schreiben und seiner Humorpoetik hat Kishon selbst erstmals 1993 in der erwähnten Autobiographie *Nichts zu lachen* benannt und danach häufig in Interviews geäußert. Als Motivation für das Aufschreiben bzw. Erzählen seiner Erinnerungen nannte Kishon die Ermutigungen und das Drängen seiner Familie, vor allem seiner zweiten Ehefrau Sara Kishon (geb. Lipovitz). Seine Autobiographie widmete er seinen Kindern, die bisher über seine Erlebnisse nicht genau Bescheid wussten (NZL, S. 5). Darüber hinaus

2 Vgl. Haftstättenverzeichnis der Stiftung EVZ, heute „Verzeichnis der KZ-ähnlichen Lager und Haftstätten sowie Institutionen und Betriebe, in denen Zwangsarbeit geleistet wurde“ beim Bundesarchiv: Stiftung Erinnerung Verantwortung Zukunft: Zwangsarbeitslager für Juden Fülek. <https://www.bundesarchiv.de/zwangsarbeit/haftstaetten/index.php?action=2.2&id=1500>; dies.: Zwangsarbeitslager für Juden Eltsch. <https://www.bundesarchiv.de/zwangsarbeit/haftstaetten/index.php?action=2.2&id=1936> (Zugriff am 18.11.2020).

3 Gelegentlich ist eine Abkoppelung der Begriffe „Israeli“ (im Sinne von jüdischer Israeli) und „Jude“ zu beobachten. Es schien unverfänglicher, über Israelis zu sprechen.

4 Vgl. Behre: Kishon für Deutsche. Der indirekte Hinweis auf sein Überleben in seiner kurzen Selbstbiographie wird 1965 umgeschrieben in die Bezeichnung als „ein [...] Flüchtling [...] aus deutschen und russischen Gefangenenlagern“, wobei die Lagerhaft als eine „von den mehr oder weniger abenteuerlichen Beschäftigungen, die er in seinem wechselvollen Leben ausgeübt hat“ benannt wird. Vgl. den Klappentext von Ephraim Kishon: *Der seekranke Walfisch oder Ein Israeli auf Reisen*, aus d. Engl. v. Friedrich Torberg. München / Wien: Langen Müller 1965.

5 Ephraim Kishon: Soll das Fernsehen dieses Drama zeigen? In: *Hörzu*, 3/1979, S. 18–20, hier S. 18. Kishon spricht sich dafür aus, die Serie zu zeigen.

ermöglichte ihm eine besondere Konstellation, dass er nicht selbst über seine Erinnerungen schreiben musste: Der israelische Journalist Jaron London war daran interessiert, mit Kishon ein Interview über sein Leben zu führen. Dieser Plan wurde zu einem Interviewmarathon von sieben Tagen, während derer Kishon London im Sommer 1993 in seinem Haus im Schweizer Appenzell seine Erinnerungen in einem engagierten Gespräch berichtete. London gab danach auf Hebräisch ein Buch mit dem Titel *דו-שיח ביוגרפי קישון* (dt. Kishon. Biographischer Dialog) heraus.⁶ Für die deutsche Ausgabe erstellte Kishon mit Hilfe seiner Übersetzerin Ursula Abrahamy und unter der Redaktion von Brigitte Sinhuber-Harenberg eine neue Fassung, die monologischer ist und Zusatzinformationen für die deutschen Lesenden, aber weniger lokale Details zu Israel enthält (NZL, S. 9).⁷

Der Zeitpunkt für Kishons öffentliche Erinnerungsarbeit ist für Schoah-Überlebende nicht ungewöhnlich. Viele Überlebende legten gerade ab Mitte der 1980er und in den 1990er Jahren Zeugnis ab.⁸ Als mögliche Gründe können zum einen psychologische Prozesse genannt werden, da es einen bestimmten zeitlichen Abstand brauchen kann, bevor es möglich ist, sich den traumatischen Erinnerungen zu stellen.⁹ Kishon war zu diesem Zeitpunkt 68 Jahre alt und blickte in gewisser Weise auf ein erfolgreiches Leben (weltweit rezipiertes literarisches Werk, Karriere als Regisseur, Familie, Kinder) zurück. Moshe Zimmermann hat außerdem beobachtet, dass „je weiter der Holocaust zurückliegt, [er] desto stärker [...] das Bewußtsein der Israelis und den Sozialisationsprozeß

6 Jaron London: *דו-שיח ביוגרפי קישון* [Kishon. Biografischer Dialog]. Tel Aviv: Sifriat Ma'ariv 1993.

7 Eine englische Fassung des Bandes gibt es nicht, wohl aber eine ungarische: Ephraim Kishon: *Volt szerencsém. Kishont Ferenc. Onéletrajza* [Ich hatte Glück: Ferenc Kishont: Seine Biographie], [aus d. Dt.] v. Gábor Dohy. Budapest: Akademia-Kiado 1994.

8 Vgl. Sascha Feuchert: Einleitung. In: Ders. (Hrsg.): *Holocaust-Literatur. Auschwitz. Für Sekundarstufe I*. Stuttgart: Reclam 2000, S. 5–41, hier S. 27. So gab z. B. auch Tibor (Timothy) Vajda, ein Mitgefangener Kishons, dem United States Holocaust Memorial Museum im Jahr 1990 ein Interview, in dem er über sein Überleben berichtete. Kritisches zu Vajda vgl. S. 18, Fn. 24.

9 Wobei es auch viele Zeugnisse von Überlebenden gibt, die direkt nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs entstanden sind. Vgl. z. B. die Online-Datenbank der Arbeitsstelle Holocaustliteratur an der Justus-Liebig-Universität Gießen: Frühe Texte der Holocaust- und Lagerliteratur 1933 bis 1949. http://ahlwiki.ub.uni-giessen.de/index.php/Fr%C3%BChe_Texte_der_Holocaust-_und_Lagerliteratur_1933_bis_1949 (Zugriff am 12.11.2020).

in Israel [prägt].“¹⁰ Ebenso wurde seine Überlebensgeschichte für Kishon in den späteren Jahren ein präsenteres Thema. Für Kishon spielte außerdem das Setting eine wichtige Rolle. Die Form des Interviews erleichterte ihm die Erinnerungsarbeit, und er konnte die Hürde, eigentlich nie eine Autobiographie schreiben zu wollen, überwinden (vgl. NZL, S. 7). Gleiches kann für seine räumliche Position (seine physische Präsenz) auf dem europäischen Kontinent angenommen werden. Kishon befand sich näher am historischen Geschehen als in Israel, auch wenn er sich in der (im Zweiten Weltkrieg weitgehend neutralen¹¹) Schweiz aufhielt.

Eindrucksvoll dokumentiert ist die Integration seiner Überlebenserfahrung im Band *Allerbeste Geschichten*¹², der 2005 nach Kishons Tod als eine Art „best of“ – aber ebenso Würdigungsband seiner ‚letzten Wahrheiten‘ vom Langen Müller Verlag herausgegeben wurde. Hier finden sich mehrfach ganz selbstverständlich Verweise auf Kishons Überlebensgeschichte. So beginnt das

10 Moshe Zimmermann: Israels Umgang mit dem Holocaust. In: Rolf Steininger (Hrsg.): *Der Umgang mit dem Holocaust. Europa – USA – Israel*. Wien / Köln / Weimar: Böhlau 1994, S. 387–406, hier S. 389. Zimmermann unterscheidet drei Phasen der israelischen Erinnerung an den Holocaust: Verdrängung aus der kollektiven Erinnerung, Phase des Erforschens und Mythologisierung (ebd., S. 391).

11 Neuere historische Forschungen haben gezeigt, dass die Schweiz indirekt von den „besitzlosen Vermögen“ der verfolgten und ermordeten Juden und Jüdinnen profitiert hat und auch die Flüchtlingspolitik der Schweiz, die am 13. August 1942 ihre Grenzen für rassistisch Verfolgte geschlossen hatte, die These einer „neutralen Schweiz“ erschüttert. Dennoch war die Schweiz für viele Exilierte zumindest eine Zwischenstation auf ihrer Flucht vor dem NS-Regime.

12 Ephraim Kishon: *Allerbeste Geschichten*, [aus d. Engl. u. Hebr.] v. Friedrich Torberg / Ephraim Kishon / Ursula Abrahamy. München: Langen Müller 2005, im Folgenden Nachweis mit der Sigle ABG. Der Band besteht aus einigen Geschichten, Zitate aus Kishons Autobiographie und Auszügen aus Interviews. Leider gibt es keinerlei Nachweise, wann die einzelnen Texte zuerst erschienen sind, aus welchen Ausgaben oder Interviews sie stammen usw. Einige Erzählungen, wie „Meine Masseneinwanderung“, wurden editorisch bearbeitet, ohne dass dies markiert wurde. Dies ist ein weiteres Beispiel der relativen Willkür, mit der Kishons Texte in immer neuen Zusammenstellungen publiziert werden. In einer jiddischen Ausgabe von Kishons Texten wurde die Pointe von „Jüdisch Poker“ einfach in „Microsoft“ statt „Ben Gurion“ geändert und damit der zeitgenössische und israelische Bezug gelöscht. Walter Sauer (Hrsg.): אויסגעקליבענע סאַטירעס און אַפּרײַם קישױן אויף ייִדיש. [Efroim Kishon oyf Yidish. Oysgeklebene Satires], aus d. Hebr. v. Andrea Fiedermutz / Noam Starik. Nidderau: Nauermann 2004, S. 6–11, hier S. 11.

Kapitel „Tourist aus der Hölle“ mit einer kurzen Notiz mit dem Titel „Täter und Opfer“:

Ich bin ein Produkt des Holocaust, ein Tourist aus der Hölle. Deswegen bin ich auch nicht das, was man in Deutschland einen Liberalen zu nennen beliebt. Ich stehe nämlich auf der Seite der Opfer, nicht der Mörder. Ich erregte mich darüber, dass Mörder, braune wie rote, lächelnd mit zehn Anwälten vor Gericht stehen und ihre Hand zum Siegeszeichen erheben dürfen. Eine solche Demokratie muss verbessert werden. Das allerdings bringt mich in einen Gegensatz zur deutschen Intellektuellen-Szene. (ABG, S. 47)

Kishon benennt hier seine Verfolgungs- und Überlebenserfahrung als konstituierend für seine politische Haltung. Als Kolumnist der israelischen Tageszeitung *Ma'ariv* war diese stets eng mit seinem humoristischen Schreiben verbunden. Somit betrifft Kishons biographische Erfahrung der Shoah seine Poetik. Humor wird zur Überlebensstrategie, die es ermöglicht, existenzielle Extremsituationen sowie traumatisierende Demütigungen geistig und seelisch zu überleben.¹³

Zu Kishons Überlebensgeschichte existieren außerdem einige Mythen, die wohl vor allem den Vermarktungsstrategien seines Verlags für die deutsche Fassung seiner Autobiographie zu verdanken sind. Im Werbetext heißt es u. a.: „Ephraim Kishon blickt zurück und enthüllt unbekanntes Seiten seines Lebens: Sein gefährliches Versteckspiel mit der Gestapo während des Dritten Reichs, seine Flucht vor dem KGB und seine ‚zweite Geburt‘ in Israel.“¹⁴ Dies sind Dramatisierungen unter werbewirksamen Schlagworten, die mit Kishons wahrer Überlebens- und Fluchtgeschichte wenig zu tun haben. Doch sogar auf der von Kishons Kindern betriebenen offiziellen Kishon-Homepage finden sich historisch nicht belegbare Angaben zu Kishons Überlebensgeschichte, die von einer Flucht von einem Transport in das Vernichtungslager Sobibor berichten.¹⁵

13 Vgl. Unterkap. „Chad Gadja‘ – Kishons Poetik: Humor als Überlebensstrategie“.

14 Werbetext in Kishon: *Kishons beste Spaßgeschichten für Kinder*, S. 126.

15 Bio. In: *Ephraim Kishon. Official Website*, o. D. <https://www.ephraimkishon.com/bio> (Zugriff am 27.10.2021). Ebenso wird Kishons Lebenslauf auf der Seite des Israelpreises angegeben, den er 2002 für sein Lebenswerk erhielt: קורות חיים אפרים קישון [Lebenslauf Ephraim Kishon]. In: *State of Israel. Ministry of Education*, o. D. <https://cms.education.gov.il/EducationCMS/Units/PrasIsrael/Tashab/EfraimKishon/KorotHaimEphraimKison.htm> (Zugriff

Kishon verfügte über ein profundes historisches Wissen über die NS-Zeit und kontextualisierte seine Verfolgung in der deutschen Version seiner Autobiographie teilweise über Schlagworte des Diskurses über den deutschen Nationalsozialismus (z. B. die Beteiligung der SS). Dabei wurden die spezifisch ungarischen Aspekte zum Teil unkenntlich.

In diesem Kapitel soll Kishons Überlebensgeschichte dargestellt und historisch durch bisher in der Forschung unbekannte Quellen kontextualisiert werden. Den Ausgangspunkt für diese biographische Rekonstruktion bildet Kishons Autobiographie *Nichts zu lachen. Die Erinnerungen* (1993) und einige Passagen aus dem Band *Undank ist der Welten Lohn. Ein satirischer Nachruf* (1990)¹⁶, in dem Kishon nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion und der deutschen Wiedervereinigung erstmals ausführlicher autobiographische Erinnerungen in ironisch verknüpfter Form formulierte:

Was auf den kommenden Seiten zu lesen ist, sind die schriftstellerischen Ausbrüche meiner vierzigjährigen politischen Isolation im Westen. Ich könnte dieses Buch auch „Mein Kampf“ nennen, aber diesen Titel hat mir schon Stalins Musterschüler weggeschnappt. „Undank ist der Welten Lohn“ ist eigentlich ein Tagebuch. Und in einem Tagebuch nimmt man keine Änderungen vor, alles muß so bleiben, wie es seinerzeit geschrieben wurde [...]. (UWL, S. 11–12)

Soweit ermittelbar, hat bisher niemand versucht, Kishons autobiographische Angaben durch erhaltene Akten zu verifizieren bzw. weitere Details seiner Verfolgungs- und Überlebensgeschichte als Zwangsarbeiter im Kontext des ungarischen „jüdischen Arbeitsdiensts“ zu erforschen. Notwendig ist erstens eine historische Einordnung von Kishons Erfahrungen in die ungarische Geschichte, besonders hinsichtlich der Kooperation Ungarns mit dem NS-Regime und der Weigerung, ungarische Juden und Jüdinnen deportieren zu lassen. Ungarn war zwar ab 1920 von einer antisemitischen Politik geprägt und trat ab 1939 auf

am 27.10.2021). Gegen diese Version spricht ebenfalls, dass das Vernichtungslager Sobibor nach dem Aufstand der Häftlinge am 14. Oktober 1943 nicht weitergenutzt wurde, während die Deportation ungarischer Juden und Jüdinnen erst im Frühjahr 1944 einsetzte.

16 Ephraim Kishon: *Undank ist der Welten Lohn. Ein satirischer Nachruf*, [aus d. Hebr.] v. Ursula Abrahamy / Ephraim Kishon. München / Berlin: Langen Müller 1990, im Folgenden Nachweis mit der Sigle UWL.

Seiten des Deutschen Reichs in den Zweiten Weltkrieg ein. Die Deportation ungarischer Juden und Jüdinnen begann jedoch erst mit der deutschen Besetzung Ungarns im März 1944, so dass sich ‚untypische‘ Verfolgungs- und Überlebensgeschichten finden lassen.

Neben diesen allgemeinen historischen Fakten gelang es zweitens, direkt Kishon betreffende Informationen mittels persönlicher Akten zu erschließen. Bisher auffindbar war Kishons Korrespondenzakte beim International Tracking Service (ITS) in Bad Arolsen (heute Arolsen Archives. International Center on Nazi Persecution). Die Akte enthält einen CM/1-Bogen des Internationalen Roten Kreuzes, in dem Kishon 1949 bei seiner Flucht aus dem sozialistischen Ungarn im DP-Lager Beth Bialik in Salzburg u. a. Angaben über seine NS-Verfolgungsgeschichte gemacht hat. Darüber hinaus geht aus der Akte hervor, dass Kishon 1958 einen Antrag auf Entschädigung beim Amt für Wiedergutmachung Koblenz gestellt hat. Dieser Antrag liegt heute beim Amt für Wiedergutmachung Saarburg¹⁷ und konnte ebenfalls eingesehen werden.

Drittens konnte auf Berichte weiterer Überlebender derselben Lager zurückgegriffen werden, in denen Kishon interniert war: Tibor (später Timothy) Vajda (geb. 1924 in Budapest) und Ernő Lazarovits (geb. 27. Juni 1924 in Szilágysomlyó, Rumänien), zwei Mitinsassen der Zwangsarbeitslager Jolsva und Fülel/Fulek, haben ihre Erinnerungen in Interviews und ihren Autobiographien festgehalten.¹⁸ So gab Lazarovits 1999 ein Interview für die Shoah Foundation¹⁹ und Vajda ließ seine Erinnerungen im April 1990 durch das Australian Institute of Holocaust Studies für das *Twelfth Hour Project* aufzeichnen.²⁰ Vajda

17 Amt für Wiedergutmachung Saarburg, Entschädigungsakte Ephraim Kishon, Aktenzeichen 311 499.

18 Tibor Vajda: *Hope Dies Last. A Story of Survival in Fascist Hungary*. Melbourne: Scribe 2000, im Folgenden Nachweis mit der Sigle V; Ernő Lazarovits: *Mein Weg durch die Hölle. Ein Überlebender erzählt vom Todesmarsch*. Grünbach: Steinmaßl 2009, im Folgenden Nachweis mit der Sigle L.

19 Ernő Lazarovits: Oral History Interview, 18.08.1999, o.O., Interviewer: Éva Bálint, Sprache: Ungarisch. USC Shoah Foundation Visual History Archive (VHA), code 50261. www.worldcat.org/title/erno-lazarovits-oral-history-interview-code-50261-18-aug-1999/oclc/1042344998 (Zugriff am 04.10.2021).

20 Tibor Vajda: Oral History Interview. Accession Number: 2006.70.115 / RG Number: RG-50.583.0115. Item 61: Holocaust survivors from Hungary; Dr. Tibor Timothy Vajda interviewed by Anita Fisher, 04.04.1990. Call Number MLOH 500/237-240 (4 Std.). <http://archival.sl.nsw.gov.au/Details/archive/110372035Adlib> (Zugriff am 14.11.2018). Seit 2006

hat außerdem seine z. T. nur vorgebliche Autobiographie in mehreren Bände publiziert. Mit seiner Zeit im faschistischen Ungarn beschäftigt sich *Hope Dies Last. A Story of Survival in Facist Hungary* (2000) und mit der Befreiung durch die Rote Armee die Autobiographie *In the Whirlwind of History* (2003), die eine Dokumentation von NS-Endphaseverbrechen enthält. Was die Authentizität der Autobiographie Vajdas nach der Befreiung angeht, sind Zweifel angebracht. Er gehörte zu den Juden, die nach 1945 in Ungarn mit dem neuen sozialistischen²¹ Regime zusammenarbeiteten und sich aus Angst vor einer Rückkehr der faschistischen Kräfte bewusst bei der politischen Polizei betätigten,²² wobei er zum „Head of the Investigation Department“²³ aufstieg. Es muss vermutet werden, dass er im Kontext des Stalinismus, als viele Unschuldige in Haft kamen, gefoltert und z. T. ermordet wurden, an solchen Praktiken ebenfalls beteiligt war, dies aber in seiner Autobiographie übergängig.²⁴ Dennoch sind seine Aufzeichnungen über die Schoah durch einen berichtenden Stil geprägt und für die Zeit der Zwangsarbeit in geringerem Maße vom Wunsch, sich politisch reinzuwaschen, motiviert, so dass hier einige der von Kishon genannten Ereignisse verifiziert werden können.

ist es Teil des Claims Conference International Holocaust Documentation Archive am US Holocaust Memorial Museum. In der biographischen Angabe wird Vajdas Mitarbeit in hoher Funktion beim ungarischen Staatssicherheitsdienst nicht genannt.

21 Hier wird die Eigenbezeichnung Ungarns als sozialistische Volksrepublik verwendet. Kishon selbst, der 1949 vor der Diktatur der ungarischen kommunistischen Partei geflohen ist, sprach stets vom „kommunistischen“ Ungarn und stand damit der westlichen Rhetorik des Kalten Kriegs nahe.

22 Peter Haber: Budapest. Eine kurze Einführung in die jüdische(n) Geschichte(n) der Stadt. In: Ders.: *Budapest. Jüdisches Städtebild*. Frankfurt am Main: Jüdischer Verlag 1999, S. 7–42, hier S. 35.

23 Tibor Pethö: Wallenberg and the Jewish Doctors. In: *Hungarian Review* IV,4 (2013). http://hungarianreview.com/article/Wallenberg_and_the_jewish_doctors (Zugriff am 18.12.2022).

24 Vajdas Position ist mittlerweile wissenschaftlich bestätigt: Ebd.; Sandra Harvey: My Neighbour, My Torturer. In: *Sydney Morning Herald*, 27.03.1993, S. 1, 39, 44; Landmark Ruling for Press. In: *Sydney Morning Herald*, 04.09.1993, S. 11. Vajda erlebte 1953 selbst, wie sich das stalinistische Regime gegen die eigenen Mitarbeiter richtete. Er wurde im Zuge der stalinistischen antisemitisch motivierten Verfolgungen verhaftet und nach Angaben des *Sydney Morning Herald* u. a. wegen Misshandlung von Gefangenen angeklagt. Er konnte während der Revolution 1956 aus Ungarn fliehen und sich ein neues und unbehelligtes Leben als Zahnarzt und später als Autor in Australien aufbauen. Vajda konnte in Australien für seine mutmaßlichen Verbrechen im sozialistischen Ungarn nicht angeklagt werden.

Ernö Lazarovits berichtet in seiner Autobiographie *Mein Weg durch die Hölle* (dt. 2009, ungarisch 1991), wie er im März/April 1945 den Todesmarsch von der burgenländisch-ungarischen Grenze in Richtung KZ Mauthausen und Gunkirchen überlebt hat, und erinnert sich dabei an die beiden Zwangsarbeitslager, in denen auch Kishon interniert war.²⁵

Unter den von der HU Berlin transkribierten Interviews der Shoah-Foundation gibt es außerdem zwei Interviews mit den jüdischen Überlebenden Josef Hidasi (geb. 8. Dezember 1929, Lučecec) und Michael Hajdu (geb. 16. November 1924, Budapest), die ebenfalls eine Zeitlang in Jolsva inhaftiert waren und Zwangsarbeit leisten mussten.²⁶ Auch diese Interviews werden vergleichend und zur Erläuterung der Haftbedingungen herangezogen. Somit ist es möglich, die zeitlichen Abfolgen historisch zu rekonstruieren.

Kishons Erinnerungen mit den Erinnerungen anderer Überlebender zu vergleichen, ermöglicht nicht nur, die Haftbedingungen genauer zu beschreiben. Darüber hinaus werden die individuellen Persönlichkeiten und Überlebensstrategien der Inhaftierten deutlich. Kishon selbst erzählt seine Erinnerungen aus der Perspektive eines literarischen Autors und Regisseurs. Seine autobiographischen Angaben sind deutlich durch literarische Strategien geprägt, durch die er ihnen eine individuelle Gestalt gibt und die sie in den Kontext seiner Humor-Poetik stellen.

Die individuelle Prägung zu beachten, ist wichtig, da die nationalsozialistischen Maßnahmen und die bürokratische Organisation der Verfolgung sowie die industrialisierte Vernichtung der europäischen Juden und Jüdinnen gerade darauf abzielten, den Opfern zunächst die bürgerlichen Rechte und schließlich in den Konzentrations- und Vernichtungslagern jegliche Individualität und Identität zu nehmen. Wenn man Opfergeschichten erforscht, fällt auf, dass

25 Lazarovits: *Mein Weg durch die Hölle*; Lazarovits: Oral History Interview, VHA, code 50261.

26 Josef Hidasi: Oral History Interview, 26.02.1998, Freiburg i.Br., Interviewer: Marianna Bergida, Sprache: Deutsch. USC Shoah Foundation Visual History Archive, code 41305. Transkript Freie Universität 2012. <http://transcripts.vha.fu-berlin.de/interviews/784?locale=de&query=Josef+Hidasi> (Zugriff am 05.04.2021); Michael Peter Hajdu: Oral History Interview, 23.09.1997, Wien, Interviewer: Gudrun Henninger, Sprache: Deutsch. USC Shoah Foundation Visual History Archive, code 36432. Transkript Freie Universität Berlin 2012. <http://transcripts.vha.fu-berlin.de/interviews/671?locale=de&query=Michael+Peter+Hajdu> (Zugriff am 05.04.2021).

sich unterschiedlichste Biographien mit zunehmender Verfolgungsstufe immer mehr angleichen. Umso wichtiger ist es, das individuelle Erleben, die individuellen Biographien, Identitäten, Verfolgungs- und gegebenenfalls Überlebensgeschichten der Verfolgten, Ermordeten und Überlebenden zu betonen. Denn der Status als „Opfer des Nationalsozialismus“ und als „Überlebender“ droht diese Erfahrungen und Handlungsspielräume in den Hintergrund zu drängen. Sie werden erst durch die individuellen Zeugnisse wieder deutlich. Dass die Überlebenden der Schoah Individuen mit ganz persönlichen Geschichten sind, war Kishon in seinen Erinnerungen wichtig:

Das bedeutet nicht, daß jene, die überlebt haben, einander zwangsläufig ähneln. Da gab es ja raffinierte Variationen des Infernos, welche die Opfer unterschiedlich geprägt haben, gab es unendlich viele individuelle Erlebnismuster. (NZL, S. 11–12)

Die folgenden Kapitel analysieren und kontextualisieren historisch, was Kishon erlebt, wie er überlebt und wie er darüber berichtet hat. Dafür steht zunächst Kishons Überlebensgeschichte im Kontext der ungarischen Beteiligung an der Schoah im Zentrum. Anschließend wird dargestellt, was Kishon selbst von seinen Erlebnissen berichtet hat, und dies mit den Angaben in den erhaltenen Akten und den Erinnerungen anderer Überlebender kontextualisiert, um abschließend zu zeigen, wie stark Kishons autobiographische Erinnerungen durch filmische und literarische Strategien geformt sind.

1 Kishons Überlebensgeschichte im Kontext der ungarischen Beteiligung an der Schoah

In seiner Autobiographie stellt Kishon von Anfang an die Bedeutung der Schoah und seiner Überlebenserfahrung in den Vordergrund. Schon am Ende der ersten Seite betont er, wie prägend dieser Lebensabschnitt für ihn gewesen sei und warum er trotzdem bisher nicht darüber geschrieben habe:

Über meine Jahre unter dem Joch des Hakenkreuzes, das mich wohl mehr prägte als meine Herkunft, meine Eltern und meine Lehrer, hatte ich aus Gründen, die für Außenstehende schwer verständlich sind, bisher noch keine Zeile geschrieben. Es ist mir, als hätte sich jene Zeit auf einem anderen Planeten abgespielt und meine Berichte könnten nur von Menschen verstanden werden, die wie ich verdammt dazu

waren, Augenzeugen und Betroffene jenes dunklen Abschnitts unserer Geschichte zu sein. (NZL, S. 7–8)

Kishon ordnet die Erfahrung der Schoah als Jugendlicher und junger Erwachsener als wichtiger ein als die Erfahrungen, die er als Kind gemacht hat:²⁷

Natürlich hätte ich das Szenario meines Lebens mit der Kindheit im Elternhaus von Hoffmann Ferike beginnen müssen, aber auch der legendäre Professor Freud würde der Behauptung zustimmen, daß für Menschen, die ihre Jugend im Holocaust verlebt haben, die Kindheit zu einem Schemen geschrumpft ist. (NZL, S. 11)

Ephraim Kishon, damals noch Ferenc Hoffmann (bzw. nach ungarischer Gepflogenheit Hoffmann Ferenc), war Zwangsarbeiter des ungarischen „Arbeitsdiensts“ für wehrpflichtige jüdische Männer im Kontext der Deportation der Juden und Jüdinnen aus Ungarn ab dem 15. Mai 1944. Er musste in den Lagern Jolsva und Füleke Zwangsarbeit in der Rüstungsindustrie leisten, bevor es ihm gelang, mit einem Freund zu fliehen. Bis zur Befreiung Budapests durch die Rote Armee überlebte er nach eigener Aussage versteckt in Budapest (vgl. NZL, S. 58–70).

Schon durch diese kurze Skizze von Kishons Überlebensgeschichte wird die besondere Situation der ungarischen Juden und Jüdinnen deutlich, die bis Mai 1944 vor Deportationen geschützt, aber dennoch antisemitischen Zwangsmaßnahmen wie dem jüdischen „Arbeitsdienst“ ausgesetzt waren. Hierbei gelangen unbekanntere Aspekte der Schoah in den Fokus, vor allem die Schicksale jüdischer Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen und die Zeit der nationalsozialistischen Endphaseverbrechen ab November 1944.

Ein struktureller und institutioneller Antisemitismus begann in Ungarn mit dem Gesetz von 1920, das einen Numerus Clausus einführte, der Juden den Zugang zum Studium erschwerte und die Zahl jüdischer Studierender drastisch reduzierte. Im Frühjahr 1938 folgten die an den „Nürnberger Gesetzen“

27 Kishon berichtet auch über die Konflikte in der Ehe seiner Eltern, über sein Aufwachsen in einer stark akkulturierten jüdischen Familie, die sich gegen „Ostjuden“ abgrenzte und dem Zionismus befremdet gegenüberstand. Kishon fühlte sich als Kind und Jugendlicher als Ungar mosaischen Glaubens. Seine Bar Mitzwa erlebte er als unheimlich und archaisch fremdartig. Außerdem gibt er einen Überblick über die Entwicklung des Antisemitismus in Ungarn. Vgl. NZL, S. 7–52.

orientierten „Judengesetze“, die berufliche Freiheiten und politische Rechte einschränkten.²⁸ Im Sommer 1941 wurde ein weiteres „Rassenschutzgesetz“ eingeführt, das die Zugehörigkeit zum Judentum rassistisch definierte und „Mischehen“ unter Strafe stellte.

Kishon erlebte die antisemitische Diskriminierung als Jugendlicher. In *Undank ist der Welten Lohn* (1990) berichtete er zum ersten Mal über die antisemitischen ungarischen „Gesetz[e] gegen ‚die jüdische Expansion in Wirtschaft und Kultur‘“ (UWL, S. 12) und die damit verbundenen Diskriminierungserfahrungen, denen er ausgesetzt war:

Ich stand damals während der Turnstunden in einer Ecke, abseits der Klasse. Ein gelbes Band um meinen linken Arm war vorschriftsmäßig sechs Zentimeter breit und der notwendige Beweis für meine niederträchtige Herkunft. (UWL, S. 13)

Mit dem Kriegseintritt Ungarns auf Seiten NS-Deutschlands wurden ab Sommer 1939 alle wehrpflichtigen jüdischen Männer zu einem „Arbeitsdienst“ verpflichtet:²⁹

Sie wurden im Rahmen der ungarischen Armee in eigene Hundertschaften und Bataillone zusammengefasst und ab Sommer 1941 an die Ostfront verlegt, wo sie neben Straßen-, Gleisbau- und Schanzarbeiten auch zur Entminung eingesetzt wurden. Bis Ende 1943 waren zumindest 40.000 in den Arbeitskommandos tätige Juden gefallen und 20.000 in sowjetische Gefangenschaft geraten. [...] Die sadistische und brutale Behandlung durch die Wachmannschaften und die mangelnde Ausrüstung und Verpflegung waren die wesentlichsten Gründe für die immensen Verlustzahlen.³⁰

Bis April 1944 mussten 80.000 ungarische Juden Zwangsarbeitsdienst leisten, danach wurde der Einsatz auf alle ungarischen Juden bis 60 Jahre erweitert und

28 Vgl. Walter Manoschek: „*Dann bin ich ja ein Mörder!*“. *Adolf Storms und das Massaker an Juden in Deutsch Schützen*. Göttingen: Wallstein 2015, S. 25.

29 Ebd., S. 26. Zunächst im Alter von 21–24 Jahren, bis 1944 ausgeweitet auf 60 Jahre. Manoschek gibt an, dass „bis April 1944 etwa 80.000 ungarische Juden zum Zwangsarbeitsdienst eingezogen“ wurden, insgesamt „dürften etwa 130.000 jüdische Männer militärische Zwangsarbeit verrichtet haben“ (ebd., S. 26–27).

30 Ebd., S. 26.

betraff bis zu 130.000 Männer.³¹ Kishon berichtet, dass sein Vater 1942 zum Arbeitsdienst eingezogen worden war:

Warum sollen die Juden, diese Parasiten, nicht auch ihren Beitrag zum Krieg leisten, sagte sich die ungarische Regierung und gründete Arbeitsgruppen mit alten, erschöpften Menschen, die Gräben ausheben und wieder zuschaukeln mußten. (NZL, S. 51)

Kishon selbst wurde im Mai 1944 zum Arbeitsdienst eingezogen, zusammen mit allen anderen Juden des Jahrgangs 1924.³² Die Deportation, die Inhaftierung in Arbeitslagern und die Zwangsarbeit fanden weitgehend unter ungarischer Bewachung und Organisation statt. Die Arbeitsdiensteinheiten gehörten zum Militär, trugen Mützen der ungarischen Armee und wurden von ungarischen Gendarmen und z. T. Armeeeingehörigen bewacht. Einige überlebende jüdische „Arbeitsdienstler“ berichten,³³ dass ihnen dieser Status ein anderes Selbstverständnis gab, obwohl er nicht vor enormen Grausamkeiten und Morden schützte.

Die Arbeitslager Jolsva (Eltsch / Jelschau / Jelsava) und Füle / Fulek (Fileck / Fülleck / Filakovo), wo Kishon im Rahmen des ungarischen „Arbeitsdiensts“ für wehrpflichtige Juden Zwangsarbeit in der Rüstungsindustrie leisten musste, liegen heute in der Slowakei, gehörten aber 1944 zu Ungarn. Beide Lager wurden im Rahmen des EVZ-Stiftungsgesetzes vom 2. August 2000 mit Beschluss vom 28. August 2003 als „andere Haftstätten“ anerkannt und in das Haftstättenverzeichnis der Stiftung Erinnerung, Verantwortung, Zukunft (EVZ) aufgenommen.³⁴ Die Haftbedingungen in beiden Lagern glichen denen in einem NS-Konzentrationslager, gehörten aber nicht zum System der KZ. Die Stiftung EVZ legte drei Merkmale für diese Einstufung fest: unmenschliche

31 Ebd., S. 26–27.

32 Kishon selbst gibt November/Dezember 1944 als vage Zeitangabe für seine Deportation und seine Lageraufenthalte an, die jedoch historisch und die Witterungsbedingungen betreffend nicht exakt ist. Tibor Vajda hat genauere Daten genannt und einen chronologischen Ablauf beschrieben, der historisch wahrscheinlicher ist (vgl. Unterkap. „Darstellungsfragen – Wie literarisiert sind Kishons Erinnerungen?“). Auf den Formularen, die in den Arolsen Archives archiviert sind, gibt Kishon ebenfalls Mai 1944 an (s. u.).

33 Hidasi: Oral History Interview, VHA code 41305, 0:05:00 min.

34 Vgl. Stiftung EVZ: Haftstättenverzeichnis.

Haftbedingungen, unzureichende Ernährung und fehlende medizinische Versorgung.³⁵ Für beide Lager wurde von der Stiftung EVZ die „Nutzung als Haftort für Zwangsarbeiter“ ab März 1944 als „Zwangsarbeitslager für Juden“ anerkannt.³⁶

Die Deportation der Juden und Jüdinnen aus Ungarn setzte später ein als in allen übrigen besetzten oder kollaborierenden europäischen Ländern. So schreibt Raul Hilberg: „1944 war nur ein einziges Land von Deportationen verschont, war nur eine einzige Judengemeinde intakt geblieben. Dieses Land war Ungarn; in seinen Grenzen hatten 750.000 Juden überlebt.“³⁷ Götz Aly geht ebenfalls auf die Sondersituation in Ungarn ein und vertritt die These, dass in Budapest etwa 150.000 ungarische Juden und Jüdinnen überleben konnten, „da die ungarische Regierung im Sommer 1944 aufgehört hatte, an den Deportationen mitzuwirken“.³⁸ Denn obwohl Ungarn mit dem Deutschen Reich verbündet war, lehnte der Reichsverweser Miklós Horthy 1941 die Deportation ungarischer Juden und Jüdinnen als „Einmischung in innere Angelegenheiten“ ab (stimmte aber der Deportation von in Ungarn lebenden Juden und Jüdinnen anderer Nationalitäten zu). Ungarn verfolgte somit eine autonome Politik gegenüber seiner jüdischen Minderheit, bei der Horthy sie als „Verhandlungsmasse“ mit den Alliierten benutzte.³⁹

Die Deportationen in die Vernichtungslager begannen erst, nachdem Ungarn am 19. März 1944 vom Deutschen Reich besetzt worden war. Hitlers

35 Z. T. reichte der Nachweis von Zwangsarbeit aus. Insgesamt wurden 3.800 Lager als „andere Haftstätten“ anerkannt und bei den Auszahlungen an ehemalige Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen berücksichtigt.

36 Vgl. Stiftung EVZ: Haftstättenverzeichnis. Für Zwangsarbeit in einer dieser „anderen Haftstätten“ konnte man ab dem Jahr 2000 15.000 DM als „Entschädigung“ erhalten.

37 Raul Hilberg: *Die Vernichtung der europäischen Juden*, Bd. 2, aus d. amerik. Engl. v. Christian Seeger / Harry Maor / Walle Bengs / Wilfried Szepan. Frankfurt am Main: Fischer 1991, S. 859.

38 Götz Aly: *Europa gegen die Juden 1880–1945*. Frankfurt am Main: Fischer 2017, S. 13–14, 41–45, 263–279, hier S. 45.

39 Im 19. Jahrhundert diente die jüdische Minderheit in Ungarn dazu, durch ihre Magyarisierung (nationalistische Politik der Assimilation der nicht ethnisch „ungarischen“ Bevölkerungsgruppen) die Mehrheit der magyarischen (ungar.: ungarischen) Bevölkerung gegenüber anderen Minderheiten zu sichern. Es ist möglich, dass diese Tradition trotz des massiven Antisemitismus zu einer anderen Haltung gegenüber den „eigenen Juden“ beigetragen hat. Vgl. Haber: Budapest. Eine kurze Einführung.

Generalbevollmächtigter in Ungarn war SS-Standartenführer Edmund Veessenmayer. Sofort wurden unter der Leitung von Adolf Eichmann die Vorbereitungen für die Deportationen durch das Sondereinsatzkommando eingeleitet. Am 5. April 1944 wurde der „gelbe Stern“ als Markierung eingeführt, ab Anfang April 1944 sogenannte „Judenhäuser“ bzw. Ghettos eingerichtet.⁴⁰ Die ersten Deportationen begannen im Mai 1944. Bis Anfang Juli 1944 wurden 430.000 ungarische Juden und Jüdinnen nach Auschwitz deportiert.⁴¹ Gleichzeitig weitete man den Arbeitsdienst auf größere Altersgruppen und auch auf Frauen aus. Die Zahl der jüdischen Angehörigen des Zwangsarbeitsdiensts stieg auf 150.000.⁴² Auf internationalen Druck und den Anstoß ihm nahestehender Kreise hin stoppte Horthy die Deportationen der 200.000 jüdischen Einwohner und Einwohnerinnen Budapests nach dem 10. Juli 1944.⁴³ Doch als er am 15. Oktober 1944 den Kriegaustritt Ungarns erklärte, übernahm die faschistische Pfeilkreuzler-Bewegung unter Ferenc Szálasi die Regierung. „Arbeitsdienst“-Bataillone wurden nun als „Leihjuden“ an die österreichische Grenze deportiert und dort der SS übergeben, um den sogenannten „Südostwall“ gegen einen Einmarsch der Roten Armee in Wien zu bauen. Ab Ende Oktober / November 1944 wurden täglich 2.000 bis 4.000 jüdische Zwangsarbeitende von ungarischen Gendarmen von Budapest aus auf Todesmärsche mit Tagesmärschen von 25–30 km Richtung Deutsches Reich getrieben.⁴⁴ Der Historiker Walter Manoschek betont:

40 Zu den antijüdischen Maßnahmen vgl. Christian Gerlach / Götz Aly: *Das letzte Kapitel. Realpolitik, Ideologie und der Mord an den ungarischen Juden 1944/1945*. Stuttgart / Zürich: DVA 2002, S. 132–148.

41 Manoschek: „Dann bin ich ja ein Mörder!“, S. 28.

42 Ebd.

43 Maria Schmidt: Doppelidentität trotz Holocaust. Der Holocaust in der modernen Geschichte des ungarischen Judentums. In: Steininger (Hrsg.): *Der Umgang mit dem Holocaust*, S. 299–314, hier S. 303. Schmidt gibt hier außerdem an: „Einem Teil der konservativen herrschenden Kreise gelang es [nach dem Ende der ungarischen Souveränität am 19. März 1944] im letzten Augenblick noch, die jüdischen Männer im militärpflichtigen Alter zum Arbeitsdienst einzuberufen und sie damit vor der Deportation zu retten.“ (Ebd.)

44 Ebd., S. 29. „Unzureichende Nahrung, das Übernachten bei eisigen Temperaturen und die grausame Behandlung durch die Begleitmannschaften führten dazu, dass zwischen 6000 und 7000 Juden unterwegs von den Wachmannschaften ermordet wurden und weitere 2000 durch Kälte und Hunger den Tod fanden.“ (Ebd., S. 30.) Vgl. Daniel Blatman: *Die Todesmärsche 1944/45. Das letzte Kapitel des nationalsozialistischen Massenmords*, aus d. Hebr. v. Markus Lemke. Reinbek: Rowohlt 2011, S. 355.

Bei dieser Opfergruppe handelte es sich ausschließlich um Juden und Jüdinnen, die auf Anforderung deutscher Stellen, aber unter ungarischer Verantwortung und mit ungarischen Begleitmannschaften deportiert wurden.⁴⁵

Die Zwangsarbeiten am „Ostwestwall“ und die Todesmärsche gehören in die Phase der NS-Endphaseverbrechen, in der unkontrollierte Gewalt und oft nicht direkt befohlene Mordtaten u. a. an jüdischen Zwangsarbeitenden an der Tagesordnung waren. Diesem Schicksal entkam Kishon durch seine Flucht aus dem Arbeitslager. In Budapest selbst jagten und ermordeten Pfeilkreuzler untergetauchte oder noch nicht deportierte Juden und Jüdinnen, viele am Ufer der Donau. Dennoch überlebten in Budapest ca. 119.000 Juden und Jüdinnen,⁴⁶ so auch Kishons engere Familie (Vater, Mutter, Schwester).

Kishon selbst hat seine Verfolgung als eine primär ungarische erlebt, die zwar mit dem nationalsozialistischen Regime und dessen Ideologie kollaborierte, aber auf einem ausgeprägten ungarischen Antisemitismus basierte. Dies wird in seiner Beschreibung des sich ausbreitenden Antisemitismus in Ungarn bis hin zu den ungarischen Bewachern seiner Deportation und des Arbeitslagers deutlich (NZL, S. 42–52).

2 Kishons Überlebensgeschichte nach seinen autobiographischen Angaben

Das erste Mal hat Kishon in *Undank ist der Welten Lohn* (1990) in sehr kondensierter Form seine Deportation zur Zwangsarbeit, seine Flucht aus dem Arbeitslager und sein Überleben als Untergetauchter in Budapest angesprochen:

[...] gleich nach dem deutschen Einmarsch wurde ich in ein Zwangsarbeitslager der siegreichen ungarischen Armee gesteckt, von wo mir eine Minute vor Eichmanns Eintreffen die Flucht gelang. Danach übte ich mich im Ausweisfälschen und Kreuzeschlagen. Ich schrie „Heil Hitler“ bei Straßenrazzien und versteckte mich in freien Felshöhlen und in finsternen Liftschächten. Nachdem auch mein letztes Asyl ausgebombt worden war, lief ich um mein Leben in die Vorstadt von Budapest, um die russische Frontlinie zu erreichen. (UWL, S. 13–14)

45 Manoschek: „*Dann bin ich ja ein Mörder!*“, S. 31.

46 Ebd.

Die Verdichtung und Zuspitzung („eine Minute vor Eichmanns Eintreffen“) vermitteln einen Eindruck des Gehetztseins, legen den Fokus aber auf die Zeit des illegalen Überlebens in Budapest nach Kishons Flucht. Details über Kishons Deportation und Internierung in den Zwangsarbeitslagern Jolsva und Fülelek erfahren seine Leserinnen und Leser erst in seiner Autobiographie *Nichts zu lachen* (1993).

Im Interview mit Jaron London ist es Kishon nicht mehr möglich, den Zeitpunkt seiner Deportation genau zu erinnern:

Es war Ende 1944, oder vielleicht Anfang 1945, die Züge Eichmanns jagten schon mit Volldampf durch Europa, als alle jüdischen Abiturienten in Budapest zu einem Appell zusammengerufen und in die Slowakei, in die Nähe der Stadt Jolsva, deportiert wurden. Wir sollten von dort den Deutschen ausgeliefert werden, aber auf dem Weg nach Polen sollten wir noch etwas schwitzen, bevor wir verreckten. (NZL, S. 52)

Aus den Erinnerungen anderer Überlebender, die zeitgleich in dasselbe Lager deportiert worden waren, lässt sich Mai 1944 als realistischeres Datum bestimmen. So nennt der mit Kishon inhaftierte Tibor Vajda ganz konkret den 14. Mai 1944 als Tag der „Einberufung“ zum jüdischen Arbeitsdienst und die Ankunft in Jolsva mit dem Zug am 15. Mai 1944 (V, S. 12).

Kishon erinnert sich daran, zu Fuß mit Zwangsmärschen deportiert worden zu sein:

Wir waren 220 ehemalige Gymnasiasten [...]. Wir trugen alle unsere Zivilkleidung, schleppten einen Rucksack mit einigen wenigen Habseligkeiten von zu Hause mit uns und hatten die gebrauchten Mützen der unbesiegbaren ungarischen Armee auf dem Kopf. So marschierten wir also mehrere Dutzend Kilometer am Tag. Wir marschierten und marschierten, zwei Wochen, drei Wochen, bis dann irgendwann die Zeit jegliche Bedeutung verloren hatte. Bewacht wurden wir von berittenen Gendarmen, den schlimmsten aller Ungarn, ungehobelte, ordinäre Bauernsöhne, die Blut Hunde des oligarchen [*sic*] Regimes, Roboter, die keine Fragen stellten, sondern nur blindlings den Befehlen gehorchten. (NZL, S. 52–53)

Kishons Erinnerung an einen Fußmarsch deckt sich nicht mit den Erinnerungen der anderen Überlebenden, die z. T. ebenfalls in Budapest den Aufruf zum Arbeitsdienst erhalten hatten und berichten, mit Zügen in die Nähe

von Jolsva transportiert worden zu sein (V, S. 14–16). Es ist anzunehmen, dass Kishon hier Erinnerungen vermischt, z. B. die an spätere pseudomilitärische „Trainingsmärsche“, den Fußmarsch von Jolsva nach Füleki und/oder vom Haltepunkt des Zuges ins Lager Jolsva. Kishon erinnert diese Märsche folgendermaßen:

Immer aufs neue wurden wir an andere Orte verbracht, in nächtlichen Märschen, die kein Ende zu nehmen schienen. Wir schliefen in Fabriken oder leeren Scheunen, auf Heu, das in die Lungen eindrang und chronischen Husten verursachte, an dem wir fast ersticken. (NZL, S. 57)

Kishon berichtet weiter, dass er in einem Sägewerk Zwangsarbeit verrichtet hat. Die Gefangenen mussten sehr schwere Holzstämme transportieren, aus denen Holzkisten für Munition gefertigt wurden. Kishons Erinnerungen geben ebenfalls Einblick in den Alltag im Lager. Wie viele Überlebende berichtet er, dass die Mitglieder der Arbeitsbataillone persönliches Gepäck mitnehmen durften und dass sie die Mützen der ungarischen Armee trugen, aber sonst keine Uniform (NZL, S. 5), dafür einen gelben Streifen als Markierung am Arm. Die jüdischen Zwangsarbeiter wurden dazu angehalten, ungarische Heldenlieder und später Lieder mit speziell gedichteten antisemitischen Texten zu singen. Außerdem weist Kishon auf die Mangelernährung hin (NZL, S. 58). Die generelle Stimmung beschreibt er folgendermaßen:

Wir fühlten, dass etwas Schreckliches auf uns zukam, auch wenn die Wahrheit dann doch viel schlimmer war als die Phantasie. Wir gaben die Hoffnung dennoch nicht auf. Wir wußten, daß die Deutschen besiegt werden würden, wir wußten es einfach. Wir fürchteten uns aber vor den ungarischen Kollaborateuren, die uns als Mitwisser rechtzeitig liquidieren würden. (NZL, S. 57)

Kishon beschreibt, dass im Lageralltag eine Art Scheinnormalität aufrechterhalten wurde. Die Gefangenen konnten Postkarten empfangen und es wurde ein wöchentlicher Ruhetag eingehalten (NZL, S. 58–59). Er erzählt, dass er mit Laci Hirtenberg an so einem Ruhetag Schach gespielt habe und dabei dem Bezirkskommandanten im Rang eines Hauptmanns aufgefallen sei. Der Kommandant, von dem Kishon angibt, seinen Namen nicht gekannt zu haben

(NZL, S. 60)⁴⁷, erlaubte Kishon, im Büro als Sekretär ohne gelben Streifen am Arm (NZL, S. 59–60) zu arbeiten. Dies bedeutete, dass Kishon von der schweren körperlichen Zwangsarbeit entlastet wurde, besseres Essen und vor allem Zugang zu wichtigen Informationen über die militärische Lage bekam. Er fasste den Plan, zusammen mit Janos Lissauer zu fliehen, bevor sein „Arbeitskommando“ nach Osten deportiert werden würde: „Ich war mir darüber im klaren, daß nur die erste Flucht Aussicht auf Erfolg hatte.“ (NZL, S. 62)

Mit Hilfe eines slowakischen Arbeiters, der nach eigenen Angaben im Untergrund aktiv war (NZL, S. 63), konnte Kishon gegen Geld einen Zugfahrplan und zwei Tickets nach Budapest erhalten. Er bastelte für sich und Lissauer neue Ausweise aus Ösen, einem gefälschten Stempel und den Dokumenten slowakischer Arbeiter. Er selbst nahm die Identität eines Andreas Stanko an. An einem heißen Tag stahl er Kleidung regulärer Arbeiter und er und Lissauer flohen, indem sie zusammen mit den slowakischen Arbeitern und Soldaten das Lager verließen. Im Zug saßen beide Arbeitern gegenüber, die sie aus dem Lager kannten, welche sie aber nicht verrieten. Eine angekündigte SS-Kontrolle wurde nach Kishons Erzählung durch einen Bombenangriff verhindert, der Zug dadurch jedoch fast einen ganzen Tag aufgehalten (NZL, S. 66–67). In Budapest eingetroffen, entkamen die Flüchtenden einer weiteren SS-Kontrolle (NZL, S. 68–69). Kishon erzählt über die psychische Belastung während der Flucht: „Ich weiß nicht, ob ich vermitteln konnte, wie uns zumute war. Um all dies zu überstehen, mußte man ein starkes Nervenkostüm besitzen.“ (NZL, S. 69) Lissauer verbrachte später in Israel sein Leben in einer psychiatrischen Anstalt (NZL, S. 69–70) und auch Kishon trug Traumatisierungen davon.

In Budapest lebte Kishon versteckt mit seiner Schwester und seinem Vater in der gegen den Familienschmuck getauschten verlassenen Wohnung einer Ungarin, die vor der russischen Armee geflüchtet war, in der Rozsa-Gasse (NZL, S. 70). Seine Mutter kam bei einem ehemaligen Dienstmädchen unter, das diese unentgeltliche Hilfe selbstverständlich fand. Kishon, seine Schwester Agnes und sein Vater wurden von József Gabrowitz, einem schwäbisch-deutschen, katholischen Nachbarn, mit dem Kishon als Kind gespielt hatte, der aber ein ungarischer Patriot mit einer Faszination für „die Deutschen“ gewesen sei,

47 Nach Vajda müsste der Bezirkskommandant im Lager Fülek „Corporal Balogh“ (V, S. 36) oder „Corporal Hetessy“ (V, S. 28, 36) gewesen sein.

unterstützt (NZL, S. 70–72). Kishon beschreibt dessen Hilfe als ideologiefremd, nachbarschaftlich und zwischenmenschlich motiviert:

Um so erstaunlicher war, daß er uns half. Vielleicht tat er es aus denselben Gründen wie viele der anderen tapferen Menschen, die Juden gerettet haben. Wenn man nach den Motiven fragt, warum sie das eigene Leben und das ihrer Familien aufs Spiel gesetzt haben, bekommt man zumeist weder eine moralische noch eine philosophische Antwort. Diese Menschen haben so gehandelt, weil sie gar nicht anders konnten, weil es für sie einfach selbstverständlich war. Manchmal haben sie Freunde oder Nachbarn gerettet, manchmal auch Verfolgte, die sie überhaupt nicht kannten. Ich glaube nicht einmal, daß Jóska die Grauen des Holocaust in ihrer ganzen schrecklichen Bedeutung erfaßt hat oder daß er für die Juden als verfolgte Minderheit besondere Sympathien empfand. Für ihn war es einfach indiskutabel, daß jemand seine netten Nachbarn, seinen Spielkameraden Ferike und die bezaubernde Angi deportiert und wie lästige Fliegen tötet und er, der Nachbar, nichts dagegen unternimmt. (NZL, S. 72)

In Budapest unter dem Regime der faschistischen Pfeilkreuzler waren Kishon und seine Familie ständiger Bedrohung durch Entdeckung, Denunziation und Ermordung sowie den Gefahren der Bombardierung seitens der Roten Armee ausgesetzt. Schließlich, berichtet Kishon, habe er sich allein im Keller eines ausgebombten Hauses versteckt, in dem er sich von Tomatensaft ernährt und seinen ersten satirischen Roman *Mein Kamm* geschrieben habe (NZL, S. 108–111). Nach der Befreiung versuchten russische Soldaten, Kishon und andere Zivilisten zur Zwangsarbeit nach Russland zu deportieren:

Daher wurden sechzigtausend Zivilisten eingefangen, die begeistert auf den Straßen Budapests den Befreiern zujubelten. In knappen vierundzwanzig Stunden gelang es also der siegreichen Roten Armee, alle Kommunisten, Sozialdemokraten, Juden und Untergrundkämpfer festzunehmen und sie schleunigst nach Weißrußland zu transportieren. Die einzigen Männer, die nach dieser Aktion in Budapest übrigblieben, waren logischerweise die Faschisten und ihre Kollaborateure, die sich nicht auf die Straßen gewagt hatten ...

Wenn das Wahnsinn war, so hatte er Methode. Sollte es Methode gewesen sein, so war sie sicher wahnsinnig. Aber in jener euphorischen Phase der Befreiung konnten wir uns einfach nicht vorstellen, daß die Sieger über die Nazis nicht das Gegenteil der

Nazis sein sollten. Den Molotow-Ribbentrop-Freundschaftspakt von 1939 hatten wir ebenso aus unserem Gedächtnis gelöscht wie alle anderen. So war ich auf dem besten Weg nach Weißrußland. (UWL, S. 18)

Auch hier gelang ihm noch einmal die Flucht (NZL, S. 117–120):

Gegen Abend wurden wir in einen geplünderten Gewürzladen zu einer kurzen Rast geführt. Nach zehn Minuten befahl ein Wachposten den Weitermarsch. Alle erhoben sich und gingen mit. Alles, bis auf einen. Ich blieb allein auf dem Fußboden sitzen. Ich tat so, als ob ich eingeschlafen wäre. „Wenn sie mich entdecken, hab’ ich zumindest eine Ausrede“, sagte ich mir und versuchte mich an einige Gebete von früher zu erinnern ...

Die Kolonne zog weiter. Ohne mich.

Nach vielen Jahren erfuhr ich von einem der wenigen, denen die Rückkehr geglückt war, daß man meine Abwesenheit erst an der ungarisch-polnischen Grenze bemerkt hatte. Sofort wurde der nächstbeste Bauer der Marschkolonne einverleibt, denn die Gefangenzahl mußte stimmen.

So also sah meine Befreiung aus. Ich ging zu Fuß in das zerstörte Budapest zurück und stellte fest, daß die Dinge anscheinend nicht ganz so waren, wie sie vorgaben, zu sein.

Diese Episode vergaß ich verhältnismäßig schnell, denn meine Eltern und ich hatten überlebt, und wir wollten von ganzem Herzen daran glauben, daß unsere Befreier eine menschlichere Regierungsform und eine gerechtere Gesellschaft schaffen würden. (UWL, S. 19–20)

Seinen Zustand nach seiner zweiten Flucht und am Ende des Untertauchens beschreibt Kishon folgendermaßen: „Nach Hause zurückgekehrt von der ‚kleinen Rabot‘ wog ich nur noch 35 Kilogramm mit Schuhen ohne Sohle.“ (UWL, S.21)

Trotz all dem Erlittenen erwies sich der Wunsch nach persönlicher Rache (etwa durch Denunziation) an den Peinigern – z. B. einem antisemitischen Sportlehrer und einem antisemitischen Hausmeister –, wie er sie sich in der Phantasie ausgemalt hatte, für Kishon letztendlich „nach all den Schrecken [...] [als] irgendwie sinnlos geworden“ (NZL, S. 116).

Kishon gab 1993 in seiner Autobiographie an, er habe keine psychischen Schäden aus der Verfolgungssituation davongetragen (NZL, S. 83). Er erwähnt allerdings psychosomatische Beschwerden, vor allem „Schmerzanfälle[]“ und ein

„permanente[s], unheilbare[s] Sodbrennen“ bzw. Magenschmerzen, die er u. a. auf eine Erkrankung durch das Trinken von Pfützenwasser sowie die Mangelernährung während der Deportation und im Versteck in Budapest zurückführte (NZL, S. 53–54, 108). Aus den Erzählungen seiner Kinder und seiner letzten Ehefrau, der österreichischen Autorin Lisa Witasek, geht allerdings hervor, wie stark ihn seine Erlebnisse geprägt und belastet haben, so dass er durchaus typische Symptome traumatisierter Überlebender zeigte.

In der Dokumentation *Lachen um zu überleben. Ephraim Kishon* von Dominik Wessely berichten u. a. Kishons Kinder als zweite Generation über das Leben mit Kishon als Schoah-Überlebendem. Fast schon als Anekdote wird erzählt, dass Kishon in seinem Auto durch Tel Aviv fuhr und als eine Art Rache oder Genugtuung dabei Kassetten mit antisemitischen Reden von Hitler und Goebbels anhörte.⁴⁸ Seine Kinder berichten auch, dass er sein Essen um sich herum arrangierte und sie davon nichts nehmen durften.⁴⁹ Außerdem durften sie nicht unbemerkt in sein Arbeitszimmer im ersten Stock kommen, da er sich sehr erschreckte, wenn man sich ihm unerwartet näherte.⁵⁰

Amir Kishon fasst die psychischen Verletzungen, die sein Vater durch die Verfolgung während der Schoah davongetragen hatte, folgendermaßen zusammen:

Die Augen meines Vaters glichen einer Weitwinkelkamera mit einem hochempfindlichen Film, die [...] noch die kleinsten Einzelheiten der Realität und des menschlichen Verhaltens ausspür[t]. [...] Dieses Gespür half ihm, ein wunderbares Lebenswerk zu hinterlassen, aber zu einem hohen Preis auf der persönlichen Ebene. Während des Holocaust war der hochempfindliche Film zu lange dem Blitzgewitter von Hass, Gewalt und all den anderen Tragödien ausgesetzt, die ringsum herrschten. Die Menschen, die ihn aus nächster Nähe erlebten, wussten, dass sich hinter der öffentlichen Person ein ‚persönlicher Film‘ verbarg, der Schaden genommen hatte und zu einer chronischen Depression beitrug.⁵¹

48 Im Dokumentarfilm *Kishon* (ISR 2017, R: Eliav Lilti) berichtet Renana Kishon, dass er dies auch mit seinen Kindern im Auto getan hätte (00:13:40–00:14:30 min) und dass er vorm Zubettgehen den Hitlergruß gezeigt habe (00:14:50–00:15:10 min).

49 Amir Kishon in ebd., 00:14:35–00:14:50 min.

50 Rafi Kishon: Lärmtoleranz. In: Ephraim Kishon: *Der beste Vater von allen. Ausgewählte und kommentierte Geschichten von Rafi, Amir und Renana Kishon*. München: Langen Müller 2016, S. 134.

51 Amir Kishon: Der Humorist – eine Weitwinkelkamera. In: Ebd., S. 142–143.

Die tiefsitzenden Ängste durch seine mehrfache Fluchtgeschichte (aus dem Arbeitslager, von einem russischen Gefangenentransport und aus dem sozialistischen Ungarn) führten zu Albträumen und einem erhöhten Sicherheitsbedürfnis, dem Kishon mit einer „hochentwickelten Alarmanlage“⁵² begegnete. Im Alter reiste Kishon nach Angaben von Lisa Kishon-Witasek immer mit seinem „Überlebenstäschchen“, das sehr viel Bargeld, verschiedene, zum Teil selbstgebastelte Ausweise, einen Revolver und ausreichend Zyankali enthielt, um in einer Gefahrensituation nicht wehrlos zu sein, fliehen oder sich einer Geiselhaut durch Selbstmord entziehen zu können.⁵³ Dieses Verhalten charakterisiert sie als sein „alterprobte[s] Flüchtlingsbeneden“⁵⁴. Vor allem im Alter scheinen Kishons Ängste aus der Gefangenschaft und Flucht wieder an die Oberfläche gekommen zu sein.

Es ist außerdem zu beobachten, dass Kishon eine Art ‚Überlebensscham‘ belastete. In seiner Autobiographie schreibt er: „Heute schäme ich mich fast, über mein Schicksal zu sprechen, da doch Millionen Naziopfer nicht entkommen konnten und viel Schlimmeres erleiden mußten als ich. Ich hatte einfach Glück.“ (NZL, S. 63) „Glück“ als Bedingung seines Überlebens nennt er mehrfach⁵⁵ und betont dessen Bedeutung:

Es wäre aber völlig falsch anzunehmen, daß sich irgendein europäischer Jude lediglich durch Schlaueheit, Diplomatie, oder weiß der Teufel was, hätte retten können. Das Glück, das entscheidende Quentchen Glück trennte die große verbrannte Mehrheit von der kleinen Minderheit der Überlebenden. Und das Glück fällt zu, wem es will, es ist keine Eigenschaft, mit der man geboren wird. Vielleicht waren darum meine Leidensgenossen und ich in jener Zeit Fatalisten, denn mehrmals am Tag schlossen wir die Augen und ließen dem Schicksal seinen Lauf. Und manchmal war es edelmütig. (NZL, S. 81)

52 Kishon: Lärmtoleranz.

53 Lisa Kishon-Witasek: *Geliebter Ephraim*. München: Langen Müller 2012, S. 45–47.

54 Ebd., S. 56.

55 Weitere Stellen sind: „Ich habe in jener Zeit, Gott sei inniger Dank, unwahrscheinliches Glück gehabt.“ (NZL, S. 62.)

Große Dankbarkeit empfand Kishon gegenüber den Menschen, die ihn nicht verraten und unterstützt hatten:

Aber wieder stand das Glück auf meiner Seite und setzte mich tapferen Menschen gegenüber, die nicht bereit waren, zu kollaborieren. Ich habe es nicht vergessen, und man sollte sich immer daran erinnern, daß es auch solche Menschen in dieser furchtbaren Zeit gab. (NZL, S. 66)

1981 ist Kishon mit seiner Familie nach Budapest gereist und hat seinen ehemaligen Nachbarn József Gabrowitz getroffen. Wesselys Dokumentarfilm *Lachen, um zu überleben* zeigt die Filmaufnahmen des Wiedersehens. Die beiden Männer umarmen sich und beginnen zu weinen. Kishon sagt am Ende in die Kamera: „Ich kann es nie zurückzahlen.“⁵⁶ Kishons Tochter Renana Kishon berichtet im Interview, dass sie hier ihren sonst so beherrschten Vater zum ersten Mal habe weinen gesehen. Kishon unterstützte József Gabrowitz seit den 1980er Jahren finanziell, zusammen mit seiner Schwester Agnes hat er im Namen von Gabrowitz einen Baum im „Wald der Gerechten“, der ein Teil der Internationalen Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem ist, pflanzen lassen.⁵⁷

3 Kishons Überlebensgeschichte nach den Angaben in den erhaltenen Akten

Für diese Arbeit konnten erstmals Akten ausfindig gemacht und ausgewertet werden, die Kishons Verfolgungs- und Überlebensgeschichte dokumentieren. Zentral sind Kishons Korrespondenzakte in den Arolsen Archives. International Center on Nazi Persecution⁵⁸ sowie Kishons Antrag auf Entschädigung⁵⁹ von 1958 im Rahmen des Bundesgesetzes zur Entschädigung der Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung (*Bundesentschädigungsgesetz*, BEG) vom

56 Thilo Wydra: Arte Dokumentation. Ein ganz privater Ephraim Kishon. In: *Der Tagesspiegel*, 08.08.2018. <https://www.tagesspiegel.de/gesellschaft/medien/arte-dokumentation-ein-ganz-privater-ephraim-kishon/22893682.html> (Zugriff am 07.04.2021).

57 Vgl. NZL, Abb. 18.

58 ITS Digital Archive, Arolsen Archives, Ephraim Kishon: Korrespondenzakte 6.3.3.2, Akte Nr. 675399: Kishon od. Kissoni od.: Hoffmann Ephraim Hont Ferenc.

59 Ephraim Kishon: Antrag, 10.05.1957. Amt für Wiedergutmachung Saarburg, Entschädigungsakte Ephraim Kishon, Aktenzeichen 311 499.

29. Juni 1956. Aus den erhaltenen Akten ergeben sich drei Versionen von Kishons Überlebensgeschichte, von denen die beiden Versionen von 1957 weitgehend übereinstimmen, während die Angaben, die Kishon 1949 im DP-Lager Beit Bialik in Salzburg gemacht hat, deutlich abweichen. Die in den Akten gemachten Angaben werden im Folgenden historisch kontextualisiert und mit Kishons Darstellung in seiner Autobiographie verglichen.

Das erste bundeseinheitliche Entschädigungsgesetz war das *Bundesergänzungsgesetz* von 1953. Als Bundesgesetz zur Entschädigung für Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung gewährte es Personen, die während der Zeit des Nationalsozialismus aus politischen, rassistischen, religiösen oder weltanschaulichen Gründen verfolgt worden waren und dadurch Schäden an Leben, Körper, Gesundheit, Freiheit, Eigentum oder Vermögen sowie im beruflichen oder wirtschaftlichen Fortkommen erlitten hatten, eine finanzielle Entschädigung. 1956 wurde es durch das *Bundesentschädigungsgesetz* abgelöst, mit dem weitere Personengruppen als Verfolgte anerkannt, die Wohnsitzregelung erweitert und Sonderregelungen für Displaced Persons (DPs) getroffen wurden. Zwangsarbeit wurde erst nach jahrzehntelangen politischen Kämpfen ab dem Jahr 2000 mit der Gründung der Stiftung Erinnerung, Verantwortung und Zukunft individuell entschädigt.⁶⁰ Kishon reichte am 17. September 1957 über seinen Münchner Anwalt Schabsaj Rubin einen „Antrag auf Grund des Bundesgesetzes zur Entschädigung für Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung“ beim Bezirksamt für Wiedergutmachung Koblenz wegen der Verfolgung „aus Gründen der Rasse“ ein.⁶¹ Er meldete Entschädigungsansprüche an für „Schaden an Körper und Gesundheit“ und „Schaden an Freiheit“ („Vorsorglich werden noch alle anderen Ansprüche angemeldet, welche dem/der Antragsteller-in- auf Grund des BGB zustehen.“).⁶²

Im Rahmen dieses Entschädigungsantrags⁶³ machte Kishon am 17. September 1957 Angaben über seine Verfolgungsgeschichte auf einem Bogen des International Tracing Service Arolsen und des Comité International de la Croix

60 Cord Pagenstecher: Der lange Weg zur Entschädigung. In: *Bundeszentrale für politische Bildung*, 02.06.2016. <https://www.bpb.de/geschichte/nationalsozialismus/ns-zwangsarbeit/227273/der-lange-weg-zur-entschaedigung> (Zugriff am 07.04.2021).

61 Ephraim Kishon: Antrag, 10.05.1957. Amt für Wiedergutmachung Saarburg, Entschädigungsakte Ephraim Kishon, Aktenzeichen 311 499. Den Antrag hat Kishon am 10. Mai 1957 in Tel Aviv unterzeichnet.

62 Kishon: Antrag, 10.05.1957.

63 Ebd.

Rouge.⁶⁴ Auf dieser ersten in den Akten erhaltenen Version seiner Verfolgungsgeschichte gab er an, dass er ab 31. März 1944 den „Judenstern“ tragen musste und „ca. Mai 1944“ in Budapest verhaftet und in das „ZAL [Zwangsarbeitslager] JOLSVA, Ung[arn]“ „eingeliefert“ wurde. Ebenfalls „ca. Mai 1944“ sei er ins „ZAL [Zwangsarbeitslager] FUELEK, Ung.“ überstellt worden. Anschließend sei er im „Dez. 1944“ „geflüchtet und [habe] versteckt gelebt in Budapest“, im „Januar 1945“ sei er befreit worden. Seine Auswanderung nach Israel sei am 16. Mai 1949 mit dem Schiff *Galila* erfolgt. Diese Daten zu seiner Deportation, Zwangsarbeit und Flucht sind, wie der Vergleich mit Vajdas Angaben im folgenden Kapitel bestätigen wird, historisch wahrscheinlicher als Kishons Angaben in *Nichts zu lachen*.

Dem Entschädigungsantrag liegt außerdem das Formular „Beilage C ,Schaden auf Freiheit (§ 43–§ 50 BEG)“ bei, unterzeichnet von Kishon am 2. September 1957 in Tel Aviv:

31.3.1944 bis Mai 1944 Budapest: Tragen des Judensterns

Mai 1944 ZAL Jolsva: Zwangsarbeitslager

Mai 1944 bis Dezember 1944 ZAL Fuelek: Zwangsarbeitslager

Dez. 1944 Jan. 1945 Budapest: Leben unter menschenunwürdigen Bedingungen in der Illegalität [...].⁶⁵

Zur Ergänzung des Antrags stellten die Arolsen Archives am 28. Oktober 1958 eine Aufenthaltsbescheinigung des Comité International de la Croix-Rouge aus, die bestätigte, dass Kishon „(vor Februar 1946)“ in Budapest gelebt hat.⁶⁶ Dafür

64 Ephraim Kishon: Inhaftierungs- und Aufenthaltsbescheinigung, 17.09.1957. ITS Digital Archive, Arolsen Archives, Korrespondenzakte 6.3.3.2 / 104068378. Etwas erschütternd ist, dass die Antragstellenden aufgefordert waren, Jahre nach ihren traumatisierenden Erfahrungen zur besseren Identifikation „wie im Konzentrationslager“ bzw. „wie im DP-Lager“ zu unterschreiben. Für Kishon hieß dies, dass er seinen Antrag nicht als (der erfolgreiche israelische Autor) Ephraim Kishon, sondern als der 1944 inhaftierte Hoffmann, Ferenc unterschreiben musste.

65 Ephraim Kishon: Beilage C, Schaden auf Freiheit (§ 43–§ 50 BEG), 02.09.1957. Amt für Wiedergutmachung Saarburg, Entschädigungsakte Ephraim Kishon, Aktenzeichen 311 499.

66 Comité International de la Croix-Rouge: Aufenthaltsbescheinigung, 28.10.1958. Amt für Wiedergutmachung Saarburg, Entschädigungsakte Ephraim Kishon, Aktenzeichen 311 499.

wurde das *Register of the Jewish Survivors in Budapest* geprüft, in dem die Namen und Adressen von Juden und Jüdinnen aufgeführt sind, die zwischen 1943 und 1946 in Budapest lebten bzw. überlebt haben.⁶⁷ Dort findet sich der Eintrag zu Kishon unter seinem Geburtsnamen und seiner damaligen Adresse: „Hoffmann Hont Ferenc. Bpest. 1924. Steiner Erzsebet. V. Kresz. G. n. 24.“⁶⁸ Dies bestätigt Kishons Angaben, untergetaucht in Budapest überlebt zu haben.

Am 31. Januar 1958 hatte Kishons Anwalt einige Unterlagen nachgereicht und den Entschädigungsantrag auf eine Entschädigung gemäß §47 BEG erweitert.⁶⁹ Diesem Antrag liegt als zweite in den Akten erhaltene Version seiner Verfolgungsgeschichte eine „Eidliche Erklärung“ von Ephraim Kishon vom 12. Juli 1957 bei:

Ich bin am 23.8.1924 in Budapest, Ungarn als Sohn des Desider und der Elisabeth Hoffmann geb. Steiner geboren und bin jüdischer Abstammung.
Bei Kriegsausbruch wohnte ich in Budapest, Kresz Geza Str. 24
Ab 31.März 1944 habe ich gleich den anderen Juden meines Wohnortes Budapest das *Judenkennzeichen* getragen. Ich war von diesem Zeitpunkt an allen gegen die Juden gerichteten Verfolgungsmassnahmen ausgesetzt.
Ungefähr im Mai 1944 wurde ich in das *Sammellager Jolsva* gebracht, und von dort nach kurzem Aufenthalt in das *ZAL Fuelek* geschickt. Ich verrichtete dort verschiedene Zwangsarbeiten am Holzsägeplatz und trug das Judenkenzeichen.
Im Dezember 1944 wurde ich zusammen mit den anderen Lagerinsassen des ZAL Fülele auf Transport gebracht. Es gelang mir aus dem Transport zu flüchten.
Ich kam nach Budapest und versteckte mich in den Ruinen der ausgebombten Häuser. Ich lebte in grosser Angst von deutschen Patrouillen entdeckt zu werden. Meine

67 Hungarian Section of the World Jewish Congress / Jewish Agency for Palestine (Hrsg.): *Counted Remnant. Register of the Jewish Survivors in Budapest*. Budapest: Selbstverlag 1946.

68 Ebd., S.464.

69 §47 des BEG besagt: „(1) Der Verfolgte hat Anspruch auf Entschädigung, wenn er in der Zeit vom 30. Januar 1933 bis zum 8. Mai 1945 den Judenstern getragen oder unter menschenunwürdigen Bedingungen in der Illegalität gelebt hat. (2) Hat der Verfolgte unter falschem Namen gelebt, so wird vermutet, daß er in der Illegalität unter menschenunwürdigen Bedingungen gelebt hat.“ (Bundesamt der Justiz: *Bundesgesetz zur Entschädigung für Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung* (Bundesentschädigungsgesetz – BEG), § 47. https://www.gesetze-im-internet.de/beg/_47.html (Zugriff am 04.10.2021).)

kärgliche Nahrung verschaffte ich mir bei nächtlichen Streifzügen. Da ich schlecht gekleidet war, litt ich unter der Kälte.

Im Januar 1945 wurde ich von den Russen befreit.

Nach der Befreiung blieb ich in Ungarn. Am 16.5.1949 wanderte ich von dort kommend in Israel ein.⁷⁰

Die Akte enthält außerdem zwei „Eidliche Erklärungen“ von FRIM Nandor Nisan, der mit Kishon geflohen sein will, und BEN KOHAW Josef (früher Brüll Miklos), der im November 1944 ebenfalls geflohen sei. Beide geben an, mit Kishon am Holzsägeplatz Zwangsarbeit verrichtet zu haben. Als Ergebnis ergeht am 18. April 1963 der „Feststellungsbescheid C“. Ein Freiheitschaden von 9 Monaten wird anerkannt und Kishon mit einer Zahlung von 1.350,00 DM am 6. Juni 1963 „entschädigt“. Die Begründung lautet:

Der Antragsteller macht geltend, während der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft aus Gründen der Rasse verfolgt worden zu sein und in der Zeit vom 31.3.44 bis Januar 45 Schaden an Freiheit erlitten zu haben. Hiervon wird entschädigt der Freiheitsschaden

Judensterntragen / Ghetto, A. L. [Arbeitslager] / Illegalität 5.4.44 bis 18.1.45
Budapest – Jolsva, Fuelek, Budapest⁷¹

Am 18. November 1965 beantragt Kishons Anwalt Schabsaj Rubin weitere Entschädigungen nach dem *BEG-Schlußgesetz* in der Fassung vom 14. September 1965.

Die Angaben, die Kishon 1957 für seinen Entschädigungsantrag gemacht hat, stimmen ungefähr mit den Angaben in seiner Autobiographie überein, wenn auch die Daten im Antrag genauer sind. Die einzige Abweichung ist die Angabe, von einem

70 Ephraim Kishon: Eidliche Erklärung, 12.07.1957. Amt für Wiedergutmachung Saarburg, Entschädigungsakte Ephraim Kishon, Aktenzeichen 311 499 (Herv. i. Orig.). Eine weitere in der Akte enthaltene „Eidesstattliche Erklärung“ vom 12. Juli 1957 gibt an, dass Kishon seit dem 16. Mai 1949 Bürger des Staats Israel sei: „Ich konnte in meinem Heimatland Ungarn nicht mehr länger leben, weil ich befürchten musste wegen meiner Abstammung und Weltanschauung unter dem kommunistischen Regime verfolgt zu werden.“ (Ebd.)

71 Bezirksamt für Wiedergutmachung Koblenz: Feststellungsbescheid C, 18.04.1963. Amt für Wiedergutmachung Saarburg, Entschädigungsakte Kishon, Aktenzeichen 311 499.

Transport aus Fülek geflohen zu sein. Diese deckt sich nicht mit Kishons Angaben in seiner Autobiographie, die durch Vajdas Angaben bestätigt werden.

Die dritte und deutlich abweichende Version von Kishons Überlebensgeschichte befindet sich auf einem CM/1-Bogen („Care Maintenance“-Bogen) der International Refugee Organization (IRO) mit der Bezeichnung „Antrag auf Unterstützung PCIRO“, den Kishon am 7. Mai 1949 im DP-Lager Beth/Beit Bialik in Salzburg ausgefüllt hat.⁷² Dort fanden Kishon und seine erste Ehefrau Eva (geb. Klamer) Aufnahme, als sie 1949 aus dem sozialistischen Ungarn über Österreich nach Israel flohen. Beide gehörten durch ihre Flucht aus Ungarn zu den Schoah-Überlebenden, die im Zuge des Repatriierungsgebots zunächst in ihre Geburtsländer in der sowjetischen Zone zurückgekehrt oder dort verblieben waren, jedoch zu einem späteren Zeitpunkt, oft aufgrund von virulentem Antisemitismus (bis hin zu Pogromen) in diesen Ländern, zu dem Schluss kamen, dort keine Nachkriegsexistenz aufbauen zu können. So waren DP-Lager ab 1946 auch für jüdische Flüchtlinge aus Osteuropa verantwortlich. Auf diesem CM/1-Bogen vom 7. Mai 1949 hat Kishon weiterführende Angaben über seine Verfolgung gemacht, die von seinen Angaben aus dem Jahr 1957 und in seiner Autobiographie stark abweichen:

- 1938–1942 Möbel-Tischlerei – 200 Peng – Möbelfabrik – Budapest/Ung.
- 1942–43 Zwangsarbeit – Lager – Kolomea/Polen
- 1943–1945 Zwangsarbeit – Lager – Mauthausen/Deutschl.
- 1945–49 Tischlerei – 400 Peng – Möbelfabrik – Budapest, Ung.⁷³

Kishon gibt außerdem an, dass er „Ungarn aus pol-nat. und rel. Gründen verlassen“ habe und nach Israel auswandern wolle. Er unterschreibt mit „Hoffmann

72 Ephraim Kishon: Antrag auf Unterstützung PCIRO, 07.05.1949. ITS Digital Archive, Arolsen Archives, Ephraim Kishon: CM/1-Akte Österreich, 3.2.1.3 / 80657511. Diese Angaben sendeten die Arolsen Archives am 25. November 1968 an das Bezirksamt für Wiedergutmachung Koblenz, um die Aufenthaltsbescheinigung (Nr. 190 429) vom 28. Oktober 1958 zu ergänzen. Comité International de la Croix-Rouge: Anschreiben „Betreff: unsere Aufenthaltsbescheinigung Nr. 190 429 vom 28.10.1958“, 25.11.1968. Amt für Wiedergutmachung Saarburg, Entschädigungsakte Ephraim Kishon, Aktenzeichen 311 499.

73 Ephraim Kishon: Antrag auf Unterstützung PCIRO, 07.05.1949. ITS Digital Archive, Arolsen Archives, Ephraim Kishon: CM/1-Akte Österreich, 3.2.1.3 / 80657511.

Franz“.⁷⁴ Nach dem Ausfüllen eines solchen CM1-Bogens in einem DP-Lager wurde mit den Betroffenen ein Interview geführt, um die „Plausibilität“ ihrer Angaben zu überprüfen. Die Angaben von Kishon und seiner ersten Ehefrau Chawa/Ewa wurden am 15. Mai 1949 als „eligible“ (engl. berechtigt, anspruchsberechtigt) bewertet.⁷⁵ Damit erhielten sie Unterstützung der IRO im DP-Lager Beth/Beit Bialik.

Die Angaben, die Kishon 1949 gemacht hat, sind detaillierter und enthalten zusätzlich eine erzwungene Ausbildung und frühere Arbeitsdienste. Sie ordnen die Zwangsarbeit jedoch einem Lager in „Kolomea/Polen“ und dem Konzentrationslager Mauthausen zu. Für seine Frau Chawa wird eine Inhaftierung in Auschwitz angegeben, von der in Kishons Autobiographie ebenfalls keine Rede ist. Hier ist es möglich, dass Kishon seine Verfolgungsgeschichte an die häufiger vorkommende bzw. in einem österreichischen DP-Lager bekanntere Geschichte ungarischer Zwangsarbeiter angepasst hat, die zum Bau des „Ostwalls“ und später ins KZ Mauthausen deportiert worden waren, um seine Chancen auf Unterstützung zu erhöhen. Es ist allgemein zu berücksichtigen, dass derlei Angaben aus der Erinnerung gemacht werden und schon dadurch Unstimmigkeiten auftreten können. Darüber hinaus dienten sie vor allem dazu, als Displaced Person anerkannt zu werden und die entsprechende Unterstützung zu erhalten. Es handelt sich also durchaus um strategische Angaben, die ein Überleben auf der Flucht sichern sollten. Dies schließt mit ein, dass möglicherweise nicht alle Angaben historisch korrekt sind.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Kishon durch die langanhaltende Weigerung der ungarischen Regierung, Deportationen ungarischer Juden und Jüdinnen zuzulassen, erst nach dem Einmarsch deutscher Truppen im Mai 1944 deportiert wurde. In seiner Autobiographie *Nichts zu lachen* verschiebt er das Geschehen auf November 1944, in seinem Entschädigungsantrag vom September 1957 gibt er „ca. Mai 1944“ an. Dies stimmt mit den Angaben von Tibor Vajda überein, der den 14. Mai 1944 als Tag der Deportation nennt (V, S. 12). Seine Flucht schätzt Kishon auf Dezember 1944, aufgrund der Wetterbeschreibung – „an diesem heißen Sommertag“ (NZL, S. 64) – ist

74 Kishon: Antrag auf Unterstützung PCIRO, 07.05.1949.

75 Registrierungskarte Hoffmann Franz und Eva, Beit Bialik, 15.05.1949. ITS Digital Archive, Arolsen Archives, Ephraim Kishon: CM/1-Akte Österreich, 3.2.1.3 / 80657511.

jedoch Vajdas Angabe mit Oktober 1944 zumindest etwas realistischer. Budapest wurde im Januar 1945 von der Roten Armee erobert. Die Angaben, die Kishon im DP-Lager gemacht hat, sind auf typische Fluchtgeschichten in Österreich abgestimmt und entsprechen nicht der historischen Wahrheit. 1957 gibt Kishon an, von einem Transport von Fülek geflohen zu sein statt selbst aus dem Lager, wie er es in seiner Autobiographie im Detail berichtet. Die Eckdaten (31. März 1944 Tragen des „Judenkennzeichens“, Mai 1944 Deportation in das Sammellager Jolsva, danach in das Zwangsarbeitslager Fülek, Flucht 1944, untergetaucht in Budapest überlebt bis Januar 1945) stimmen jedoch weitgehend mit den Angaben in seinen autobiographischen Texten *Undank ist der Welten Lohn* (1990) und *Nichts zu lachen* (1993) überein.

4 Kontextualisierung mit den Erinnerungen anderer Überlebender

Kishon wurde zusammen mit den anderen wehrpflichtigen Juden seines Jahrgangs 1924 zum Arbeitsdienst nach Jolsva einberufen und eine größere Anzahl dieser jüdischen Zwangsarbeiter wurde anschließend ebenfalls nach Fülek gebracht. Im Rahmen der vorliegenden Studie wurden erstmals die Erinnerungen anderer Überlebender an beide Arbeitslager herangezogen. Diese geben weitere Auskunft über die Inhaftierungsbedingungen und bestätigen, korrigieren und ergänzen Kishons Angaben. In seiner beeindruckenden Dokumentation des Massakers an jüdischen Zwangsarbeitern in Deutsch Schützen am 29. März 1945 erwähnt Walter Manoschek zwei 1924 geborene jüdische Zwangsarbeiter, die zunächst einen ähnlichen Weg wie Kishon gingen:

Der 1924 geborene S. J. und der ebenfalls 1924 geborene S. T. verrichteten bis November 1944 sechs Monate Zwangsarbeit in einer Fabrik im damaligen ungarischen Fülek / Fileck, ehe sie mit ihren Kameraden an den burgenländisch-ungarischen Grenzort Fertőrákos / Kroisbach am Neusiedler See getrieben wurden [...]. Erst Anfang März gelangten sie nach Deutsch Schützen, wo sie nur wenige Tage zu Schanzarbeiten eingesetzt wurden, ehe die Deportation ins KZ Mauthausen ihren Anfang nahm.⁷⁶

76 Manoschek: „Dann bin ich ja ein Mörder!“, S. 32.

Aus dieser kurzen Aufzählung geht hervor, welches Schicksal Kishon durch seine Flucht erspart geblieben ist. Vajda gibt in seinen Erinnerungen an, nach seiner Flucht in Budapest auf sein – und damit auch Kishons – ehemaliges Bataillon gestoßen zu sein (V, S. 58–59, 93), das zunächst für Aufräumarbeiten in Budapest eingesetzt und später ebenfalls zur Zwangsarbeit am „Ostwall“ an die österreichische Grenze deportiert und dort der SS übergeben wurde. Ein anderer Überlebender des Bataillons, Ernö Lazarovits, wurde auf Todesmärschen nach Mauthausen, Buchenwald und Gunskirchen deportiert (L, S. 7). Darüber hinaus gibt es Interviews der Shoah Foundation mit Überlebenden, die im selben Jahr wie Kishon geboren und ebenfalls zum „Arbeitsdienst“ einberufen worden waren. Michael Hajdu, geboren am 16. November 1924, berichtet der Shoah Foundation 1997, dass es ab dem 1. Dezember 1943 in Budapest einen lokalen Arbeitsdienst für wehrpflichtige jüdische Männer gegeben hat.⁷⁷ Sie mussten Lager- und Reinigungsarbeiten, Feuerwehrdienst und Aufgaben in der Landwirtschaft übernehmen,⁷⁸ durften aber noch zu Hause wohnen. Erst nach der Besetzung durch das Deutsche Reich begannen Verschleppung, Deportation und Ermordung der jüdischen Arbeitsdienstler:

Und da hat man mich als, als als=äh 1924 geboren nach Jolsva [Jelsava] geschickt. Gebracht besser gesagt, ja? Jolsva [Jelsava] war – an, an der Grenze des damals besetzten Teiles der, von Ungarn, besetzten Teiles der heutigen Slowakei, und da war so ein grauenhaftes Lager, wo, wo – die – Jungen mit jüdischer Abstammung – gequält und ar-, hm, haben dort arbeiten müssen. // INT: Wie sind Sie dort hingekommen? /// Ja, es war halt ein Zug, Lastzug womit man die, die Leute, noch nicht so schlimm wie später, wie bei der Deportation im Viehwaggon, aber was Ähnliches.⁷⁹

Hajdu berichtet weiter, dass eine „Jüdische Arbeitskompanie“ gebildet wurde. Die Gefangenen mussten in einer Mühle auf dem Boden schlafen und im Steinbruch sehr schwere Arbeiten übernehmen, je nach Willkür der Aufseher „[m]anchmal 10 Stunden, manchmal nur sechs“⁸⁰. Die Stimmung beschreibt er folgendermaßen: „Und, also verzweifelt war man natürlich.

77 Hajdu: Oral History Interview, VHA code 36432.

78 Ebd., 0:12:00 min.

79 Ebd., 0:13:00–0:14:00 min.

80 Ebd., 0:17:00–0:18:00 min.

Man hat nur darauf gewartet, dass das ein Ende nimmt einmal⁸¹. Bewacht wurden sie von „ungarische[n] Nazis“⁸².

Ein weiteres Interview, in dem das Zwangsarbeitslager Jolsva erwähnt wird, hat Josef Hidasi der Shoah Foundation am 26. Februar 1998 gegeben.⁸³ Hidasi wurde am 8. Dezember 1929 in Lučenec an der ungarisch-slowakischen Grenze geboren und am 2. Juni 1944 aus dem Ghetto Lučenec (heute: Slowakei) mit dem Zug nach Jolsva deportiert.⁸⁴ Seiner persönlichen Erfahrung nach war das Ghetto, in dem er zuvor leben musste, schlimmer als das Arbeitslager. Er betont mehrfach, dass die jugendlichen Gefangenen dem Militär unterstellt waren, und scheint dies z. T. als beschützend erlebt zu haben: „[...] die richtige ungarische Mütze hat gezeigt, dass wir zum Militär gehörten.“⁸⁵ Sie seien wie normale Soldaten mit dem Zug transportiert worden:

Jedenfalls in Jelsava war eine St-, ein Stab, und Törsch (nach Gehör) hieß es ungarisch. Törsch Alomasch (nach Gehör) oder irg. Irgend so. Und zu diesen Stabs [*sic*] gehörten auch Arbeitsdienstlerorganisationen, Einheiten, die von dort praktisch verwaltet waren. Und dort waren ersten Wochen auch, ersten, zweite Woche auch nichts geschehen. Und=äh nur später kamen wir jeden Tag raus mit Beg-, in Begleitung natürlich, in die Wäldern. Und dort haben wir Holz gesammelt. Das war alles.⁸⁶

Es sei Kontakt nach Budapest möglich gewesen, aber nicht zum Ghetto in seiner Heimatstadt. Hidasi berichtet, dass die Gefangenen die Nachricht vom Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 dort empfangen haben. Außerdem sei es zu Fluchten aus dem Ghetto und auch aus dem Lager Jolsva gekommen und es habe Angebote von Schlepperorganisationen gegeben.

Ein weiterer Überlebender des Bataillons 107/303 war Ernö Lazarovits, der am 27. Juni 1924 in Rumänien geboren wurde.⁸⁷ Lazarovits wurde ebenfalls im Mai

81 Ebd., 0:17:00–0:18:00 min.

82 Ebd., 0:16:00 min.

83 Hidasi: Oral History Interview, VHA code 41305.

84 Ebd., 0:21:00 min.

85 Ebd., 0:05:00 min.

86 Ebd., 0:04:00 min.

87 Lazarovits: Oral History Interview, VHA code 50261; ders.: *Mein Weg durch die Hölle*, S. 183.

1944 zum Arbeitsdienst nach Jolsva eingezogen (L, S. 7). Ernő Lazarovits Erinnerungen *Mein Weg durch die Hölle* haben als Haupterzählstrang den Todesmarsch in der Begleitung von SS-Soldaten aus Deutsch Schützen ins KZ Mauthausen und ins KZ Gunskirchen, wo Lazarovits am 4. Mai 1945 befreit wurde (ebd.). Die Erzählung vom Todesmarsch wird durch Erinnerungen an seine Kindheit und an die vorigen Stationen seines Arbeitsdienstes u. a. in Jolsva und Fülek durchbrochen. Lazarovits stellt seine Haltung als optimistisch und religiös dar (L, S. 7–8). Im Vergleich zum Todesmarsch erscheinen die Haftbedingungen in Jolsva und vor allem in Fülek als geradezu ‚idyllisch‘: „Die Erinnerung an Fülek hatte mir gut getan. Die Tage im Arbeitsdienst waren angenehm im Vergleich zum Fußmarsch am Rande der Alpen.“ (L, S. 49) Indirekt wird aber die Todesbedrohung deutlich, z. B. als er bei der Arbeit in der Küche Angst vor einer Bestrafung hat, als er tot aufgefundene Hühner melden muss (L, S. 51). Er berichtet, wie sie durch geflohene Juden vom Massaker an jüdischen Ärzten und Ingenieuren erfahren, aber so, als hätte es nichts mit Fülek zu tun (L, S. 63). Er beschreibt den Kommandanten positiv (ebd.).

In Fülek arbeitet Lazarovits nach einer Fußverletzung beim Transport von Baumstämmen eine Zeitlang in der Küche und erhält ausreichend Nahrung (L, S. 49–51). Er berichtet von der Kameradschaft unter den Kompaniemitgliedern und erwähnt auch den Boxer Lissauer (L, S. 45) und Kishon: „Es hätte aus ihm [seinem Freund Geszti] ein berühmter Schriftsteller werden können, wie Ephraim Kishon aus unserer Kompanie in Fülek“ (L, S. 100). Teilweise wirkt es so, als habe er seine Zeit im Arbeitsdienst als eine spezielle Form des Militärdienstes aufgefasst. Er berichtet von Fluchten aus dem Lager und später, als das Bataillon zwischenzeitlich in Budapest stationiert ist: „Nach der Proklamation flüchteten schon viele aus Fülek [...], in erster Linie die Pester.“ (L, S. 78)

Eine besondere Rolle spielen die Erinnerungen von Tibor Vajda, da er im gleichen Bataillon wie Kishon (damals noch Ferenc Hoffmann) diente, mit diesem befreundet und an den Fluchtplänen beteiligt war und ebenfalls erfolgreich geflohen ist.⁸⁸ Tibor Vajda, später in Australien Dr. Timothy Vajda, ist

88 Von Vajda gibt es in der Sammlung des United States Holocaust Memorial Museums ein Zeitzeugeninterview vom 4. April 1990, in dem er u. a. von seiner Zeit als jüdischer Zwangsarbeiter in Jolsva und Fülek sowie von seiner Flucht aus Fülek berichtet. Tibor Vajda: Oral History Interview, Accession Number: 2006.70.115. Im Jahr 2000 hat er in einem Selbstkostenverlag die Autobiographie *Hope Dies Last* veröffentlicht. Zur Problematik von Vajdas autobiographischen Schriften vgl. weiter oben. Wenn Kishon von Vajdas Tätigkeit als

der dritte von Kishon namentlich erwähnte Mitgefangene. Über Vajda, den er als „Freund“ bezeichnet, berichtet Kishon:

Tibor war eine Führungspersönlichkeit und gleichzeitig ein wundervoller Gesprächspartner. Alle slowakischen Arbeiterinnen waren in den hübschen Kerl verliebt. Ich habe ihn zu meiner großen Freude wiedergesehen, nach Jahren, als ich zu Filmfestspielen nach Australien eingeladen war. [...] Es gab ein freudiges Wiedersehen, und ich erfuhr, daß Tibor einen Tag nach unserem Verschwinden ebenfalls die Flucht gelang. Er war der letzte von uns, der durchkam. Tibor, Lissi und ich sind, soviel ich weiß, die einzigen Überlebenden des Todesmarsches. (NZL, S. 61)⁸⁹

Vajda bestätigt vor allem Kishons Fluchterzählung, seine Schilderungen sind durch einen chronistischen Anspruch geprägt und daher oft akkurater in den Datumsangaben und anderen faktischen Details. Vajda berichtet in seiner Autobiographie, dass er versucht habe, am gleichen Tag wie Kishon aus dem Lager zu fliehen. Nachdem er zunächst erwischt wurde, gelang es ihm am folgenden Tag, bevor er vor ein Militärgericht gestellt werden konnte, mit dem Zug nach Budapest zu entkommen (V, S. 39–51). Dort habe er sich der Untergrundbewegung angeschlossen und ebenfalls versteckt in Budapest überlebt (V, S. 52–194).

Vajda gibt an, am 8. Mai 1944 für den 15. Mai 1944 nach Jolsva einberufen worden zu sein (V, S. 12): „Jolsva was a place of assembly for Jewish labour battalions.“ (V, S. 12) Er und die anderen Budapester Juden des Jahrgangs 1924 wurden am Sonntag, 14. Mai 1944 mit Gepäck mit dem Zug nach Jolsva transportiert (V, S. 12, 14–15). Er nennt die genaue Bezeichnung des Bataillons, dem er und Kishon zugeteilt wurden: Bataillon 107/303. Die Gefangenen unterstanden der ungarischen Armee: „Although we were unarmed and had no uniforms, except for an army cap and a yellow, army-issued armband, we were considered military personnel, for disciplinary purposes.“ (V, S. 12) Dies bedeutete auch,

hochrangiger Mitarbeiter des ungarischen Geheimdienstes gewusst hätte, wäre das für ihn sicherlich eine schockierende Nachricht gewesen. Kishon hat den stalinistischen Terror und die in seinen Worten kommunistischen Verbrechen immer wieder angeprangert und war vor diesen 1949 aus Ungarn geflohen.

89 In den Erinnerungen von Kishon und Vajda fliehen alle drei aus dem Lager und nicht von einem Todesmarsch. Vajda dokumentiert, dass weitere Mitglieder ihres Bataillons die später folgenden Deportationen nach Budapest und an den Ostwall überlebt haben.

dass ein Fluchtversuch als Desertion gewertet und bestraft wurde.⁹⁰ Nach seinen Schätzungen haben 10–15 % seiner Kameraden überlebt. Er selbst führt im Anhang seiner Autobiographie namentlich 15 Überlebende auf (V, S. 195–197).⁹¹ Kishon hingegen geht 1993 von nur drei Überlebenden aus seiner Einheit aus (NZL, S. 55), er selbst, sein Freund der Boxer János Lissauer und Tibor Vajda. Vajda erwähnt Kishon zum ersten Mal im Kontext eines Trainingsmarschs der Bataillone 107/302 und 107/303 zwischen Jolsva und Fülekk, wo es eine große „ammunition and military equipment factory“ (V, S. 24) gab:

A fellow labour-camper called Ferenc Hoffmann (known as Feri) and I had become good friends; he was in my group. Too tired to look for a better place, we stayed in a derelict stable with no roof, and bedded down in hay and straw. Of course, it rained in the night. (V, S. 23)

The next day, without any explanation, they moved our platoon into an abandoned timberyard, well within the town limits. Long timber planks had been stored there in three tires under a badly leaking roof. I decided to stay on the ground level with Feri Hoffmann and Janos Lissauer. [...] The yard was so small that when the platoon lined up for rollcall we filled it. We found a ditch at the end of the yard with a pole above it, and that was the latrine. (V, S. 25–26)

Bei Kishon wird eine ähnliche Situation folgendermaßen wiedergegeben:

Ich erinnere mich an eine Nacht, die wir in einem Stall verbrachten, wo ich genau unter dem Loch in dem undichten Dach landete. Es war Herbst, und der Regen tropfte unaufhörlich auf mich herunter. Ich war jedoch derart erschöpft, daß ich meine müden Knochen nicht mehr bewegen konnte, und am Morgen war ich durchnäßt wie ein alter Lappen. (NZL, S. 53)

90 Dass Desertionen im Chaos der letzten Kriegsmonate nicht selten waren, geht aus Vajdas damaliger Einschätzung hervor: „My mother was worried that the gendarmes would come to arrest me. But I knew that Hungarian soldiers and Jewish labour campers were deserting all over the country; the authorities would not be looking too hard for me. My battalion would wait before reporting me to higher authorities, hoping they could find me locally.“ (V, S. 51.)

91 Vajda kennt die ungarische Version von Kishons Erinnerungen: Kishon: *Volt szerencsem* (1994). Vajda übersetzt den Titel mit „Good Bye“ (V, S. 196), er lautet jedoch eher: „Ich hatte Glück“ oder „Glück gehabt“.

Ebenso wie Kishon berichtet Vajda von schweren und gefährlichen körperlichen Arbeiten ohne Schutzkleidung wie Metallbearbeitung, Steine abladen, Baumstämme tragen, Waggons schieben, Bunker zerstören und Feldarbeit (V, S. 26), die zu vielen Verletzungen führten (V, S. 26–28). Er berichtet auch von Bestrafungen und Folter, die von „Corporal Hetessy“ persönlich überwacht und intensiviert wurden (V, S. 28–29).

Vajda beschreibt, wie er mit Kishon im Sägewerk zusammengearbeitet hat, wo sie für Munitionskisten und deren Inspektion verantwortlich waren:

For about three weeks I worked with Feri Hoffmann in the boxes section. Every day we had to put square timber grenade boxes in rows, and once every ten days we had to take them to the army receiving committee, who checked them all before accepting them. Between “receiving days”, we managed to pile the boxes two storeys high in a storeroom covering half the size of a football field. We built foxholes after the third day, and we hid for a while in these to get away from Toth, the ever-eager foreman. On receiving days it was hard and fast physical work. The boxes were heavy and they had sharp corners, and we incurred many hand and leg injuries, and collected lots of splinters. (V, S. 29)

Positiv hervorgehoben wird sowohl von Kishon als auch Vajda und Lazarovits die Kameradschaft bzw. die Freundschaften unter den jüdischen Zwangsarbeitern. So waren u. a. Kishon, Janós Lissauer und Tibor Vajda enger bekannt und schmiedeten zusammen Fluchtpläne. Über die Fluchtpläne von Kishon, János Lissauer und sich selbst berichtet Vajda:

By September 1944, the Russians were fighting on Hungarian soil. The end of the war seemed very close, but one thing worried us: according to rumours and overheard conversations, the retreating Germans were herding Jewish battalions towards German extermination camps, with Hungarian gendarmes helping them as escorts.

SIX

AT NIGHT, WHEN I TALKED about the situation with Feri Hoffmann and Janos Liszauer, we always came to the same conclusion: we had to escape as soon as we learned that our battalion was to move westward. We knew that this could happen at any moment, and we got ourselves ready. We needed false identity papers, and clothing that was different from our labour-camp outfits. Where would we get them?

Every evening it was talk, talk, talk and scratching heads until finally, on 5 October, the 26th Hungarian border-guards unit arrived in Fulek, ahead of a German SS anti-aircraft unit. (V, S. 38–39)

Nach Vajdas Bericht entschieden sie, am 8. Oktober 1944 jeder für sich einen Fluchtversuch zu wagen, weil ein Boxkampf von Lissauer mit einem SS-Mann anstand (V, S. 39–40):

Ference Hoffmann and Janos Lissauer escaped the same day as I. (Two days later, an “order of the day” was read to the battalion declaring that I had been captured, taken to a military tribunal in Miskolc, and executed for desertion.) Nandor Grossmann escaped later on his own. Lissauer migrated to Israel, but within a few years he succumbed to mental illness. (V, S. 195)

Three other men had also escaped: Nandor Groszmann [...], as well as Feri Hoffmann and Johnny Lissauer. When their names were called for the first time, the NCO accepted the explanation that Groszmann and Hoffmann worked in the offices at the factory, and were sometimes late back. Lissauer’s responsibilities for the canteen’s pigs and his position with the director made his movements uncertain. (V, S. 41)⁹²

Vajda berichtet über den Boxkampf, den die SS mit János Lissauer haben wollte, die Überlegungen unter den Gefangenen, wie gut dieser boxen dürfe (V, S. 39–40), sowie Pläne westwärts zu gehen:

We had to try to collect what we needed and turn away on the same day, because we expected that after the first escape there would be stricter measures to prevent more attempts. Hesitation might mean death; we had to leave within 24 hours. We all agreed that, because of our different work situations in the camp, we would have to escape separately. (V, S. 40)

Durch Vajdas Erinnerungen lassen sich Kishons Erinnerungen genauer verorten. Die Deportation begann am 14. Mai 1944 ziemlich wahrscheinlich mit dem Zug. Außer Kishon berichten alle anderen Überlebenden, dass sie mit dem Zug nach Jolsva transportiert wurden. Die Märsche, von denen Kishon

92 Vajdas Flucht ausführlich in V, S. 39–51.

berichtet, finden wahrscheinlich auf dem Weg vom Zug zum Lager Jolsva und später als paramilitärische Trainingsmärsche sowie bei der Deportation zum Lager Füleke statt. Es wird deutlich, dass Kishon längere Zeit in Füleke war und von dort geflohen ist, während sich bei ihm keine genaueren Angaben für den Lagerwechsel finden. Da Kishon angibt, „an diesem heißen Sommertag“ (NZL, S. 64) geflohen zu sein, ist der von Vajda genannte 8. Oktober wahrscheinlicher als Kishons zeitliche Verortung der Flucht im November/Dezember 1944 und alle Ereignisse danach bis zur Befreiung von Budapest im Januar 1945. Vajda nennt im Gegensatz zu Kishon auch die Namen der Verantwortlichen im Lager, u. a. für Füleke Corporal Balogh (V, S. 36) und Corporal Hetessy (V, S. 28, 36), während Kishon behauptet, er habe den Namen des Kommandanten, mit dem er immerhin Schach spielte und bei dem er im Büro arbeitete, nie gekannt (NZL, S. 60). Nach seiner Flucht gerät Vajda am Bahnhof in Budapest in eine Kontrolle von „two gendarmes standing there, marked by their rooster feathers and gleaming bayonets“ (V, S. 50), während Kishon von einer SS-Kontrolle spricht: „Kaum hatten wir den Fuß auf den Bahnsteig gesetzt, erblickten wir eine große Anzahl ungarischer SS-Leute in ihren schwarzen Uniformen.“ (NZL, S. 68) Vajdas Angaben bestätigen, dass Kishon in den Büros gearbeitet hat, von der Schachspielpisode (NZL, S. 59–61) ist jedoch nicht die Rede (V, S. 41). Vielmehr wird erwähnt, dass Lissauer eine besondere Position beim Direktor hatte:

In Füleke, even the gendarmes had known that Janos was under the protection of the fascist manager, thanks to boxing lessons. They had let him go on his way without making him wear any sign that he was a Jewish labour camper. (V, S. 59–60)

Unklar ist, wie Kishon und Lissauer, die, unter die slowakischen Arbeiter gemischt, denselben Zug genommen hatten wie Groszmann und Vajda, bei einer Zugdurchsuchung übersehen werden konnten. Nach Vajdas Angaben durchsuchte Corporal Balogh den Zug und entdeckte ihn (V, S. 41).

5 Darstellungsfragen – Wie literarisiert sind Kishons Erinnerungen?

Die autobiographischen Erinnerungen von Kishon, Vajda und Lazarovits sind in ihrem Stil sehr unterschiedlich. Vajda, geprägt durch seine Erfahrung bei der Geheimpolizei und seinem Willen zur Dokumentation der faschistischen Verbrechen, bezeichnet sein Buch als Zeugnis („TESTIMONY“) und verfolgt einen chronistischen Ansatz, bei dem Zahlen, Daten und Namen korrekt wiedergegeben werden. Er nennt auch die Berichte anderer Überlebender als weitere Quellen:

THIS BOOK IS MY TESTIMONY. It is an account of my survival against the odds when murder and pillage were being committed by those possessed by Nazi and fascist ideologies in 1944–45, during the last year of World War II in Hungary. In these pages I describe the fate of some of the victims and the courageous resistance of some Jews and righteous Gentiles, as I saw and experienced it at the time. (V, S. 1)

Er schreibt „for those who seek explanations and for those who wish to compare the described events with their own similar experiences“ (V, Acknowledgements). Kishon hingegen nimmt nach eigener Aussage vor allem für seine eigene Familie die Last auf sich, konkreter über seine Erfahrungen zu sprechen, allerdings vermittelt über das Interview mit Jaron London. Demgegenüber sind Ernő Lazarovits Erinnerungen an die beiden Arbeitslager durch seine optimistische und religiöse Sichtweise und durch die Kontrastierung mit dem als viel schlimmer erlebten Todesmarsch perspektiviert. Im Vorwort von Ernst Hauseder zu Lazarovits' Erinnerungen wird entsprechend dessen „unermüdliches Engagement für Menschen- und Völkerverständigung, für die Überwindung von Rassenhass und im Besonderen für die Verständigung und Zusammenführung der Religionen“ (L, S. 5) betont.

Im Vergleich mit den Erinnerungen von Tibor Vajda und Ernő Lazarovits sind Kishons Erinnerungen am stärksten literarisiert und weisen z. T. filmische Erzählweisen auf. Die Erzählstrategien der autobiographischen Erinnerungen spiegeln somit jeweils durchaus die individuelle Persönlichkeit und die jeweilige Bewältigungsstrategie der Überlebenden wider.⁹³ In den Autobiographien von

93 Dies hat zuerst James E. Young literaturwissenschaftlich beschrieben, der „nach den präzisen Mechanismen, nach denen das Erinnern an die historischen Fakten, ihr Verständnis

Kishon (1993), Vajda (2000) und Lazarovits (1991/2009) finden sich gemeinsame Motive bzw. Ereignisse, über die alle drei jedoch sehr unterschiedlich berichten. Bei Vajda und Kishon findet sich das Motiv einer Kollektivstrafe dafür, dass ein oder zwei Lagerinsasse/n mit „einer Prostituierten“ aus dem Dorf (Kishon), bzw. mit zwei slowakischen Arbeiterinnen aus dem Dorf (V, S. 31–35) Sex gehabt haben soll/en. Vajda berichtet, dass die beiden Arbeiterinnen gezwungen wurden, den betreffenden Mann zu denunzieren, aber niemanden anzeigten⁹⁴:

I had no idea what had given the gendarmes grounds for these accusations, and neither had those around me. [...] Knowing the geography of the camps and the system of guards, I realized that if someone really had had sex with a local girl, he would have had to sneak out of the camp. In that case, others would have known about it. I could not believe it had happened. [...] After a few minutes, the gendarme said the two girls ‘against whom the crime was committed’ would walk in front of the lines to point out the guilty men. [...] One was the girl we had greeted with a song on the road several days earlier, and the other was the blonde, barefooted Slovak girl who had brought me the watermelon.

Both girls had been beaten badly. They had red and blue swellings on their faces and arms, and their light summer frocks were torn. [...] There was fear in their eyes, but also resentment and even resistance. They had not pointed out anyone so far, and that probably meant they had not confessed willingly. [...] I hoped the girls’ hatred of the gendarmes might give them the will to resist making the accusations. They passed the line without pointing to anybody [...]. (V, S. 32–33)

Obwohl die Gendarmen damit gedroht hatten, jeden Zehnten zu erschießen, sollte der Schuldige nicht gefunden werden, bleibt es bei einer Durchsuchung und Prügel für alle Bataillonsmitglieder (V, S. 31–35). Kishon beschreibt die Situation anders:

und ihre Bedeutung in der literarischen Darstellung des Holocaust konstruiert sind“, fragte (James E. Young: *Beschreiben des Holocaust. Darstellung und Folgen der Interpretation*, aus d. amerik. Engl. v. Christa Schuenke. Frankfurt am Main: Jüdischer Verlag 1992, S. 7–8).

94 In den Berichten deutet nichts auf eine Vergewaltigung durch die jüdischen Zwangsarbeiter hin. Mehrere Zwangsarbeiter berichten von gegenseitigen romantischen Momenten mit den ebenfalls in der Fabrik arbeitenden slowakischen Arbeiterinnen.

Eines Tages machten wir in einer Steinbrennerei in einem slowakischen Dorf Halt, und einer der Jungen schlich ins Dorf und schlief mit einer Prostituierten. Er wurde auf frischer Tat ertappt. Am nächsten Morgen mußten wir zum Appell antreten. Der Feldwebel verkündete eine Kollektivstrafe, ‚jeder zehnte‘ sollte für den einen erschossen werden. Ich war damals bereits in einem körperlichen und seelischen Ausnahmezustand. Die neuerliche Lebensgefahr ließ mich völlig kalt. Ich stand in der Reihe der Todeskandidaten, summte die simple Melodie eines Chopinliedes vor mich hin und überlegte in aller Ruhe, nach welchem System der Feldwebel seine Opfer auswählen würde. Er entschied sich für die Brillenträger. Er glaubte, daß Brillenträger jüdischer wären als die anderen Juden. Zu meinem Glück trug ich damals noch keine Brille. [...] Man führte also die Brillenträger hinter einen nahegelegenen Hügel, wir hörten Schüsse, und der Marsch ging weiter, als ob nichts geschehen wäre. Ob die anderen tot waren oder ob man sie laufen gelassen hatte, haben wir nie erfahren. Ein Junge aus einer anderen Truppe, der auch einmal die Ehre gehabt hatte, die Anforderungen für eine Hinrichtung zu erfüllen, erzählte mir nämlich, daß manchmal nur in die Luft geschossen wurde, um die Begnadigten in Panik zu versetzen. Aber was spielt das heute noch für eine Rolle? Ein Jahr später waren aus unserer Einheit ohnedies nur noch drei am Leben. (NZL, S. 54–55)

Kishon verbindet das Ereignis der drohenden Kollektivstrafe mit dem Bericht über ein Massaker, das zu einem früheren Zeitpunkt in der Nähe von Fülek stattgefunden hatte. Kishon literarisiert diese Erinnerung im Motiv eines Massakers, bei dem jeder Zehnte erschossen wurde und sich die Täter für die Brillenträger (symbolisch die jüdischen Intellektuellen) entschieden und er selbst verschont wurde.

Über das Massaker berichten alle drei Autoren unterschiedlich. Kishon erzählt darüber, als habe er es selbst erlebt, während Vajda berichtet, dass es früher stattgefunden habe und es der gleiche Kommandant wie in Fülek gewesen sei (V, S. 36), wobei nicht klar wird, ob es sich um Balogh oder Hetessy handelt. Vajda attestiert Hetessy jedoch eine stark antisemitische Einstellung (V, S. 36–37):

I never met the official commander of our battalion. I was told that he was Dezso Meilinger, senior lieutenant in reserve [...]. He only visited the battalion two or three times in all; otherwise he left the fate of the 220 young Jewish men there in the hands of "the executioner of Kamenetsk-Podolsk". (V, S. 36)

Historisch wurde das von Vajda erwähnte Massaker in Kamenez-Podolsk jedoch vom deutschen Polizeibataillon 320 unter der Leitung von SS-Obergruppenführer Friedrich Jeckeln verübt.⁹⁵ Lazarovits berichtet hingegen, dass dieses Massaker in einem Steinbruch in Pusztavám stattgefunden habe und bis auf zehn Arbeitsdienstler alle anderen aus der Kompanie ermordet worden seien:

Wieder überkam uns Angst, denn wir wussten von der Bluttat der Pfeilkreuzler an einem verlassenen Steinbruch in Pusztavám⁹⁶, wo jüdische Ärzte und Ingenieure, die auch zum Arbeitsdienst eingeteilt waren, brutalst ermordet worden waren. Damals war zehn Leuten die Flucht gelungen, zufällig nach Fülekk, wo sie dem Kompaniekommandanten Bericht erstatteten. Nur dessen guter Gesinnung war es zu verdanken, dass sie, gegen das damals geltende Gesetz, nicht der Polizei ausgeliefert wurden. Die entflohenen Juden erzählten uns später ihre furchtbare Geschichte: Sie hatten die Lebensmittel der Kompanie abgeholt und fuhren am frühen Nachmittag mit voll beladenem Wagen nach Pusztavám. An der Stadtgrenze kam ihnen ein alter Bauer entgegen, hielt sie an und erzählte ihnen, dass im Steinbruch alle Arbeiter niedergeschossen worden seien. (L, S. 63)

Auch Michael Hajdu gibt an, dass er in Jolsva erlebt habe, wie jüdische Ärzte und Diplomingenieure aus seiner Kompanie Nr. 107/319 ermordet wurden. Er erinnert sich daran, als er selbst zu einer Erschießung gebracht wird, die zuletzt von den ebenfalls präsenten deutschen SS-Offizieren verhindert wurde:

Und dann haben sie die Maschinenpistolen aufgestellt – und dann wussten wir, dass wir ein Schicksal haben werden, was ein Teil von unserer Kompanie schon

95 Beim Massaker von Kamenez-Podolsk ermordeten Angehörige des deutschen Polizeibataillons 320 und Mitglieder eines „Sonderaktionsstabes“ des Höheren SS- und Polizeiführers Russland-Süd, SS-Obergruppenführer Friedrich Jeckeln, Ende August 1941 in der Nähe der westukrainischen Stadt Kamenez-Podolsk rund 23.600 Juden.

96 Der Pusztavámer Massenmord fand am 16. Oktober 1944 statt. Nach der Proklamation des ungarischen Kriegsaustritts durch den Reichsverweser Miklós Horthy am 15. Oktober 1944 („Sprung aus dem Krieg“) und der darauffolgenden Machtübernahme durch den Pfeilkreuzler Ferenc Szálasi wurden über 200 jüdische Arbeitsdienstler am Rande des Dorfes ermordet. Vgl. Anikó Boros: *Die Ermordung ungarischer Juden 1944 in Pusztavám. Zeugenschaft und Erinnerung im transnationalen Kontext*. Marburg: Herder-Institut 2020.

in Jolsva [Jelsava] gehabt hat, nämlich das waren Ärzte und Diplomingenieure, die sind separiert worden – und haben sie er-, ermordet. Das war in ganz Ungarn bekannt, diese furchtbaren Massaker, ja? Das war von unser, von 107 bei 319, Jüdische Arbeitskompanie.⁹⁷

Kishon war nach Angaben von Tibor Vajda im Bataillon 107/303. Das Massaker betraf also nicht seine Kompanie, es ist daher unwahrscheinlich, dass er es selbst erlebt hat, sondern er wird wie die anderen davon gehört haben.

Bei Kishon und Vajda findet sich außerdem das Motiv, dass der jüdische „Arbeitsdienstler“ und Boxer János Lissauer (Johnny Liszauer)⁹⁸ gegen die Bewacher antreten sollte. Bei Kishon findet der Boxkampf „gegen den Champion aus den Reihen unserer Bewacher“ statt. Kishon rät dem ungarischen Mittelgewichtsmeister János Lissauer hart zu kämpfen und unentschieden zu enden: „Mit János aber ging das Temperament durch, und er schlug seinen Gegner k.o. Zu seinem und meinem Glück gab es diesmal keine Konsequenzen.“ (NZL, S. 55) Vajda berichtet hingegen, dass eine ungarische Grenzbewachungseinheit mit SS ins Lager kam. Beide waren in der nahen Burg stationiert und drei „SS NCO’s“ hätten dann den Kampf vorgeschlagen (V, S. 39). Die Inhaftierten hatten große Sorgen wegen der Strategie, aber der Kampf habe letztendlich nicht stattgefunden, weil alle drei zuvor geflohen seien (V, S. 39–43).

Im Vergleich mit Vajda und Lazarovits wird deutlich, wie stark Kishons autobiographische Erinnerungen literarisiert und durch seine Tätigkeit als Regisseur und Satiriker sowie Humorist geprägt sind. Dabei geht er mit einigen Ereignissen wie mit literarischen Motiven um, die er zuspitzt, miteinander verbindet oder zu einer Filmszene verdichtet. Dieses Verfahren wird gleich zu Beginn seiner Autobiographie deutlich. Kishon spricht von der Schweizer Berglandschaft, vor der er Jaron London seine Erinnerungen erzählt. Sie erscheint ihm wie eine Kulisse, vor der sein Leben seltsamerweise und „durch einen dummen Zufall“ (NZL, S. 11) ablaufe. Ebenso ‚kulissenhaft‘, filmisch wirkt die Szene, die er anschließend beschreibt, fast wie eine Traumszene, die er allerdings als

97 Hajdu; Oral History Interview, VHA code 36432, 00:21:00–00:22:00 min.

98 János Lissauer, mit dem zusammen Kishon geflohen ist, überlebte ebenfalls versteckt in Budapest. Lissauer wandert 1949 mit Kishon zusammen nach Israel aus (NZL, S. 69). Nach Angaben von Kishon und Vajda hatte er immer stärker werdende psychische Probleme und musste schließlich dauerhaft in einer Psychiatrie untergebracht werden (NZL, S. 69–70; V, S. 195).

authentische Erinnerung mit phantastischen Elementen präsentiert. Es handelt sich um eine Appell-Szene, wie sie wohl als prototypische Szene einer KZ-Inhaftierung und als ein zentraler literarischer und filmischer Topos des Erzählens und der Darstellung der NS-Verfolgung gelten kann. Historisch bzw. faktisch basiert sie auf den in den Konzentrationslagern durchgeführten stundenlangen Appellen, die bei jedem Wetter, oft in großer Kälte oder Hitze, mit den ohnehin von Unterernährung und Zwangsarbeit geschwächten Gefangenen bis zur völligen Erschöpfung durchgeführt und während denen Übertretungen oft mit roher Gewalt oder Ermordung bestraft wurden. Durch die Erinnerungen Vajdas sind für die Arbeitslager Jolsva und Fülek stundenlange Exerzierübungen und militärische Appelle („rollcalls“) belegt, die zu Durchsuchungen der jüdischen „Arbeitsdienstler“ und zu Prügel geführt haben (V, S. 31–35). Kishon stellt sich vor, „wieder“ bei einem der Appelle zu stehen:

Manchmal denke ich zurück und stelle mir vor, wieder bei einem jener Appelle strammzustehen, acht oder zehn endlose Stunden lang, bei klirrender Kälte, abgemagert bis auf die Knochen, erfüllt von Todesangst. Ich warte mit den wenigen jüdischen Häftlingen, die noch am Leben sind, auf den Nazioffizier, der unser Schicksal entscheiden wird. Und da tippt mir plötzlich jemand auf die Schulter und flüstert mir ins Ohr, eines Tages würde ich in ein mir unbekanntes Wüstenland einwandern und dort die Sprache seiner Einwohner erlernen, die in verkehrter Richtung läuft. In der komischen Sprache würde ich dann einige Dutzend Bücher schreiben und einer der Lieblingsschriftsteller der Kinder und Enkel jenes SS-Offiziers werden, den ich in dieser Minute als meinen Henker erwarte. Hätte mir ein Hellseher dies ins Ohr geflüstert, ich hätte ihn für verrückt gehalten und ihm diese geschmacklosen Witze verboten. (NZL, S. 10–11)

Über den historischen Kern hinaus weist Kishons Darstellung eine stark filmische Komponente auf. Mit Sicherheit hat Kishon solche Appelle erlebt, allerdings ist die Anwesenheit eines „SS-Offiziers“ relativ unwahrscheinlich. Gemäß Vajda kam erst am 5. Oktober 1944, kurz vor Kishons Flucht, eine SS „anti-aircraft unit“ nach Fülek (V, S. 39). Die Lagerhaft und die Deportation fanden unter Führung der ungarischen Gendarmerie bzw. der ungarischen Armee und im Rahmen des „Arbeitsdienstes“ für jüdische wehrpflichtige Männer statt. Später verwendet Kishon das Motiv des Films und des griechischen Dramas, um zu beschreiben, wie er seine Erinnerung erlebt:

Heute sehe ich alles wie einen Film⁹⁹, bei dem ich nichts weiter als ein Zuschauer bin. Die Flucht aus dem Gefängnis ist ja ein altes sehr beliebtes Thema im dramatischen Gewerbe, seit Theseus aus dem Labyrinth des Königs von Kreta entkommen ist. Allerdings hatte er Ariadnes Faden, den ich damals auch dringend benötigt hätte. (NZL, S. 62–63)

Diese Metaphorik hat die Darstellungsweise in seiner Autobiographie geprägt. Immer wieder verweist Kishon auf die literarische Tradition, wenn er sich in seiner Situation als schachspielender Protegé des Kommandanten (NZL, S. 61) als „die geheimnisvolle Scheherazade“ aus *Tausendundeine Nacht* bezeichnet (NZL, S. 60). Scheherazade, die, um ihr Leben zu retten, immer neue Geschichten erzählt, kann hier als Symbol für die Verbindung von Überleben und Literatur gelten.

Seine Freundschaft mit dem Boxer Janós Lissauer beschreibt Kishon, indem er einen intertextuellen Vergleich zu John Steinbecks *Von Mäusen und Menschen* anführt:

Er war gutmütig, aber leicht beeinflussbar, ähnlich wie Lennie in John Steinbecks *Von Mäusen und Menschen*. Er hatte bald begriffen, daß er mich beschützen mußte, damit ich für ihn mitdenken konnte. Diese Überlegung rettete dann tatsächlich unser Leben. Er bewachte mich und die Nahrungsmittel, die wir uns beiseite schafften, und ich nahm ihn mit, als ich mich schließlich zur Flucht entschloß. (NZL, S. 55–56)

Eine weitere Literarisierung nimmt Kishon in Bezug auf den Ruhetag im Lager vor. Kishon beschreibt die Absurdität, dass die Bewacher den jüdischen Zwangsarbeitern einen freien Tag genehmigen und dessen Einhaltung sehr ernstnehmen (NZL, S. 58–59). Kishon macht daraus einen freien Tag am Schabbat (also am Samstag), während Vajda von Sonntag spricht (V, S. 58), der als christlicher Ruhetag in den Fabriken für die slowakischen Arbeiter und die Lagerbelegschaft wahrscheinlicher ist. Mitten in der Judenverfolgung aber den

99 In der hebräischen Version der Autobiographie bezieht sich Jaron London auf Kishons Filmmotiv und nutzt es selbst, indem er während der Fluchterzählung sagt: „Du hattest einen exzellenten Regisseur, Ephraim.“ (London: דו-שיח ביוגרפי [Kishon. Biografischer Dialog], S. 69.) Aus weiteren Bemerkungen geht hervor, dass er sich mit dem Begriff „Regisseur“ auf Gott bezieht.

Schabbat als Ruhetag zu beschreiben, ist als literarisches und absurdes humorpoetisches Motiv stärker (NZL, S. 58–59).

Kishon erzählt seine Autobiographie also durchsetzt mit Hinweisen darauf, dass hier ein Autor und ein Filmregisseur berichtet, der filmische Techniken einsetzt und sich auf die europäische und amerikanische literarische Tradition bezieht. Schon das Zitat auf den ersten Seiten der Erinnerungen: „Da gab es ja raffinierte Variationen des Infernos“ (NZL, S. 12) verweist auf den ersten Teil, „Inferno“, von Dantes *Göttlicher Komödie*, ein oft gebrauchter Vergleich in der Schoah-Literatur.¹⁰⁰

Eine besondere Rolle kommt in Kishons Darstellung dem Humor zu, den er ja selbst als überlebenswichtig bezeichnet: „Es bleibt nichts anderes. Nur lachen. Jemand, der lacht, ist nicht besiegt. So lange ich lachen kann, bin ich ein Mensch mit Ehre. Vielleicht kann man überhaupt nur als Satiriker überleben.“ (ABG, S. 26) Auffallend ist, dass Kishon seine Erlebnisse von Gewalt, Todesangst, Ohnmacht und Bedrohung mit einer gewissen ‚Flapsigkeit‘, mit humorvollen Einsprengseln, z. T. slapstickartiger Dramaturgie und sarkastischen Nebenbemerkungen erzählt. So berichtet Kishon z. B. über die Ankunft in Jolsva folgendermaßen:

Wir, das heißt, die Überlebenden des Marsches, kamen Ende 1944 in das Arbeitslager Jolsva. Der Empfang war überaus herzlich: Inhalt der Rucksäcke auf den Boden kippen, Uhren und Ringe abnehmen, Hosentaschen umdrehen, Tritte, Schläge, Ohrfeigen, und schnell, schnell, fertig für die Arbeit in einem nahe gelegenen Sägewerk, das Munitionskisten für die deutsche und die unbesiegbare ungarische Armee herstellte. Um vier Uhr morgens, tä-tä-tä-tä, schmetterte die Trompete, und ab ins Sägewerk, ihr dreckigen Juden, und zwar mit einem Lied auf den Lippen. (NZL, S. 56)

Martin Doerry konstatiert in seiner Rezension im *Spiegel*, dass Kishon „seine Biographie in ein ironisches Parlanto [verpackt], das den erlebten Schrecken zuweilen zur Petitesse macht“.¹⁰¹ Während Doerry Kishon durchaus zugesteht,

100 Vgl. u. a. Thomas Taterka: *Dante Deutsch. Studien zur Lagerliteratur*. Berlin: Schmidt 1999.

101 Martin Doerry: Adolfs süßer Traum. In: *Der Spiegel*, 39/1993, S. 230–233, hier S. 232. Dass Kishon den „Holocaust“ in seinen Büchern 30 Jahre lang konsequent ausgespart habe, entspricht nicht den Tatsachen, wie im Kap. „Spuren der Schoah-Erfahrung in Kishons Texten“ gezeigt wird.

über seine Verfolgungsgeschichte berichten zu können, wie er es für richtig halte, beunruhigt ihn „die Wirkung auf das deutsche Publikum“:

Die bunte Mischung aus besinnlichen und heiteren Anekdoten läßt dem Leser die Wahl, ob er nun betroffen, unterhalten oder beides zugleich sein will. Nicht in einer einzigen Zeile nötigt Kishon ihn zu Anerkennung von Schuld.¹⁰²

Die Erinnerungen von Überlebenden der Schoah weisen oft bestimmte gemeinsame Tropen, Metaphern, Embleme und Motive auf. Je nach ihrer Entstehungszeit nehmen sie unbewusst in der Zwischenzeit erlernte und durch Filme oder andere Medien aufgenommene Elemente hinzu. Deshalb ist es nicht überraschend, dass Kishons Erinnerungen in ihrem Stil durch seine Tätigkeit als Filmregisseur und humoristischer Autor mitgeprägt sind.

Somit erscheint auch Kishons ‚Flapsigkeit‘ eher als Bewältigungsstrategie, in der Humor oder ‚Unernsthaftigkeit‘ es ermöglichen, mit den Erinnerungen umzugehen, sie zu ertragen, die Psyche vor den traumatischen und schambelasteten Erlebnissen zu schützen. Ein weiteres Motiv kann sein, seine Kinder, denen seine Erinnerungen gewidmet sind, zu einem gewissen Grad vor den erlebten Grausamkeiten und dem Ausmaß der Todesangst zu schützen. Kishon benennt explizit Humor als seine Überlebensstrategie und wendet diese somit auch beim Erzählen seiner Erinnerungen an. Seine Art zu erzählen betrifft also den Kern seines Überlebens.

Im Vergleich mit Tibor Vajdas Autobiographie wird deutlich, dass Kishon stärker literarisiert, filmische und humoristische Mittel verwendet und offener über eigene Gefühle, wie Ängste während der Flucht oder Überlebensscham, spricht. Im Vergleich zu Lazarovits fehlt weitgehend der Trost einer religiösen Haltung. Auch wenn Kishon zu seiner Rettung, die er als „Glück“ bezeichnet, „Gott sei Dank“ sagt, antwortet er auf den provokativen Einwurf Jaron Londons „Der Allmächtige hat Sie gerettet“ ablehnend: „Nein, der mischte sich nicht ein. Die Religiösen unter uns wurden als erste ermordet. Ungläubige wie ich überlebten.“ (NZL, S. 68)

Statt einer optimistisch-empfindsamen Haltung wie bei Lazarovits findet sich bei Kishon ein ironischer bis sarkastischer Ton. Kishon nennt Humor und Glück als „Gründe“ seines Überlebens. Er ist der Einzige aus dieser Gruppe von

102 Doerry: Adolfs süßer Traum, S. 232.

Überlebenden, der Scham über sein Überleben äußert (NZL, S. 63). Im Vergleich zu Vajda (und auch Lazarovits) sind die zeitlichen Angaben, die er macht, sehr ungenau. In Kishons Text wird auch die Zugehörigkeit zum Militär, die manchen Kompaniemitgliedern so etwas wie Sinn bzw. einen gewissen Stolz vermittelt zu haben scheint, da sie als verschärfte Version der Wehrpflicht und nicht als Lagerhaft aufgefasst wurde, nicht so deutlich.

Bei Kishon stehen hingegen der antisemitische Charakter der Verfolgung und die ausgeübte Gewalt im Zentrum. Kishon nimmt eine anti-antisemitische Perspektive ein und bewertet den Nationalsozialismus als politische Bewegung, die vor allem und zuvorderst durch ihren Judenhass geprägt und definiert war:

Ich glaube, daß eine Generation, die keine Bekanntschaft mit Adolf machen mußte, nicht erkennen kann, daß alles, was heute über den Nationalsozialismus und Hitler erzählt wird, nichts anderes ist als Geschichtsklitterung. Es ging den Nationalsozialisten, es ging Hitler, es ging im Dritten Reich um nichts anderes als um die Juden. Sie waren das Wesentliche, das Ziel, der abgrundtiefe Haß gegen unser Volk war die Wunderdroge, mit der Hitler im Jahr 1933 an die Macht gelangen konnte. Mit diesem Haß begeisterte er die Massen in Deutschland und im gesamten besetzten Europa, einzig und allein mit dem apokalyptischen, dämonischen Abscheu vor den Juden. Jeder, der etwas anderes behauptet, lügt. Die Menschheit wurde von einem chronischen Komplex befallen, von dem sie sich bis heute nicht befreit hat. (NZL, S. 51)

6 Zwischenfazit

Die vorhergehende Darstellung rekonstruiert, kontextualisiert und verifiziert Kishons autobiographische Angaben zu seiner Überlebensgeschichte auf der Basis bisher unbekannter Archivquellen historisch. Im Vergleich mit den Erinnerungen anderer Überlebender wurde erstmals gezeigt, dass seine autobiographischen Erinnerungen von Literarisierungsstrategien und seiner Humorpoetik geprägt sind. Kishons Verfolgungs-, Zwangsarbeits-, Flucht- und Überlebenserfahrungen haben ihn tief geprägt, so dass er sie in den 1990er Jahren zur Grundlage seiner Autorschaft als Satiriker erklärt hat. Diese Poetik tritt schon in den autobiographisch gefärbten Texten hervor. Kishon als Autor und Satiriker mit der ihm eigenen Humor-Poetik ernst zu nehmen, erfordert eine Auseinandersetzung mit seiner Überlebensgeschichte.

Da Kishon Humor als zentrales Element seines Überlebens benennt, wird im folgenden Kapitel das auf seinen Verfolgungs- und Überlebenserfahrungen basierende Humorkonzept herausgearbeitet und mit weiteren kulturhistorischen Einflüssen, vor allem den ungarischen und österreich-ungarischen jüdischen Humortraditionen, verbunden. In den Unterkapiteln steht die Frage im Mittelpunkt, inwieweit sich Spuren von Kishons Überlebenserfahrung und dem daraus resultierenden Humorverständnis in seinen Texten finden lassen. Entgegen der bisherigen Forschungsmeinung finden sich diese Spuren durchaus, zum einen auf einer thematischen Ebene, auf der Nationalsozialismus, Antisemitismus und Verfolgungserfahrung in seinen Texten direkt angesprochen werden. Zum anderen lassen sich in Kishons Texten *unheimliche Stellen* nachweisen, die in indirekter Weise die Schoah bzw. Verfolgungs- und Gewalterfahrungen thematisieren, z. B. durch die Verwendung von Emblemen und Symbolen der Schoah oder durch bestimmte narrative Strukturen. Diese werden in der Folge gezeigt und analysiert.



Ephraim Kishon schreibt in seinem Arbeitszimmer, 1973.

Spuren der Schoah-Erfahrung in Kishons Texten

Vielleicht kann man überhaupt nur als Satiriker überleben.

Ephraim Kishon: *Allerbeste Geschichten*

In der bisherigen Forschung wird die Auffassung vertreten, dass Kishon die Schoah oder den Nationalsozialismus in seinen Texten bis zu seiner Autobiographie 1993 nicht thematisiert habe.¹ Vielmehr seien Kishons Texte eine Art versöhnliches Humorangebot gewesen, das es dem westdeutschen nichtjüdischen Nachkriegspublikum ermöglicht habe, nach der Schoah unbeschwert, gemeinsam mit den Juden² oder zumindest über die ‚chaotischen‘ Israelis zu lachen. Kishon gilt als Versöhnungsfigur, die eine Annäherung zwischen Deutschen und Juden und Jüdinnen ermöglicht habe.

Auf den ersten Blick würde man in Kishons Satiren- und Humoreskensammlungen, die vom Eigenleben wandernder Waschmaschinen, von Handwerkern, die niemals kommen, Bürokratie, absurden Familiensituationen und den Problemen als Tourist handeln, tatsächlich keine Texte vermuten, die auf einer expliziten oder einer unterschweligen Ebene Kishons Verfolgungs- und

1 So z. B. Behre: Kishon für Deutsche, S. 500; Finder: An Irony of History, S. 150; Alfred Bodenheimer: Die Fähigkeit zu lachen. Jüdischer Humor ohne Juden in der deutschen Nachkriegsgesellschaft. In: Hans-Joachim Hahn / Gerald Lamprecht / Olaf Terpitz (Hrsg.): *Studien zur deutschsprachig-jüdischen Literatur und Kultur. Standortbestimmungen eines transdisziplinären Forschungsfeldes*. Wien: Böhlau 2020, S. 109–119, hier S. 118.

2 So Christina Weiss, damalige Staatsministerin für Kultur, nach Kishons Tod 2005: Ephraim Kishon gestorben. Ein Genie des Humors. In: *Spiegel Online*, 30.01.2005. <http://www.spiegel.de/kultur/literatur/ephraim-kishon-gestorben-ein-genie-des-humors-a-339343.html> (Zugriff am 05.10.2021).

Überlebensgeschichte thematisieren. Dennoch finden sich in Kishons deutschsprachigen Sammlungen immer wieder – meist echt satirische³ oder z. T. groteske – Texte, die sich dem Angebot einer zu einfachen Versöhnung über den Humor widersetzen. In ihnen ist Kishons eigene Überlebenserfahrung und Auseinandersetzung mit der NS-Zeit in zweifacher Weise präsent: zum einen als direkter Bezug auf die historischen Ereignisse sowie zeitgenössische Erscheinungsformen von Antisemitismus und zum anderen indirekt in der Form *unheimlicher Stellen*.

Mit dem Begriff *unheimliche Stellen* ist eine unterschwellige, indirekte Präsenz der Schoah gemeint, etwa durch Embleme und Symbole, die auf sie verweisen, oder durch Narrative, die ein siegreiches Überleben oder das Überlisten einer übergroßen Macht thematisieren.⁴ Dies schließt an Dennis Bocks Konzept einer „literarischen Störung“ an, da Kishon oder Torberg mit dem Wissen der Lesenden über die Schoah und deren zeitgenössische Embleme und Symbole rechnen können.⁵ Es ist anzunehmen, dass gerade die, teilweise

3 Kishons ins Deutsche übertragene Texte werden meist als Satiren bezeichnet, viele sind aufgrund ihres versöhnlichen Charakters als „[h]eitere, zumeist im bürgerlichen Alltag angesiedelte“ kurze Prosaerzählungen jedoch eher der Gattung Humoreske zuzuordnen. Vgl. Johann Holzner: Humoreske. In: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*, Bd. 2, S. 103–105, hier S. 103. Satire als Gattungsbezeichnung wird hingegen für eine Form der „Angriffsliteratur“ verwendet, die im Modus der Komik Kritik an sozialen oder politischen Zuständen sowie individuellen Mäkeln formuliert und sich u. a. durch „Negativität“ auszeichnet. Vgl. Jürgen Brummack: Satire. In: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*, Bd. 3, S. 355–360.

4 Der Begriff *unheimliche Stellen* schließt lose an Sigmunds Freuds psychoanalytische Deutung des Unheimlichen an. Bei Freud ist das Unheimliche das gleichzeitig Vertraute und Unvertraute. Das Unheimliche als eine Form der Angst wird dabei zum einen durch die Wiederkehr des Verdrängten ausgelöst, zum anderen durch die Wiederbelebung eines überwundenen (infantilen) Realitätsverständnisses. Als unheimlich wird das Vertraute empfunden, das in entfremdeter Form wiederkehrt. Die Wiederkehr des Verdrängten kann auch in der Fiktion ein unheimliches Gefühl erzeugen. Vgl. Sigmund Freud: Das Unheimliche (1919). In: Ders.: *Gesammelte Werke*, Bd. XII, hrsg. v. Anna Freud. Frankfurt am Main: Fischer 1999, S. 227–278.

5 Dennis Bock: *Literarische Störungen in Texten über die Shoah*. Imre Kertész, Liana Millu, Ruth Klüger. Frankfurt am Main: Lang 2017, entwickelt das Konzept einer „literarischen Störung“, die mit Erwartungen, deren Enttäuschung und dem Wissen der Lesenden arbeitet, und macht dies für kanonische Texte der Schoahliteratur fruchtbar. Er spricht außerdem von einer „literarischen Strategie des Verletzenwollens“ (S. 451) bei Autoren und Autorinnen, die die Schoah überlebt haben. Dies trifft auf Kishons ‚harmlose‘ Satiren nur vereinzelt zu.

unterschwellige, Präsenz der Schoah in einigen – bzw. auf einer Metaebene durch Kishons Biographie in allen – Texten das Interesse der deutschsprachigen Lesenden geweckt hat.⁶ Dies setzt nicht voraus, dass Kishon diese Bezüge jeweils intentional herstellt. Die direkten Bezüge sind hingegen meist Kommentare auf jeweils aktuelle politische Ereignisse oder gesellschaftliche Debatten, die Kishon als Kolumnist der israelischen Tageszeitung *Ma'ariv* oder in Interviews mit deutschsprachigen Medien aufgreift. Sie finden sich verstärkt im Kontext des Sechstagekriegs 1967, da die Bedrohung Israels durch die arabischen Staaten in Kishon wie in vielen Schoah-Überlebenden erlittene Traumata reaktivierte.

Es ist zu beachten, dass Torberg als Mitschöpfer der deutschsprachigen Fassungen nicht alle in den englischen (und hebräischen) Fassungen enthaltenen expliziten Referenzen auf die Schoah oder die NS-Zeit in die Bände aufgenommen hat.⁷ Vielmehr passte Torberg die Textauswahl und die Übersetzung an die postnationalistischen Zielkulturen in der Bundesrepublik und in Österreich an. Mit *Drehn Sie sich um, Frau Lot!* (1961) wurde Kishons Humor als „israelischer Humor“ präsentiert, der fast nichts mehr mit dem „jüdischen Humor“ vor dem Zweiten Weltkrieg und der Schoah zu tun habe.⁸ Hier finden sich vor allem Texte aus der Perspektive des europäischen Neueinwanderers im jungen jüdischen Staat Israel, bei dem die europäische Vergangenheit nur vereinzelt aufscheint. Anders verhält es sich mit der zweiten Sammlung *Arche Noah. Touristenklasse* (1963), die die meisten Texte mit Referenzen auf die Schoah enthält. Hier nimmt Torberg selbst durch eine Umwidmung des Vorworts „An die Leser“ sogar ausdrücklich eine Adressierung an die deutschsprachigen Lesenden vor.

6 Vgl. zur Rezeption das Kap. „Die Kishon-Rezeption in der BRD“.

7 Auf der Basis einer angenommenen „Seelenverwandtschaft“, die sich aus der gemeinsamen zionistischen und antikommunistischen Einstellung und der Prägung durch den österreich-ungarischen Kulturraum ergab, produzierte Torberg auf Deutsch freie Übertragungen aus den englischen Übersetzungen der ursprünglich hebräischen Texte Kishons. Torberg, der selbst kein Hebräisch konnte, übersetzte Kishons Texte aus der englischen Fassung, proklamierte aber, dem Original viel näherzukommen. Torberg ist weniger ein Übersetzer als ein Mitschöpfer der deutschen Fassungen und außerdem der Vermittler Kishons an das deutschsprachige Publikum. Torbergs Nachlassverwalter David Axmann spricht von „Nachschöpfungen“ (David Axmann: Zwei wahlverwandte Urheber. In: Ephraim Kishon / Friedrich Torberg: *Dear Pappi – My beloved Sargnagel. Briefe einer Freundschaft*, hrsg. v. Lisa Kishon / David Axmann. München: Langen Müller 2008, S. 13–17, hier S. 15).

8 Vgl. Unterkap. „Die Debatte um ‚jüdischen Humor‘ nach der Schoah um 1960“.

Die direkten und indirekten Verweise auf die NS-Zeit und die Schoah wurden also durch die Übersetzungsarbeit von Torberg verstärkt oder abgeschwächt. So strich und entschärfte Torberg im Kontext des Sechstagekriegs 1967 wiederum stärker explizite Stellen. Hier war seine Motivation vor allem, Sympathien für Israel zu wecken oder zu erhalten. Außerdem stand er vor der Aufgabe, dem deutschsprachigen Publikum eine ‚bittere‘ Seite von Kishons Humor vermitteln zu müssen. Allzu viele Referenzen auf die NS-Zeit erschienen Torberg hier wohl als Überforderung des Lesepublikums.

Trotz der Eingriffe Torbergs ist eine Thematisierung bzw. symbolische Verhandlung der Schoah schon in Kishons erstem auf Deutsch erschienenen Band *Drehn Sie sich um, Frau Lot!* erkennbar. Nach den deutlicheren Verweisen in der zweiten Sammlung *Arche Noah. Touristenklasse* ist dies im Hebräischen und Englischen auch in den Texten der Fall, die um den Sechstagekrieg 1967 erschienen sind.⁹ In den folgenden Bänden spielt das Thema nur vereinzelt eine Rolle, so z. B. in *Kein Öl, Moses?* (1974), dafür wurde Kishon zunehmend als Überlebender wahrgenommen, wie sein Statement zur US-amerikanischen Serie *Holocaust* (1979)¹⁰ zeigt. Autobiographisch äußerte sich Kishon erst nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion in *Undank ist der Welten Lohn* (1990) und *Nichts zu lachen. Die Erinnerungen* (1993) ausführlicher über seine Verfolgungserfahrungen und Überlebensgeschichte. 1997 wurde außerdem unter dem Titel *Mein Kamm* sein gemäß autobiographischem Narrativ im Januar 1945 im Versteck in Budapest geschriebener, satirischer Roman über eine faschistische Bewegung gegen Glatzköpfe veröffentlicht.¹¹ Außerdem hat

9 Auf Deutsch erscheinen nur zwei Bände: Ephraim Kishon: *Wie unfair, David! und andere israelische Satiren*, aus d. Engl. v. Friedrich Torberg. München / Wien: Langen Müller 1967, und Ephraim Kishon: *Pardon, wir haben gewonnen. Vom Sechstagekrieg bis zur Siegesparade 1 Jahr danach. Satiren mit Cartoons von Dosh*, aus d. Engl. v. Friedrich Torberg. München / Wien: Langen Müller 1968. Die Titel der hebräischen Originalausgaben lauten Ephraim Kishon / Dosh [Kariel Gardosh]: סליחה שניצחנו! [*Entschuldigung, dass wir gewonnen haben*]. Tel Aviv: Sifriat Ma'ariv 1967; dies.: הומרוסקות. עצם בגרון. [*Knochen im Hals. Humoresken*]. Tel Aviv: Tversky 1967; dies.: אורי למנצחים! [*Wehe den Siegern*]. Tel Aviv: Sifriat Ma'ariv 1967. Die Titel der englischen Ausgaben lauten: Ephraim Kishon / Dosh [Kariel Gardosh]: *So Sorry We Won!* Tel Aviv: Maariv Library 1967; dies.: *Unfair to Goliath*. London: Deutsch 1968; dies.: *Woe to the Victors!* Tel Aviv: Maariv Library 1970.

10 Soll das Fernsehen dieses Drama zeigen? In: *Hörzu*, 3/1979, S. 18–20.

11 Ephraim Kishon: *Mein Kamm. Satirischer Roman*, [aus d. Ungar.] v. Brigitte Sinhuber-Harenberg / Géza Deréky / Ephraim Kishon. München / Berlin: Langen Müller 1997.

sich Kishon ab den 1990er Jahren in Interviews und poetologischen Selbstausagen zur Bedeutung des Nationalsozialismus und der Schoah für sein Leben und Schreiben geäußert. Im folgenden Kapitel wird gezeigt, wie stark beide seine Humorpoetik geprägt haben, bevor anschließend einzelne Stellen in seinen satirischen und humoristischen Texten analysiert werden.

1 „Chad Gadja“ – Kishons Poetik: Humor als Überlebensstrategie

In den 1990er Jahren hat Kishon mit der Veröffentlichung seiner Autobiographie *Nichts zu lachen* (1993) seine Erfahrungen der Schoah in seine Humorpoetik integriert bzw. ein Narrativ entworfen, dass ihn gerade diese Erfahrungen zum Satiriker gemacht hätten:

Als Junge war ich blond, blauäugig, groß gewachsen, athletisch. Germanischer als ich konnte man gar nicht aussehen. Hitler hätte erbleichen müssen. Ich habe gar nicht gewusst, dass es etwas bedeutet Jude zu sein. Und plötzlich sollte ich wegen Nicht-Ariertums umgebracht werden. Das habe ich nicht begriffen. Da lag der Wahnsinn drin. Wer eine solche abgründige Absurdität erlebt hat, der kann nur verrückt werden oder Satiriker.¹²

Hierbei definiert er Humor als Strategie, die das psychische und geistige Überleben eines Menschen ermöglicht. Zu lachen, ermöglicht es, „ein Mensch mit Ehre“ zu bleiben, also das Gefühl der eigenen Würde auch angesichts schwerster Angriffe zu bewahren und ‚unbesiegt‘ zu sein.¹³ Kishons Überlebensgeschichte ist damit seinem Wirken als Humorist und Satiriker bzw. seiner Humorpoetik genuin eingeschrieben. Kishon spricht Humor als „Überlebensprinzip“¹⁴ dabei auch eine heilende Wirkung zu:

Fast alle professionellen Humoristen sind Menschen, die der Humor vor der unvermeidlichen Leere gerettet hat oder ihnen zumindest half, ihre gequälte Seele zu

12 Ephraim Kishon: Die richtige Antwort. In: Ders.: *Allerbeste Geschichten*, S. 15.

13 Ephraim Kishon: Mit Ehre. In: Ebd., S. 26.

14 Ephraim Kishon: Überlebensprinzip. In: Ebd., S. 61.

erleichtern. Der Humor hat sie beschützt, hat zu ihrem psychischen Gleichgewicht beigetragen, hat sie geheilt. (ABG, S. 61)

Kishon bringt die Anfänge seines satirischen Schreibens mehrfach mit Situationen der Todesangst in Verbindung, ja zeigt Humor gerade als Überlebensreaktion, als Bewältigungsmechanismus (*coping mechanism*) angesichts extremer traumatischer Erfahrungen.¹⁵ So beschreibt er in *Nichts zu lachen* eine Erschießungsszene (NZL, S. 54–55),¹⁶ die sich im Laufe der Zeit in eine humoristische Anekdote verwandelt und um eine Pointe ergänzt wird: „Sie machten einen Fehler. Sie ließen einen Satiriker am Leben.“¹⁷ Er konstruiert demnach bestimmte Erinnerungen in seinen autobiographischen Aussagen so, dass sie sich in das Narrativ vom rettenden Überlebensmechanismus Humor anhand der Extremerfahrung der Schoah einfügen. So z. B. auch die Zuspitzung des Ruhetags in den Zwangsarbeitslagern auf den Samstag, also den Schabbat als jüdischen Feiertag:

Ich scherze nicht. Wenn man etwas Lebensfreude und Selbstironie besitzt, dann kann man auch in der aussichtslosesten Situation noch lächeln. Und je absurder die Situation, desto stärker wird der Lachmuskel gekitzelt. So erging es mir, als die Perfektion des Vernichtungsapparats außer Kontrolle geriet und unsere Bewacher mit der gleichen unbarmherzigen Gründlichkeit darauf achteten, daß wir uns am Samstag ausruhten. Das ist so, als würden in der Hölle am Samstag die Öfen abgedreht, um die gewerkschaftlichen Rechte zu wahren. In einer Welt aus Bestialität und Willkür schufen die Schergen ein winziges Fleckchen von Recht und Ordnung, als wäre dadurch der Menschlichkeit Genüge getan. (NZL, S. 58–59)

15 Vgl. Ostrower: *It Kept Us Alive*. Ostrower arbeitet respektvoll und einfühlsam aus Interviews mit Überlebenden, die während der Schoah meist 20–29 Jahre alt waren, heraus, dass Humor in den Ghettos, Konzentrations- und Vernichtungslagern als psychischer „defense mechanism“ und „coping technique“ (ebd., S. 12) eine wichtige Rolle gespielt hat, um mit den traumatisierenden Erfahrungen umzugehen.

16 Im Unterkap. „Darstellungsfragen – wie literarisiert sind Kishons Erinnerungen?“ wurde dargestellt, dass Kishon diese Szene verglichen mit den Erinnerungen anderer Bataillonsmitglieder wahrscheinlich nicht in dieser Form selbst erlebt hat, jedoch durchaus Todesangst bei Appellen in den beiden Zwangsarbeitslagern.

17 Diese Pointe wird in den Nachrufen auf Kishon als Anekdote wiedergegeben. Vgl. u. a. Ephraim Kishon gestorben. Ein Genie des Humors.

Auch die Urszene seines Schreibens, also seine „Geburt als Autor“, versetzt Kishon direkt in seine eigene Verfolgungs- und Bedrohungserfahrung. Über sein erstes satirisches Werk überhaupt, das unter dem Titel *Mein Kamm*¹⁸ in Anspielung auf Adolf Hitlers *Mein Kampf* 1997 auf Deutsch erschien, berichtet er, es untergetaucht im Versteck in Budapest geschrieben zu haben (NZL, S. 107–111):

In der Schublade eines Tisches fand ich Papier und Bleistifte, und da ich nichts Besseres zu tun hatte, fing ich an, einen Roman zu dichten. Ich schrieb ihn beim Donnern der Raketen als Hintergrundmusik, ein wahrhaftig erstaunliches Unterfangen. Manch Überlebender erzählt heute, er hätte mit allen Kräften versucht, am Leben zu bleiben, um über die Leiden seines Volkes berichten zu können. Die Angst vor dem totalen Vergessen kann offensichtlich ebenso stark sein, wie die Angst vor dem Tode. Es hat der nicht gelebt, an dem man sich nicht erinnern kann. Es wäre daher in meiner verzweifelten Lage nur natürlich gewesen, meine Memoiren niederzuschreiben und sie als Vermächtnis für kommende Generationen zu hinterlassen. Ich aber schrieb nur eine kleine Orwell'sche Satire – damals wußte ich noch nicht, wer der große englische Schriftsteller George Orwell ist – über eine imaginäre Partei, deren Ziel die totale Vernichtung ist, die Vernichtung der Glatzköpfe. (NZL, S. 109)

Kishon weist das satirische Schreiben in einer lebensbedrohlichen Situation als eine rettende Handlung aus. Sie ermöglicht es zum einen, die Bedrohung auszuhalten, und ist zum anderen eine Handlung, die weiterleben zu wollen oder zumindest etwas zu erschaffen und weitergeben zu wollen zum Inhalt hat: „Das schrieb ich im Keller, Ungewißheit vor Augen, mit der blinden Wut der Verzweiflung, als wäre es das letzte, was ich in meinem Leben tun könnte.“ (NZL, S. 111) Dabei spielt ebenso eine Rolle, durch das Schreiben über das eigene Schicksal hinauszugehen: „Diese Geschichte zeigt bereits eine für mich typische Eigenschaft, die auch den Satiriker ausmacht. Die Erzählung führt weg vom persönlichen Einzelfall hin zum Allgemeingültigen.“ (NZL, S. 109) Als Symbol für sein Überlebenskonzept von Humor wählte Kishon für seine regelmäßig erscheinende Kolumne in der israelischen Abendzeitung *Ma'ariv* 1952 das Pseudonym „Chad Gadja“. Generell aus dem Aramäischen übersetzt als „das eine Lämmchen“, suggeriert es eine gewisse Unschuld und steht in

18 Kishon: *Mein Kamm*.

ironischem Kontrast zum Inhalt der Kolumne, die neben Humoresken auch oft gesellschaftspolitisch scharfsinnige Satiren bot. Kishons zweite auf Hebräisch erschienene Sammlung dieser Kolumnentexte mit dem Titel אֶלֶף גִּדְיָא וְגִדְיָא (Tausende Lämmchen und Lämmchen) von 1954 präsentierte auf dem Cover ein sehr angriffslustiges Lämmchen mit roten Augen und einer gezündeten Bombe im Maul.¹⁹ Kishon spielt hier also ironisch mit dem Motiv der Unschuld, die ‚zündende‘ Wahrheiten liefert.

„Chad Gadja“ ist allerdings in der jüdischen Tradition nicht irgendein Lämmchen, sondern tritt als Figur in einem aramäischen Volkslied auf, das Teil der Pessach-Haggada ist und traditionell am Ende des Pessach-Seders gesungen wird. Das Lied gehört zur Gattung der Zahlgeschichten und ist erstmals 1590 in einer *Haggadah*, die in Prag gedruckt wurde, nachweisbar.²⁰ Es arbeitet mit vielen Wiederholungen und erinnert an Märchenmotive. Das Lämmchen wird für zwei Münzen („Suse“) vom Vater gekauft, dann von der Katze gefressen, die vom Hund gebissen, der vom Stock erschlagen, der vom Feuer verbrannt, das vom Wasser gelöscht, das vom Ochsen getrunken, der vom Schächter geschächtet, der vom Todesengel getötet wird. Zuletzt kommt HaSchem, also Gott selbst, und tötet den Todesengel. Das Lämmchen wird im Refrain nach jeder Strophe erwähnt und somit immer wieder in Erinnerung gerufen. Das Lied wird in der jüdischen Tradition zumeist allegorisch interpretiert. Das Lämmchen symbolisiert das jüdische Volk, die verschiedenen Feinde und Bedrohungen stehen für verschiedene Stationen der Unterdrückungsgeschichte, verbunden mit der Hoffnung auf messianische Erlösung am Ende der Zeiten.²¹

Kishons Wahl dieser Figur aus der jüdischen Tradition als Kolumnenname hat also mehrere Ebenen. Zum einen eröffnet die Bezeichnung Lämmchen für eine Rubrik satirischer Texte eine ironische Ebene. Zum anderen verweist der Begriff im Kontext der jüdischen Tradition auf die Bedrohung, Vernichtung und Errettung des jüdischen Volkes. Historisch und auf einer biographischen Ebene schließt dies Kishons Überleben der Schoah ein.

19 Ephraim Kishon: אֶלֶף גִּדְיָא וְגִדְיָא [Tausende Lämmchen und Lämmchen]. Tel Aviv: Ketavim 1954.

20 Vgl. Had Gadya. In: *Encyclopaedia Judaica*, Bd. 7. Jerusalem: Keter 1971, Sp. 1048–1050, hier Sp. 1050.

21 Vgl. ebd., Sp. 1048.

Kishons Selbstdeutung seiner Humor-Poetik als Überlebensstrategie widerspricht der israelische Journalist Jaron London, der mit Kishon dessen Autobiographie in einem siebentägigen Interviewmarathon entwickelt hat. London vertritt die These, dass Kishons Affinität zur Strategie der Satire bereits in den Erfahrungen in seinem Elternhaus vor der Schoah begründet liege:

Ich behauptete, dass nicht die Schoa der Ursprung seiner Skepsis bezüglich der menschlichen Natur noch der Ursprung seiner unheilbaren Traurigkeit war. Ich war der Meinung, dass er bereits in seiner Kindheit, unter dem Einfluss des kalten und lügendurchtränkten Klimas in seinem Elternhaus in die Position des wachsamem Betrachters gezwungen wurde, die des danebenstehenden Argwöhnenden, der sich über die existierende Absurdität wundert und mit seinem Blick die Lügenmaske perforiert, welche die anständige gesellschaftliche Ordnung ermöglichte. Dieses Misstrauen ist der Treibstoff, der den Satiriker antreibt und ihn – begleitet von wahnsinnigem Glück – vor dem Schicksal der jüdischen Gefangenen im Lager in der Slowakei rettete [...].²²

Auch für diese Deutung finden sich Ansätze in Kishons poetologischen Überlegungen in seiner Autobiographie. Denn Humor ist darin für Kishon nicht nur eine persönliche Überlebensstrategie und Möglichkeit, traumatische autobiographische Erfahrungen zu verarbeiten. Ebenso zentral ist die entlarvende Funktion von Humor, der dazu diene, Unwahrheit, Lügen und bürgerliche Heuchelei (NZL, S. 86–87) sowie Ideologien aufzudecken. Als Grundlage von Humor nennt er die „Skepsis“ im Gegensatz zum Glauben: „Von klein an war ich mir also darüber im klaren, wählen zu müssen zwischen der Skepsis, der Urmutter des Humors, und dem Glauben, dem Urvater der Religion.“²³ (NZL, S. 15) Humor hat für Kishon demnach eine aufklärerische, antiautoritäre, psychologisch und gesellschaftlich befreiende, letztendlich subversive und fast anarchische Funktion: „In einer Bemerkung, über die man lachen kann,

22 Jaron London: Kishon: Sein Ruf eilt ihm voraus. In: Ders. (Hrsg.): שמו הולך לפניו. קישון. שמו הולך לפניו. 6 ימים של דו-שיח ביוגרפי [Kishon. Sein Name geht ihm voraus. 6 Tage biographischer Dialog], S. 10 (Übers. für diese Studie v. Ursula Peter-Spöndli).

23 Kishon erzählt Jaron London: „Von klein an war ich mir darüber im klaren [sic], wählen zu müssen zwischen der Skepsis, der Urmutter des Humors, und dem Glauben, dem Urvater der Religion.“ (NZL, S. 15.)

steckt immer ein Körnchen Wahrheit. Humor ist ein Lügendetektor. Über eine Lüge kann man nicht einmal lächeln.“ (NZL, S. 94)

Gesellschaftlich akzeptierte Heucheleien, die Kishon mit seinen Humoresken und Satiren aufdecken will, betreffen u. a. die Institution der Ehe, die einseitige Medienberichterstattung und unfaire internationale Haltungen gegenüber Israel, aber auch weitere Themen:

Ich habe die Heuchelei satt. Deshalb habe ich auch in meinen Büchern den etablierten Lügen den Kampf angesagt. Ich schrieb gegen die Scharlatanerie der modernen Kunst, gegen die Lügendiktatur der Einkommenssteuer oder das verlogene kommunistische Regime, das nun zusammengebrochen ist. (NZL, S. 96)

Dabei ist ihm auch die verletzende Seite von Satire bewusst, wobei die meisten seiner Texte eher von versöhnlicher Qualität und daher der Gattung der Humoreske zuzuordnen sind:

Guter Humor stützt sich auf die Enthüllung von Wahrheit, die aus unterschiedlichen Gründen verborgen ist. Das ist die Aufgabe des Humoristen. Er packt die Wahrheit am Schopfe und zieht sie ins Tageslicht. Das kann natürlich schmerzhaft sein. (NZL, S. 90)

Diesen verletzenden Aspekt von Humor hat Kishon in den meisten seiner Texte gering gehalten und eher das Modell einer ‚harmlosen Satire‘ verfolgt: „Ironie ist für mich keine humoristische Strategie, sondern ein legitimes Mittel, die Welt kritisch, aber auch versöhnlich zu betrachten.“ (NZL, S. 88)

Kishon hat persönlich auch die Grenzen seines Humorbegriffs erlebt, etwa durch die Erfahrungen unter dem totalitären Regime im Stalinismus: „Nein, wir lachten schon lange nicht mehr. Niemand lachte. [...] Es war bitter ernst geworden. Es gibt keine Fröhlichkeit in der Folterkammer.“ (UWL, S. 25) Über seine Zeit als Mitarbeiter der satirischen Zeitschrift *Ludas Matyi*, deren Redaktionsmitglieder einer „Umerziehung“ in Form ideologischer Schulungen unterzogen wurden, berichtet Kishon:

In stillen Nächten schrieb ich, zwischen drei antikolonialistischen Beiträgen für meine Redaktion, Kurzgeschichten über die stalinistische Wirklichkeit, die zu lang gerieten. Zu meinem größten Bedauern sind diese Novellen weder humorvoll noch

sarkastisch. Sie schilderten nur die bloße Wahrheit. Immerhin ist das auch schon etwas. (UWL, S. 26)

Außerdem schrieb er über seine Zeit im „Übergangslager“ in Israel: „An diesem tristen Ort verlor ich vorübergehend sogar meinen Humor. Das Schicksal aber muß ihn wiedergefunden haben, denn er führte mich, den Flüchtling Stalins, an den kommunistischsten Ort der Welt – in den Kibbuz.“ (UWL, S. 80)

Neben der Überlebenserfahrung sind für Kishons Humorpoetik weitere Einflüsse zentral. In seiner Autobiographie *Nichts zu lachen* und in seinen Briefen nennt Kishon ungarische Satiriker und Humoristen als Vorbilder, vor allem den ungarisch-jüdischen Dramatiker Franz Molnar (1878–1952) und den ungarischen Schriftsteller Frigyes Karinthy (1887–1938)²⁴. Ebenso bezieht er sich häufiger auf Franz Kafka.²⁵ Kishon verortet seinen Humor damit in der jüdischen Tradition der österreich-ungarischen K. u. k. Monarchie:

Vielleicht ist mein humoristisches Können ganz einfach eine Summe aller Begabungen, die in dem riesigen Potenzial des seligen jüdisch-ungarischen Stammes schlummern. Dieses Erbe ist unverwüstlich und schlägt die überraschendsten Kapriolen. (NZL, S. 34)

Kishon bezeichnet Franz Molnar als „Seelenverwandte[n]“ (NZL, S. 36), auch wenn er angibt, dass es sich hier um keinen direkten Einfluss gehandelt habe:

Bevor ich zu einem etablierten Schriftsteller geworden war, kannte ich kein einziges Wort von Molnar, und so kann ich auch nicht von ihm abgeschrieben haben. Später aber entdeckte ich, daß ich unwillkürlich in seine Fußstapfen getreten war, daß ich

24 Kishon bezeichnet Frigyes Karinthy als „Halbjuden“ und rechnet ihn der ungarischen jüdischen Humortradition zu (NZL, S. 55): „Er aber ist unser aller geistiger Vater. Er hat mich beeinflusst, wie ich einige junge Schriftsteller in Israel beeinflusst habe.“ (NZL, S. 37) Tatsächlich waren Karinthys Eltern beide jüdisch. Sie hatten sich nach ihrer Heirat lutherisch taufen lassen, so dass ihre Kinder als Christen galten. Vgl. Ivan Sanders: Karinthy, Ferenc. In: *The Yivo Encyclopedia of Jews in Eastern Europe*, hrsg. v. Yivo Institute for Jewish Research. https://yivoencyclopedia.org/article.aspx/karinthy_ferenc (Zugriff am 23.09.2021).

25 U. a. unterschreibt Kishon am 3. Januar 1967 einen Brief an Friedrich Torberg mit „F. Kafka“. Kishon / Torberg: *Dear Pappi – My beloved Sargnagel*, S. 77.

dachte und schrieb wie dieser große Humorist, der zwei Generationen vor mir lebte und wirkte. (NZL, S. 34)

Ein Humorist kann kein Kosmopolit, kein „Chamäleon“ sein. Auch ich nicht. Ich war leidenschaftlicher Ungar, bis mir die Ungarn das Gegenteil bewiesen. Dann wurde ich leidenschaftlicher Israeli. Ich kann gar nichts anderes mehr sein als Israeli, selbst wenn ich wollte. (NZL, S. 38)

Kishon nennt das humoristische Schreiben die „schwerste[] literarische[] Form“ (NZL, S. 102):

Ich sage ja, dass Humor die Fähigkeit ist, dem erwartbaren Ablauf von Entwicklungen eine überraschende Wendung zu geben, Wahrheiten zu erschüttern und die Realität aus unkonventionellem Blickwinkel zu betrachten. Ein Mensch, der die Fähigkeit besitzt, mit voller Absicht etwas Ungewöhnliches zu tun, muss aber zuallererst wissen, wie die Realität aussieht.²⁶

Kishons Inkorporation seiner Verfolgungs- und Überlebenserfahrung während der Schoah in sein poetologisches Konzept von Humor als Überlebensstrategie ernst nehmend, wird im Folgenden sein Werk nach exemplarischen Stellen untersucht, die sich, entgegen dem bisherigen Forschungsstand, direkt oder indirekt auf den Nationalsozialismus und die Schoah beziehen.

2 *Drehn Sie sich um, Frau Lot! (1961) – „Zu viele Arbeitslager, ungarische, deutsche, russische“*

Kishons erste Sammlung von Satiren und Humoresken beschreibt verschiedene innerisraelische gesellschaftliche Probleme aus der Perspektive eines europäischen Neueinwanderers. Themen sind u. a. Patriotismus, das Leben im Kibbuz, Geschlechterrollen, bürokratische Hürden, Arbeitssuche, Steuern sowie Juden und Jüdinnen aus arabischen Ländern. Die europäische Vergangenheit scheint weit zurückzuliegen und ist lediglich in den Nachnamen der Protagonist/innen präsent, die neben einigen hebräischen vor allem deutsche Namen wie Klein,

²⁶ Kishon: Überlebensprinzip, S. 61.

Spiegel, Neumann, Großlockner, Kirschner, Mayer, Honig oder osteuropäische wie Herschkowitz tragen.

Dennoch findet sich gleich auf dem Schutzumschlag der gebundenen Erstausgabe von *Drehn Sie sich um, Frau Lot!* die erste Thematisierung von Kishons Verfolgungserfahrung und seinem Überleben in Form eines Lebenslaufs. Kishon formuliert hier sein Überleben der Schoah indirekt: „am 23.8.1924 geboren in Ungarn, neugeboren 1949 in Israel. Zu viele Schulen. Zu viele Arbeitslager, ungarische, deutsche, russische.“²⁷ Sein Überleben als Zwangsarbeiter wird also durchaus benannt, aber durch die Parallelisierung mit „zu viele Schulen“ humoristisch verharmlost. Durch die Aufzählung verschiedener nationaler Verantwortlichkeiten verschwindet die primäre Verantwortung des Deutschen Reichs für die Deportationen auch der ungarischen Juden und Jüdinnen. Doch nicht nur auf dem Schutzumschlag, sondern auch in einigen Satiren und Humoresken in *Drehn Sie sich um, Frau Lot!* finden sich literarische Bezugnahmen auf die Schoah.

3 „Yigal und die Inquisition“ – Jüdisches Märtyrertum versus israelische Wehrhaftigkeit

In der Satire „Yigal und die Inquisition“²⁸ wird das veränderte Selbstverständnis der in Israel geborenen Juden und Jüdinnen, der Sabras, gegenüber dem vom europäischen Antisemitismus geprägten Selbstverständnis der Juden und Jüdinnen in der Diaspora kontrastiert:

Eine aus Sabras bestehende Studentendelegation fuhr nach Prag, um dort an einem Studentenkongreß teilzunehmen. Es war um jene Zeit, da die tschechoslowakischen Kommunisten auf Grund der neuesten Krümmung der Parteilinie ganz offiziell dem Antisemitismus oblagen. Infolgedessen ließen ein paar eifrige tschechische Jungkommunisten sich's angelegen sein, die an ihrem Mittagstisch sitzenden Sabras bei jeder Gelegenheit mit dem Zuruf „Jud! Jud! Jud!“ zu bedenken. Eine Massenrauferei schien

27 Friedrich Torberg: Klappentext. In: Ephraim Kishon: *Drehn Sie sich um, Frau Lot!*, aus d. Engl. v. Friedrich Torberg. München / Wien: Langen Müller 1961, im Folgenden Nachweis mit der Sigle LOT.

28 Ephraim Kishon: Yigal und die Inquisition. In: Kishon: *Drehn Sie sich um, Frau Lot!*, S.77–81.

unausbleiblich, aber nichts dergleichen geschah. Die Sabragruppe beendete ruhig ihre Mahlzeit und verließ ebenso ruhig den Saal. Jemand fragte sie, ob sie denn diese gewissen Zurufe nicht gehört hätten?

„Natürlich haben wir sie gehört“, lautete die Antwort.

„Sie haben uns Juden genannt. Und was weiter? Wir sind ja Juden.“

Daß man sie in feindseliger Absicht so apostrophiert haben könnte, fiel den Sabras nicht ein. Sie wußten nicht, daß der Zuruf ‚Jud!‘ einmal ein Schimpfwort gewesen war. (LOT, S. 77)

Kishon spitzt diese Begebenheit noch zu: „Äußerlich entspricht der Sabra ziemlich genau dem nationalsozialistischen Rassenideal. Er ist nur etwas größer gewachsen und seine Haare sind etwas blonder.“ (LOT, S. 77–78)

Anschließend berichtet der Erzähler von einem Gespräch, dass er zwischen dem eine jiddische Zeitung lesenden Großvater und dessen 10-jährigem, einen „blutrünstigen Kriminalroman“ lesenden Enkel Yigal belauscht. Der Enkel fragt den Großvater, was Inquisition bedeutet. Der Großvater berichtet von den Leiden der jüdischen Märtyrer in der Diaspora, die Folter und Ermordung widerstanden und nie ihren Glauben aufgegeben hätten. Dem Enkel ist diese Haltung unverständlich, er fragt mehrmals nach der jüdischen Revolution:

„Genug“, unterbrach Yigal aufs neue. „Den Rest bis zur Revolution kannst du überspringen.“

„Bis zu welcher Revolution?“

„Was ist das für eine Frage? Bis zum Aufstand der Juden gegen die Mönche!“

„Laß Deine dummen Reden, Yigal. Unsere Vorfahren waren fromme, gottesfürchtige Juden, die sich gegen den Willen des Ewigen nicht auflehnten.“

„Was heißt das? Willst du sagen, daß Gott diese ... daß er die Inquisition wollte?“

(LOT, S. 79)

Kishon spielt hier auf die zeitgenössischen Debatten darüber an, warum sich die europäischen Juden und Jüdinnen während der Schoah nicht gewehrt hätten. Als Extremform der Verteidigung einer passiven Haltung gab es innerhalb der jüdischen Gemeinschaft von ultraorthodoxer Seite die Deutung der Schoah als eine Strafe Gottes für die Nichteinhaltung der Gebote und die Anpassung an

die Moderne bzw. für den Zionismus.²⁹ Dem gegenüber stand das neue Identitätsnarrativ des wehrhaften Juden in Israel, das sich auf den Erfolg im Unabhängigkeitskrieg von 1948 stützte. Zu Beginn des israelischen Erinnerungsdiskurses über die Schoah wurden z. B. die Kämpfer und Kämpferinnen des Warschauer Ghettos besonders gewürdigt.

Während der jiddisch lesende Großvater die „Passivität“ von Juden und Jüdinnen in der mittelalterlichen Diaspora verteidigt, steht sein Enkel für das neue israelische Selbstverständnis. Die beiden Haltungen werden als Generationenkonflikt gezeigt. Im Hintergrund ist die Frage der „Passivität“ der Juden während der Schoah spürbar, gerade wenn anlässlich der Inquisition das Verbrennen fokussiert wird.³⁰

Während der Großvater die religiös begründete Passivität verteidigt – „Willst du das Andenken unserer Märtyrer entweihen? Wenn sie der Inquisition nicht so heldenhaft Widerstand geleistet hätten, wärest du heute kein Jude ...“ (LOT, S. 80) –, reagiert der Enkel empört:

„Quatsch!“, rief Yigal und sprang auf. „Du willst mir einreden, daß es Gottes Wille wäre, wenn mich die Mönche verbrennen? Sei nicht böse, Großpapa, aber das ist ein Unsinn. Und deine Vorfahren müssen fürchterliche Waschlappen gewesen sein!“ (Ebd.)

Der Großvater schimpft anschließend:

„Und für diese Brut haben wir unseren Staat aufgebaut! Für dieses nichtswürdige Gezücht von unwissenden Kindern! Sind sie nicht fürchterlich? Sagen Sie selbst: sind

29 So sah prominent der aus Ungarn stammende Rabbiner Joel Teitelbaum (1888–1979) und Begründer der chassidischen Gruppierung Satmar in den 1950er Jahren in New York die Schoah als Bestrafung für den Zionismus an. Er orientierte sich dabei an der antizionistischen Haltung der ungarischen Ultra-Orthodoxie seit dem 19. Jahrhundert. Vgl. u. a. Zvi Jonathan Kaplan: Rabbi Joel Teitelbaum, Zionism, and Hungarian Ultra-Orthodoxy. In: *Modern Judaism* 24,2 (2004), S. 165–178.

30 Darüber hinaus entlehnten die Nationalsozialisten ihre Verfolgungsmaßnahmen z. T. bewusst den Diskriminierungspraktiken der mittelalterlichen Judenverfolgung. So wurde u. a. die Farbe Gelb für den „Judenstern“ aus der mittelalterlichen Zwangsmarkierung übernommen. Vgl. Jens J. Scheiner: *Vom gelben Flicker zum Judenstern? Genese und Applikation von Judenabzeichen im Islam und christlichen Europa (849–1941)*. Frankfurt am Main: Lang 2004, S. 136–137.

sie nicht fürchterlich?“ Er schüttelte nochmals den Kopf, seufzte tief und sagte leise: „Gott segne sie.“ (LOT, S. 81)

Kishon wählt hier die Inquisition als Chiffre, um Verbrechen an Juden und Jüdinnen zu benennen, die in der Schoah verübt wurden. Die Schoah selbst erwähnt der Großvater, der vor ihr geflohen oder sie überlebt haben muss, hingegen nicht. Da vorher das „nationalsozialistische Rassenideal“ (LOT, S. 77) explizit erwähnt wird, ist die Parallele aber deutlich angelegt:

„Vor Hunderten von Jahren, mein kleiner Yigal, im finsternen Mittelalter, hatten unsere Vorväter ein sehr schweres Leben. Man sperrte sie in Gettos, die von hohen Mauern umgeben waren, und jeder Christ konnte sie treten und anspucken und nach Herzenslust erniedrigen. Ja, ja. So war das damals. Die Steuereintreiber der Fürsten und Bischöfe raubten ihnen das letzte Geld, wenn es ihnen nicht schon die lieben Nachbarn geraubt hatten. Unsere Waisen wurden lebendig verbrannt, unsere Männer zu niedrigsten Diensten gezwungen, unsere Frauen wurden –,“ (LOT, S. 78)

„Natürlich waren die Opfer fast immer Juden ...“, sagt der Großvater, worauf der Enkel fragt: „Warum ‚natürlich‘? Wieso?“ (LOT, S. 79), um somit noch einmal das neue jüdische Selbstverständnis in Israel zu demonstrieren. Wie zeitlich nah eine ‚moderne‘ Form der Verfolgung und Vernichtung der europäischen Juden und Jüdinnen den Protagonisten der Satire, dem Autor und den Lesenden ist, wird durch die direkten Verweise auf das „nationalsozialistische Rassenideal“ vereindeutigt, aber im Kontext der Geschichte am Beispiel der Inquisition nur angedeutet.

4 „Ein wundertätiger Arzt“ – „Deutsche“ Präzision in einem medizinischen „Monsterbetrieb“

Durchaus *unheimlich* mutet die Beschreibung der fabrikmäßigen Abfertigung von Patienten durch einen explizit deutschen (wenn auch sicherlich jüdischen) Arzt in der Satire „Ein wundertätiger Arzt“³¹ an. Der Ich-Erzähler erhält den expliziten Rat seiner Tante, mit „Professor Großlockner“, einem

31 Ephraim Kishon: Ein wundertätiger Arzt. In: Ders.: *Drehn Sie sich um, Frau Lot!*, S. 42–47.

„Wunderdoktor, der schon Hunderttausende gerettet hat“, „Deutsch“ zu sprechen (LOT, S. 43). In der Beschreibung des Ablaufs eines Besuchs in der Arztpraxis arbeitet Kishon mit nationalen Stereotypen des ‚Deutschen‘. Alle Prozeduren werden mit militärischer Disziplin, Obrigkeitshörigkeit und fabrikmäßiger Organisation durchgeführt, das Individuum mit seinen Leiden spielt hingegen keine Rolle:

Wir rezitierten die Regeln. Dann öffnete sich die Tür des Allerheiligsten. Ein leiser Pfiff ertönte.

„Jetzt“ rief unsere Nurse. „Marsch hinein!“

Wir marschierten hinein und folgten den uns erteilten Vorschriften. Der Professor nahm die Zungenparade ab. (LOT, S. 46)

Es ist den Patienten nicht erlaubt, eigenständig das Wort an den Professor zu richten, sondern nur, wenn sie dazu aufgefordert werden: „[A]ntworten Sie in reinen, einfachen Hauptsätzen von drei bis fünf Worten. Und dann ohne Gruß hinaus. Wiederholen Sie!“ (LOT, S. 46)

Darüber hinaus gehören zur medizinischen Behandlung in dieser Praxis u. a. die nicht beeinflussbare Abfertigung und Entnahme von diversen Körperflüssigkeiten (LOT, S. 45), Fehlbehandlungen, „Brachialgewalt“ und Unterkühlung:

Bei Einbruch der Dämmerung erschien eine weitere Schwester, die mich und zwei andere Patienten aufforderte, uns bis zum Gürtel zu entkleiden, unsere Plätze nicht zu verlassen und uns auf kürzesten Abruf bereit zu halten. Um diese späte Stunde war es im Wartezimmer bereits so kalt geworden, daß unsere Zähne hörbar zu klappern begannen. Es täte ihr leid, sagte die Nurse, aber die kostbare Zeit des Professors dürfe nicht verschwendet werden. (LOT, S. 45)

Die „beängstigende Präzision“ dieses „geölte[n] Monsterbetrieb[s]“ wird besonders hervorgehoben:

Die Türen, die aus ihm [dem Wartezimmer, B. M. K.] hinausführten, öffneten und schlossen sich lautlos, weißgekleidete Schwestern huschten hin und her, von Zeit zu Zeit wankten halbnackte Männer herein und verschwanden wie Schemen, dann reiheten sich mehrere Patienten hintereinander auf und wurden im Gänsemarsch durch

eine der Türen befördert. Das alles geschah mit einer beängstigenden Präzision. Es war ein geölter Monsterbetrieb. (LOT, S. 44)

Spätestens an dieser Stelle und verstärkt durch das Motiv der Unterkühlung ist ein unterschwelliger Bezug auf die Verbrechen, die von Mediziner/innen in den Konzentrations- und Vernichtungslagern an den Gefangenen durch Experimente an Menschen vorgenommen wurden, deutlich. Kishon und Torberg konnten über diese Verbrechen informiert sein, da im Anschluss an den Nürnberger Prozess gegen die nationalsozialistischen Hauptkriegsverbrecher vom 9. Dezember 1946 bis 20. August 1947 der sogenannte Nürnberger Ärzteprozess vor dem Ersten Amerikanischen Militärtribunal stattgefunden hatte, bei dem Ärzte angeklagt waren, die in der Zeit des Nationalsozialismus Versuche an lebenden Menschen vorgenommen hatten. 1960 erschien hierzu eine Dokumentation.³²

Torberg akzentuiert in der Übersetzung den Bezug zur jüngsten deutschen Vergangenheit, wenn er „the doctor’s monster practice“ und „clocklike efficiency“³³ mit „geölter Monsterbetrieb“ und „beängstigende Präzision“ (LOT, S. 44) überträgt. Er verändert auch den Titel, der im Englischen mit „The Bedside Manner“ eher einen sexualisierten Kontext aufruft und auf eine Passage verweist, in der der Protagonist angibt, der Frau des Arztes keine Details über seine Leiden zu erzählen, da er mit Frauen nicht über so etwas sprechen wolle, gerade wenn ein Bett im Zimmer stehe. Torberg wählt hingegen den Titel „Ein wundertätiger Arzt“, der auf die jüdische Tradition der osteuropäischen Wunderrabbiner verweist. Im historischen Kontext und durch die Andeutungen im Text ist er jedoch eher eine sarkastische Anspielung auf die, jeder ethischen Haltung zuwiderhandelnden Ärzte in den Konzentrations- und Vernichtungslagern. Die Geschichte endet mit der Fluchterzählung eines Postbeamten, der bereits dreimal an diesem Tag „zwangsweise untersucht worden [war], ungeachtet seiner Proteste“ (LOT, S. 47): „Letzen Montag hätte man ihn bereits zum Zweck einer Blinddarmoperation ins Spital verfrachtet, und er wäre nur mit knapper

32 Vgl. die Dokumentation Alexander Mitscherlich / Fred Mielke (Hrsg.): *Medizin ohne Menschlichkeit. Dokumente des Nürnberger Ärzteprozesses*. Frankfurt am Main: Fischer 1960.

33 Ephraim Kishon: *The Bedside Manner*. In: Ders.: *Look Back, Mrs. Lot!*, aus d. Hebr. v. Yohanan Goldman. New York: Atheneum 1961, S. 40–44, hier S. 41.

Not aus dem Ambulanzwagen entkommen.“ (Ebd.) Die Satire „Ein wunder-tätiger Arzt“ ist in ihrer deutschsprachigen Fassung somit ein Beispiel für *unheimliche Stellen* und einen indirekten Bezug auf die Verbrechen während der Schoah.

5 „An den Leser“ (1963) – Die psychologische Funktionsweise antisemitischer Stereotype

Kishons zweitem auf Deutsch erschienenen Band, *Arche Noah. Touristenklasse* (dt. 1963), kommt eine besondere Stellung in seinem deutschsprachigen Werk hinsichtlich der Auseinandersetzung mit der Schoah zu. Zum einen erschien der Band nach dem Eichmann-Prozess in Jerusalem 1961 und enthält neben mehrfachen expliziten und impliziten Verweisen auf den Nationalsozialismus und die Schoah mit „2 x 2 = Schulze“³⁴ eine Satire, die sich direkt auf den Prozess bezieht. Zum anderen hat Torberg bei der Wahl des Titels für die den Band eröffnende Satire eine bedeutsame Umwidmung vorgenommen.

Die erste Satire, „An den Leser“³⁵, führt die psychologische Funktionsweise von antisemitischen Vorurteilen zwischen extremer Abwertung („ein Idiot“, ANT, S. 9; „Ein Fleischhauer. Ein Metzger. Ein Halbtier“, ANT, S. 11) und extremer philosemitischer Überhöhung („Er ist ein Dichter. Ein Humanist. Ein Wohltäter der Menschheit“, ANT, S. 12) am scheinbar harmlosen Beispiel eines egozentrischen und leicht kränkbaren israelischen (jüdischen) Autors vor. Dieser beobachtet in einer Bahnhofshalle, wie ein Mann eine Ausgabe der Zeitung liest, für die er schreibt. Je nachdem, ob der Leser den Artikel überblättert, zurückblättert, an der richtigen Stelle lacht oder nicht lacht, steigert sich der Autor in eine Haltung der extremen Abwertung oder der extremen Überhöhung hinein. Dabei verwendet er Klischees über Juden aus dem antisemitischen Diskurs, wie den Blutmythos, die Form der Nase, hohe Intelligenz, den Geldmythos oder den Vorwurf der Verstellung. So heißt es u. a.: „Sein ganzes Sinnen und Trachten ist nur auf Geld gerichtet. Geld, Geld, Geld!“ (ANT, S. 10) Das Motiv des Schächtens klingt an in: „Ein Fleischhauer. Ein Metzger. Ein Halbtier. Ja, dort

34 Ephraim Kishon: 2 x 2 = Schulze. Ein avantgardistisches Fragment. In: Ders.: *Arche Noah, Touristenklasse*, aus d. Engl. v. Friedrich Torberg. München / Wien: Langen Müller 1963, S. 134–138, im Folgenden Nachweis mit der Sigle ANT.

35 Ephraim Kishon: An den Leser. In: Ebd., S. 9–12.

gehörst du hin: in deine dunkle Höhle, zwischen die aufgehängten Tierkadaver, von denen unschuldiges Blut auf den Boden tropft.“ (ANT, S. 11) Außerdem werden das Verschwörungsmotiv der Täuschung und das Stereotyp der großen gekrümmten Nase ausgestellt:

Vorausgesetzt, daß so einer überhaupt lesen kann. Wer weiß, vielleicht tut er nur so. Vielleicht ist das alles nur ein Täuschungsmanöver, mit dem er von einem haarsträubenden Verbrechen abzulenken versucht. Der Mann ist zu allem fähig. Man muß nur seine Augen ansehen, diese flackernden, blutrünstigen Augen. Und diese brutal gekrümmte Habichtsnase. [...] Was heckt er aus hinter seiner niedrigen Stirn? Ist er am Ende ein Spion? (ANT, S. 11)

In der englischen Übersetzung heißt die Erzählung lediglich „Preface“³⁶ und gewinnt ihren Humor daraus, dass ein jüdischer Autor für ein primär jüdisches (vor allem amerikanisches) Publikum mit antisemitischen Klischees hantiert. Eine noch heute von jüdischen Comedians genutzte Strategie. Wenn diese Erzählung jedoch auf ein deutsches nichtjüdisches Publikum nach der Schoah trifft, gestalten sich Wirkung und angestoßener Diskurs ganz anders. Das subversive Potenzial der Einleitung geht in diesem Fall vom Übersetzer Torberg aus. Dieser ändert den Titel von ‚Vorwort‘ („Preface“) in „An den Leser“ und nimmt damit eine explizite Adressierung vor. Die Vorführung der psychologischen Mechanismen, die zu irrationaler Überhöhung und Abwertung aufgrund eigener narzisstischer Defizite führen und typisch für den antisemitischen Diskurs sind, wird zur direkten Botschaft an die deutschen Lesenden.

Mit Blick auf Torbergs feines Sprachgefühl und seine Neigung zur Polemik im Sinne der von Burkhard Meyer-Sickendiek beschriebenen jüdischen Tradition des literarischen Sarkasmus³⁷ ist zu vermuten, dass er hier durchaus darauf anspielt, dass die deutschsprachigen nichtjüdischen Lesenden sich bewusst oder unbewusst von diesen in der NS-Zeit tradierten antisemitischen Klischees angesprochen fühlen mussten. Torbergs kleine Titeländerung wirkt wie ein Metakommentar, der wiederum von einem jüdischen deutschsprachigen Publikum als Zeichen dafür verstanden werden konnte, dass Torberg sich mit

36 Ephraim Kishon: *Noah's Ark. Tourist Class*, aus d. Hebr. v. Yohanan Goldman. New York: Atheneum 1962, S. 3–6.

37 Meyer-Sickendiek: *Was ist literarischer Sarkasmus?*

seiner Übersetzung und Unterstützung Kishons nicht ‚naiv‘ im zeitgenössischen Humordiskurs bewegte.

6 „2 x 2 = Schulze“ – Adolf in Jerusalem. Satirische Entlarvung einer „deutschen“ Argumentationsstrategie

Die Satire „2 x 2 = Schulze. Ein avantgardistisches Fragment“ ist ein Beispiel für einen direkten Verweis auf die NS-Zeit in Kishons Werk. Kishon hat sie als Reaktion auf den 1961 in Jerusalem stattfindenden Eichmann-Prozess geschrieben und macht das im kurzen Vorsatz explizit: „Hingegen ist es uns [den Israelis, B. M. K.] gelungen, den Mann einzuholen, der die Vernichtung unseres eigenen Volkes durchzuführen hatte, und ihn vor Gericht zu stellen.“ (ANT, S. 134) In der englischen Version hat diese Vorbemerkung einen sarkastischeren Klang: „but we did catch up with our people’s chief exterminator“³⁸.

Der Prozess hatte das öffentliche Leben in Israel stark beeinflusst, wie aus einem Brief von Ruben Klingsberg an Friedrich Torberg vom 16. Mai 1961 hervorgeht:

Der Name Eichmann allein erzeugt Nausea, auch wenn man ihn nicht täglich durch Wochen hindurch hundertmal hört, auch als Liedtext in Aufzählreimen, von kleinen Kindern komponiert und gesungen, über alle Schlagzeilen und in sämtlichen Auslagen sämtlicher Buchhandlungen in allen Sprachen gedruckt sieht. Der Autobusverkehr in meinem Viertel wurde umgestellt, Strassen wurden plötzlich eingleisig oder zur Gänze für Fahrzeuge gesperrt, man sprach von überhaupt nichts anderem, und zwar gleichzeitig, alle, auch Fremde mussten ihre Meinung anbringen, Taube taten es schriftlich, und wenn man schwieg, dann schwieg man über Eichmann, es war zum Kotzen und meines Bleibens nicht in Jerusalem. Und so beschloss ich, am Tag der Prozesseröffnung, an dem die Spannung den Berstpunkt erreichen musste [...], meinen Jahresurlaub anzutreten und ihn am Meer zu verbringen. [...] ich hatte die Rechnung nicht mit dem Transistor gemacht. Es begann bereits im Autobus, wo ich mich vor lauter Radioübertragung wieder nach Jerusalem zurücksehnte. Mit der stereotypen Antwort, die Eichmann dem Richter auf die 15 Anklagepunkte

38 Ephraim Kishon: 2x2 = Schulze: Fragment from an Avant-garde Play. In: Ders.: *Noah's Ark*, S. 150–156, hier S. 150.

gab, begrüßten einander die Sabras in den folgenden Tagen: ‚Im Sinne der Anklage unschuldig‘ (in österreichischer Mundart).³⁹

Letztlich konnte sich Klingsberg der durch den Prozess ausgelösten allgemeinen Faszination nicht entziehen. Er hat ihn später in einer Art „Public viewing“ im „Ratisbonne-Kloster, wo der Prozess in einem Saal mit Fassungsraum für 600 Personen (Kindern unter 16 Jahren Eintritt verboten) auf eine grosse Kinoleinwand durch Television übertragen [wurde]“⁴⁰, mitverfolgt.

Mit „2 x 2 = Schulze“, einem szenischen Dialog zwischen dem Staatsanwalt und dem Angeklagten „Adolf“, liefert Kishon eine Satire, welche die jeglicher Verantwortung ausweichende Argumentationsstrategie und den bürokratisierenden Stil des Angeklagten bloßstellt:

Staatsanwalt: Sie wissen also nicht, wieviel zwei mal zwei ist?

Adolf: Ich kann darüber keine Angaben machen, Herr Staatsanwalt.

Staatsanwalt: Und wenn ich Ihnen auf den Kopf zusage, daß Sie es wissen?

Adolf: Ziffern waren die Sache von Schulze.

Staatsanwalt: Immer, wenn Sie wissen wollten, wieviel zwei mal zwei ist, haben Sie nach Schulze geschickt?

Adolf: Nicht immer. Manchmal konnten die betreffenden Fragen auch telefonisch geklärt werden. Ich möchte bei dieser Gelegenheit bemerken, daß Schulze Ende 1943 in das Salzkammergut versetzt wurde und daß ich ihn erst dort zusammen mit Lehmann getroffen habe.

Staatsanwalt: Wußte Lehmann, wieviel zwei mal zwei ist?

Adolf: Daß weiß ich nicht. Danach habe ich ihn nie gefragt. Mein Vorgesetzter war, wie schon erwähnt, Schulze.

Staatsanwalt: Wußte Schulze die richtige Antwort auf die Frage: „Wie viel ist zwei mal zwei?“

39 Ruben Klingsberg an Friedrich Torberg, 16.05.1961. Wienbibliothek im Rathaus (WBR), Friedrich Torberg: Teilnachlass, ZPH 588, 35/4, zit. n. Marcel Atze: „Einen, der Unfaßbares verübt, kann man nicht fassen.“ Friedrich Torberg und die justizielle Aufarbeitung nationalsozialistischer Gewaltverbrechen. In: Ders. / Marcus G. Patka (Hrsg.): *Die „Gefahren der Vielseitigkeit“*. Friedrich Torberg 1908–1979. Wien: Holzhausen 2008, S. 181–199, hier S. 185–186.

40 Ebd. Das Todesurteil gegen Adolf Eichmann erging am 15. Dezember 1961 und wurde am 1. Juni 1962 durch Erhängen vollstreckt.

Adolf: Das kann ich nicht sagen. Ich hatte keine Möglichkeit, in sein Inneres zu sehen.

Staatsanwalt: Aber Sie durften sicher sein, daß er die Antwort wußte?

Adolf: Ich habe mir niemals ein Urteil über meine Vorgesetzten angemäßt. (ANT, S. 134–135)

Kishon imitiert die Antwortstrategie und damit die Persönlichkeit Eichmanns, der sich im realen Prozess ähnlich verhalten hat, also keine klaren Aussagen machte, sich nur ausweichend äußerte, sich auf seine Vorgesetzten berief, ausführlich nichtrelevante Informationen einfügte und keinerlei eigene Verantwortung übernahm, ja nach Hannah Arendts Beobachtung unfähig schien, überhaupt eine eigene Meinung oder Haltung einnehmen oder kritisch denken und ohne Amtssprache kommunizieren zu können.⁴¹

Aufgrund dieser Weigerung oder Unfähigkeit des Angeklagten Adolf, eine eindeutige Antwort auf die ihm gestellte Frage zu geben, endet die Satire folgendermaßen:

Adolf: Bitte sehr. Ich kann nach bestem Wissen und Gewissen nur aussagen, daß das Ergebnis der hier wiederholt gestellten mathematischen Aufgabe annähernd dem entspricht, was Sie, Herr Staatsanwalt, vor einigen Minuten als Ergebnis festgestellt haben.

Staatsanwalt: Also vier.

Adolf: Soweit ich das beurteilen kann.

Staatsanwalt: Vier!

Adolf: Nach allgemeinem Dafürhalten.

Staatsanwalt: Zwei mal zwei ist vier – ja oder nein?

Adolf: Das erstere.

Staatsanwalt: Danke. Das ist alles, was ich wissen wollte. (ANT, S. 138)

Torberg verschärft die ausweichende Argumentationsstrategie und damit die satirische Stärke des Textes, indem er den Angeklagten in der deutschen Übertragung nicht ein einziges Mal direkt zugeben lässt, dass 2 mal 2 vier ergibt. Kishon hingegen hatte nach der englischen Übersetzung einmalig eine vom

41 Hannah Arendt: *Eichmann in Jerusalem. A Report on the Banality of Evil*. New York: Viking 1963.

Angeklagten versehentlich gegebene Antwort eingebaut, wodurch die Befragung aber nicht gestört wird.⁴² Das Äußerste, das der Angeklagte in der deutschsprachigen Variante zugesteht, ist, auf die Frage des Staatsanwaltes „Zwei mal zwei ist vier – ja oder nein?“ zu antworten: „Das erstere.“

Die Satire macht deutlich, dass ein Schuldeingeständnis so simpel wäre wie die Antwort auf die Frage „Wieviel ist 2 mal 2?“, und gerade in der Verweigerung der Antwort wird die Absurdität der ausweichenden Argumentationsstrategie erfahrbar, entlarvt und schmerzhaft lächerlich. Die Verbindung dieser Weigerung mit Elementen, die auf den realen Argumentationsgegenstand, also die Verantwortlichkeit für die Ermordung der europäischen Juden und Jüdinnen in der Schoah verweisen – die Erwähnung von Dachau, der Jahreszahl 1943, dem Salzkammergut, des Namens des Angeklagten (der zusätzlich auf Hitler selbst verweist) oder des NS-Dienstgrads „Gauleiter“ –, erzeugt eine besondere Spannung und hält den historischen Verhandlungsgegenstand präsent.

Kishons Text lässt an die berühmte (und oft missverstandene) Formulierung denken, die Hannah Arendt als Prozessbeobachterin für Eichmanns Charakter gefunden hat: „die Banalität des Bösen“⁴³. Auch in Kishons „avantgardistischem Fragment“ tritt der Protagonist als spießiger, kleinlicher, überkorrekter Beamter ohne Charakterstärke oder eigenen moralischen Kompass auf. Im englischen Vorwort verwendet Kishon das Adjektiv ‚surrealistisch‘ für den Fall und bezeichnet auch Eichmanns Gedankengänge als die einer ‚surrealistischen Ratte‘: „His testimony in court illustrates the thought process of a surrealist rat.“⁴⁴

Kishon hat noch in einem weiteren Text auf Adolf Eichmann verwiesen. Die Humoreske findet sich in der harmlos anmutenden Sammlung *Der seekranke Walfisch oder Ein Israeli auf Reisen* (1965),⁴⁵ die vor allem Geschichten zum

42 Kishon: 2 x 2 = Schultz.

43 Arendt: *Eichmann in Jerusalem*.

44 Kishon: 2 x 2 = Schultz, S. 150. Torberg übersetzt hier einmal „überwirklich“, wahrscheinlich um eine Wiederholung des Worts „surrealistisch“ zu vermeiden, kommt damit aber dem Begriff „Übermensch“ etwas nah. Surrealistisch meint bei Kishon wohl eher absurd, nicht real sein könnend. Dies betrifft sowohl die Tatsache, dass Eichmann überhaupt in Jerusalem vor Gericht stand, als auch dessen Argumentationsstrategie.

45 Ephraim Kishon: *Der seekranke Walfisch oder Ein Israeli auf Reisen. Satiren*, aus d. Engl. v. Friedrich Torberg. München / Wien: Langen Müller 1965, im Folgenden Nachweis mit der Sigle DSW.

Thema Tourismus, sortiert nach Ländern, und vor allem Humor enthält, der sich aus Nationalstereotypen speist. Dabei folgt „der Autor“ laut Aussage im Text folgendem poetologischen Prinzip:

Nur bei Reiseberichten – und *nur* bei Reiseberichten – muß er [der Autor, B. M. K.] sich an die Tatsachen halten. [...] Aber das fällt ihm gar nicht ein. [...] Literarisch gehört dieses Buch in die von den Angelsachsen mit Recht geschätzte Kategorie der sogenannten „science fiction“. (DSW, S. 37–38)

In der betreffenden Humoreske „Von Statuen, Gelegenheitskäufen und Gondeln“⁴⁶ geht es um Reiseerlebnisse in Italien. Sie beginnt damit, dass der Ich-Erzähler als israelischer Schriftsteller und Journalist in Italien eine 70-prozentige Ermäßigung für die Nutzung der italienischen Staatsbahnen erhalten soll, dafür aber extra nach Rom fahren muss. Er und seine Frau können sich kaum verständigen, da alle (auch der offizielle Übersetzer) nur Italienisch sprechen. Im Außenministerium wird unerwartet ein anderer Jude zu Hilfe geholt, der vom Erzähler mit Stereotypen charakterisiert wird, die gleichzeitig antisemitisch für Juden und ‚rassistisch‘ für Italiener verwendet werden. Der Erzähler beschreibt die Szene:

Die beste Ehefrau von allen verlor dessenungeachtet nicht den Kopf und hielt dem Beamten in jähem Entschluß unsre heimische Presselegitimation unter die Nase, worauf er selig zu lächeln begann und ein übers andre Mal „Israel! Israel!“ ausrief. Dann stürzte er ins Nebenzimmer und kam mit einem andern Beamten zurück, den wir sofort als Juden agnoszierten, denn er hatte schwarzes Haar und begleitete seine Worte mit heftigen Gesten, wie alle Italiener. Wir waren gerettet. Der ewige Jude umarmte uns, faßte uns abwechselnd an den Schultern und jauchzte in einwandfreiem Hebräisch: „Eichmann! Eichmann!“ (DSW, S. 41–42)

Sie erklären dem angeblich jüdischen Beamten, der im Folgenden nur „der ewige Jude“ (DSW, S. 43) genannt wird, ihr Problem: „Der ewige Jude versank in tiefe Gedanken. Dann sagte er: ‚Eichmann!‘ Das war keine ganz

46 Ephraim Kishon: Von Statuen, Gelegenheitskäufen und Gondeln. In: Ders.: *Der see-
kranke Walfisch*, S. 35–65.

befriedigende Antwort, aber zum Glück erschien in diesem Augenblick der Direktor des Officio“ (DSW, S. 42).

Hier wird also ein Dialog zwischen einem als Jude definierten Italiener und einem jüdischen Paar aus Israel, die keine gemeinsame Sprache haben, allein über das Wort „Eichmann“ geführt. Zunächst als herzliche und freudige Begrüßung, die wie ein Dank für die Gefangennahme, Verurteilung und Hinrichtung Eichmanns wirkt, wobei „Eichmann“ obendrein als ein Wort in „einwandfreiem Hebräisch“ bezeichnet wird. Die ganze Episode wird in der Erzählung nicht kommentiert oder kontextualisiert. Der Ich-Erzähler sagt lediglich später, dass der erneute Ausruf „Eichmann!“ „keine ganz befriedigende Antwort“ (DSW, S. 42) sei, wobei anklingt, dass sie als Antwort auf so ziemlich alles doch etwas Befriedigendes hat. Dennoch wird die Episode durch weitere sprachliche und bürokratische Hindernisse satirisch zugespitzt, bis es dem Ich-Erzähler schließlich nicht mehr bloß um eine Ermäßigung geht, sondern „um die Menschenwürde an sich“ (DSW, S. 46).

Kishon beschreibt hier die Situation eines sich nicht unterkriegen lassenden Individuums, dem es durch seine Haltung gelingt, unter absurden Umständen und im Dschungel der undurchschaubaren Bürokratie als Fremder schließlich das zu bekommen, was es braucht, und damit die eigene Ohnmacht zu überwinden. Durch die Überblendung des Motivs der Reiterstatuen aus dem 19. Jahrhundert mit dem Bild des faschistischen Grußes zeigt er außerdem die italienische Kultur als nicht mehr vom Faschismus trennbar. Der Erzähler berichtet, dass man sich „[a]n jeder zweiten Straßenecke [...] plötzlich einem Kriegshelden gegenüber [sieht]. Der hoch zu Roß mit ausgestrecktem Arm und ebensolcher Adlernase auf seinem Postament thront.“ Ironisiert wird das Ganze, da vom „bekanntem martialischen Italienvolk[.]“ jedem Verstorbenen ein Denkmal gesetzt werde, um weiterhin den faschistischen Gruß ausführen zu können: „rings um das Piedestal grüßen seine Kundschaften, in weißen Marmor gehauen, mit erhobenem Arm zu ihrem Helden empor...“ (DSW, S. 50).

7 „Gibt es einen typisch israelischen Humor?“ (1963) – Der Humor des Überlebenden

Die Grotteske „Gibt es einen typisch israelischen Humor?“⁴⁷ ist das prägnanteste Beispiel für die Kategorie *unheimliche Stellen* mit einer unterschweligen, indirekten Anspielung, besonders in der deutschsprachigen Version. Die englische Übersetzung aus dem Hebräischen, die Torberg als Grundlage für die deutsche Fassung diente, bleibt mit dem Titel „I Placed Ushers on Your Walls, Jerusalem“⁴⁸ bei der direkten Übersetzung des Originaltitels und dem zugrunde liegenden Tanach-Zitat. Der Fokus liegt auf dem Thema übereifriger jüdischer Wächter (oder Ordner),⁴⁹ wie auch die kurze Einleitung, die der Humoreske vorangestellt ist, zeigt:

„Ordnung muß sein“, heißt es im Talmud. Deshalb ist in ganz Israel kein zweiter Berufszweig so hoch angesehen wie der des Ordners, uniformiert oder nicht, amtlich oder nicht, auf öffentlichen Plätzen oder Versammlungslokalen. „Bitte hier nicht herumstehen, dieser Platz ist für den Ministerpräsidenten reserviert!“ – „Ich bin der Ministerpräsident, mein Freund!“ – „Meinetwegen können Sie sogar der Ministerpräsident sein, hier dürfen Sie nicht herumstehen.“ (ANT, S. 76)

Die Grotteske beginnt recht harmlos. Der Erzähler, ein israelischer Autor, wird vom Sekretär des Kultur- und Geselligkeitsclubs eingeladen, im Rahmen eines leichten Unterhaltungsabends einen Vortrag über die titelgebende Frage „Gibt es einen typisch israelischen Humor, und wenn ja, warum nicht?“ (ANT, S. 76) zu halten. Als er am Veranstaltungsort ankommt, ist das „eiserne[] Gittertor“ schon verschlossen. Es gelingt ihm nicht, durch eine Glastür an der „Hinterfront“ Einlass zu bekommen, obwohl er der Vortragende ist. Stattdessen wird er in eine heftige Auseinandersetzung mit den dortigen Ordnern verwickelt, die ihn mit Besenstielen angreifen. Daraufhin versucht er erfolglos, den Organisator anzurufen, ein Telegramm zu senden und eine Nachricht mit Lippenstift an die Hintertür zu schreiben. Während dieser verzweifelten Versuche lernt er

47 Ephraim Kishon: Gibt es einen typisch israelischen Humor? In: Ders.: *Arche Noah*, S. 76–80.

48 Ephraim Kishon: I Placed Ushers on Your Walls, Jerusalem. In: Ders.: *Noah's Ark*, S. 86–90.

49 Die meisten Bibelübersetzungen verwenden den Begriff „watchmen“ statt „ushers“ (Jes 62,6).

Mendel, einen osteuropäisch konnotierten Musiker, der „eine große Ziehharmonika“ (ANT, S. 78) trägt, kennen. Dieser soll als das „Gemischte künstlerische Programm“ (ebd.) ebenfalls an diesem Abend auftreten.

In der hebräischen und englischen Version handelt Kishons Groteske von israelischen Ordnern und macht sich darüber lustig, dass sie ihre Anweisungen zu ernst nehmen und nicht selbst nachdenken. So wird zweimal erwähnt, dass sie nicht einmal den israelischen Ministerpräsidenten David Ben-Gurion einlassen würden, obwohl der Platz, den sie bewachen, allein für ihn bestimmt ist. Durch Torbergs Übersetzung erhält die Groteske in der deutschsprachigen Version einen anderen Fokus. Durch den geänderten Titel verleiht Torberg ihr eine poetologische Dimension, so dass der Text eine Antwort auf die Frage nach einem spezifisch „israelischen Humor“, wie er und Kishon ihn vermarktet haben, zu geben verspricht. Diese Titeländerung ist hinsichtlich einer programmatischen Absicht besonders signifikant, da Torberg ihn in einem Vorabdruck in der von ihm mitherausgegebenen Zeitschrift *FORVM* noch mit „Ordnung muss sein“ übersetzt hatte.⁵⁰

Torbergs Übersetzung weist darüber hinaus auf den zeitgeschichtlichen Kontext der 1950er und 1960er Jahre hin, als in Israel auf der Basis des *Gesetzes zur Bestrafung von Nazis und ihren Helfern* (חוק לעשיית דין בנאצים ובעוזריהם) vom 1. August 1950 Verfahren gegen jüdische Aufseher/innen (Kapos) in den Arbeits- und Vernichtungslagern sowie Angehörige der Ghettopolizei geführt wurden.⁵¹ Schon das Thema der hebräischen Version – das Verhalten der jüdischen Wächter oder Ordner – deutet auf diesen Kontext hin, da im Rahmen des Eichmann-Prozesses die Rolle der jüdischen Anführer und des jüdischen Personals in den Ghettos, Konzentrations- und Vernichtungslagern hinsichtlich der Frage von Kollaboration oder Rettung sowie generell die Frage nach der

50 Torberg hatte den Titel für den Vorabdruck in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift *FORVM* zunächst mit „Ordnung muss sein“ übersetzt: Ephraim Kishon: Ordnung muss sein. In: *FORVM* X, 110 (1963), S. 85–86.

51 Dan Porat: *Bitter Reckoning. Israel Tries Holocaust Survivors as Nazi Collaborators*. Cambridge: Belknap 2019. Mit dem Gesetz sollten Verbrechen gegen das jüdische Volk, Verbrechen gegen die Menschlichkeit sowie Kriegsverbrechen geahndet werden, die während der NS-Zeit in den von Deutschland besetzten Gebieten verübt worden waren. Insgesamt wurden in Israel 40 Kapos angeklagt. Porat argumentiert, dass durch den Eichmann-Prozess ein Bewusstsein dafür einsetzte, dass diese Verbrechen nur im Kontext der deutschen Verfolgungs- und Vernichtungspolitik zu beurteilen sind.

unhinterfragten Befolgung von Befehlen (vor allem auf Seiten der deutschen Täter/innen und Mittäter/innen) diskutiert wurden.⁵²

Der unterschwellige Bezug zur Schoah wird im weiteren Verlauf der deutschsprachigen Version deutlicher, als die Handlung unvermittelt in einer grotesken Gewaltorgie kulminiert. Die Eingeladenen, die keinen Einlass finden, entschließen sich, mit einer Wagendeichsel durch das verschlossene Gittertor zu brechen. Daraufhin kommt es zur Konfrontation mit den jüdischen Ordnern:

Der Nahkampf war kurz und heftig. Mendel brach unter der Pranke des Ober-Ordnern zusammen. Ich entging dem Stuhl den man als Wurfgeschöß gegen mich benützte, durch eine geschickte Körperdrehung und rannte im Zickzack, um den Kugeln kein Ziel zu bieten, gegen den Vortragssaal. Der Ober-Ordner ließ den leblosen Körper des Gemischten Programms liegen und sprang mich von hinten an. Mein Mantel blieb in seinen Händen. Ich selbst taumelte auf das Podium zu, blutverschmiert, aber ungebeugt. (ANT, S. 79)

Die groteske und *unheimliche* Wirkung dieser Passage wird durch die folgenden Worte des Clubsekretärs noch verstärkt:

„Ja, ja“, bestätigte Stockler. „Solche Sachen kommen vor. Vielleicht sind unsere Ordner ein wenig übereifrig. Aber glauben Sie mir: es ginge sonst noch viel schlimmer zu. Voriges Jahr ist der bekannte Lyriker Melamed-Becker beinah erstickt, als er versuchte, sich durch die Ventilationsanlage in den Saal zu zwängen.“ (ANT, S. 79–80)

Der Begriff „Gittertor“ und das Ersticken in der „Ventilationsanlage“ rufen Assoziationen zu Symbolen der Schoah auf und verursachen beim Lesen ein *unheimliches* Gefühl. Im Kontext der Schoah steht ein eisernes Gittertor als Emblem für die Konzentrationslager, da es z. B. an die Tore mit der Inschrift „Arbeit macht frei“ im Stammlager von Auschwitz (Auschwitz I) und im Konzentrationslager Dachau erinnert. In der deutschsprachigen Version betont

52 So fragte Hannah Arendt nach der Rolle der Judenräte während der Schoah und löste damit eine heftige innerjüdische Kontroverse aus. Sie beschrieb ebenfalls einen neuen Typ von Verbrecher, der in einem totalitären System Verbrechen durch die Befolgung von Gesetzen begeht. Arendt: *Eichmann in Jerusalem*. Arendt beschreibt Eichmanns Verhalten folgendermaßen: „He did his ‘duty’ [...]; he not only obeyed ‘orders’, he also obeyed the ‘law’“ (ebd., S. 135).

Torberg außerdem Mendels Tod, indem er „lebloser Körper“ schreibt, während in der englischen Version neutraler „body“ steht. Das Schicksal Melamed-Beckers ändert er von „strangled“ (erwürgt) in „beinah erstickt“. Dadurch wird, zusammen mit der Bezeichnung „Ventilationsanlage“, die Assoziation zum von Juden und Jüdinnen in den Gaskammern in Auschwitz und anderen Vernichtungslagern erlittenen Erstickungstod zu einem naheliegenden Subtext.⁵³

Kishon selbst hat also indirekte Referenzen auf Schoah-Motive in die Grotteske und vor allem in die Gewaltszene eingefügt, die aber durch die deutschsprachige Übersetzung noch verstärkt und erweitert wurden. Torberg hat zusätzlich den Namen des jungen Mannes mit der Ziehharmonika, die ihn beim Weglaufen behindert (ANT, S. 78), von „Albert“⁵⁴ in Mendel umgewandelt und ihm damit eine deutlich ostjüdische Konnotation gegeben. Mendel wird, beeinflusst durch den Titel der Grotteske, zu einem Repräsentanten der vernichteten osteuropäischen jüdischen Unterhaltungskultur. Dass er von den Ordnern getötet wird, während der Erzähler diesen „blutverschmiert, aber ungebeugt“ (ANT, S. 79) entkommt, wird somit zu einem metapoetischen Kommentar, zum einen als Antwort auf die Frage, die im Titel gestellt wird, zum anderen auf die Frage nach dem Überleben und der Bedeutung des „jüdischen Humors“ dabei.

Die Frage, die der Titel der deutschsprachigen Version stellt: *Gibt es einen typisch israelischen Humor?* verdient weitere Aufmerksamkeit. Während der absurden Gewaltszene wird das osteuropäisch konnotierte „gemischte künstlerische Programm“ Mendel durch die Ordner getötet und zurückgelassen. Der Erzähler hingegen, der den israelischen Autor und Kolumnisten Kishon repräsentiert, überlebt und verkörpert damit den neuen Prototypen

53 Diese symbolische Einschreibung der Schoah musste für zeitgenössische Lesende zumindest unbewusst wahrnehmbar gewesen sein oder bewusst überlesen werden, um Kishons Humor unbeschwert von der Vergangenheit genießen zu können. Es kann eine Mischung aus Entlastung und unterschwelliger Verständigung über das Geschehen zwischen Autor, Erzähler und den Lesenden angenommen werden. Die Schoah musste dafür nicht explizit thematisiert werden. Ein ähnlicher psychologischer Mechanismus wurde als Grund für den Erfolg des Buchs von C. W. Ceram [d. i. Kurt Wilhelm Marek]: *Götter, Gräber und Gelehrte. Roman der Archäologie*. Hamburg / Stuttgart: Rowohlt 1949, analysiert. Die Beschreibung zerstörter Zivilisationen wurde nach dem Zweiten Weltkrieg mehr oder weniger bewusst als Auseinandersetzung mit dem Kriegserleben und der deutschen Niederlage gelesen. Vgl. Jörg Magenau: *Bestseller. Bücher, die wir lieben – und was sie über uns verraten*. Hamburg: Hoffmann & Campe 2018, S. 23.

54 Kishon: *I Placed Ushers on Your Walls*, Jerusalem, S. 88.

des zeitgenössisch virulenten israelischen Mythos eines Juden, der kämpft und Kriege oder Auseinandersetzungen gewinnt. Nach dem Kampf erreicht dieser die Bühne „blutverschmiert, aber ungebeugt“ (ANT, S.79). So ähnlich lautet auch Kishons persönlicher Mythos, wie er die Schoah überlebt hat und danach ein berühmter israelischer Satiriker geworden ist. Die Ordner, die den Erzähler verfolgt und attackiert haben, applaudieren ihm am Ende. Es sind gerade diese Ereignisse, die den Erzähler dazu bringen, seine Meinung zu einem „typisch israelischen Humor“ zu verändern. Während sein ursprünglicher Vortrag „nachwies, daß es keinen echten israelischen Humor gab, weil die Behörden es an der entsprechenden Unterstützung der humoristischen Institutionen fehlen ließen“ (ANT, S.77), beginnt er ihn nun mit den Worten: „Es gibt ganz entschieden einen typisch israelischen Humor...“ (ANT, S.80). So wird die Frage eröffnet, ob das absurde Verhalten der Ordner und des Clubsekretärs nun gerade diesen „typisch israelischen Humor“ ermöglicht hat.

Das Neue oder Typische an einem „israelischen Humor“ ergibt sich in dieser Darstellung aus der Wehrhaftigkeit, der Bereitschaft zu kämpfen, sich nicht zu ergeben und zu überleben, während der alte osteuropäische „jüdische Humor“ (fast) erstickt, erschossen und vernichtet wird. Dies schließt an die zeitgenössischen Debatten an, die den osteuropäischen „jüdischen Humor“ und dessen Vertreter/innen und Rezipient/innen als vernichtet oder mental so weit verändert ansahen, dass der vorherige Humor nicht mehr funktionieren könne.⁵⁵

Torbergs Bearbeitung im Übersetzungsprozess betont diese Aspekte, so dass sie zu den Hauptpunkten einer metapoetischen Aussage der Groteske werden. Dadurch, dass er den Mord („lebloser Körper“) am „gemischten künstlerischen Programm“ als Mord an einem osteuropäischen jüdischen Protagonisten markiert („Mendel“) und die indirekten Referenzen auf die Schoah und ihre Embleme und Motive betont, verändert er die Ausrichtung der Groteske, so dass sie in seine Konstruktion von Kishons Texten als neuer „israelischer Humor“ passt. Hier klingt außerdem das zionistische Narrativ an, sich zu wehren („Selbstwehr“) und aus der Degeneration der Diaspora (das Akkordeon, das Mendel am Laufen und Kämpfen hindert) siegreich und ungebeugt hervorzugehen.

Die deutschsprachige Fassung gibt also eine doppelte Antwort auf die Frage nach einem typisch „israelischen“ Humor, die ja auch die Frage nach einem

55 Vgl. das Kap. „Freie Übertragungen – Friedrich Torbergs Engagement für das Weiterleben des ‚jüdischen Humors‘“.

Weiterleben des „jüdischen Humors“ nach der Schoah ist. Es gibt einen „israelischen Humor“ als eine neue Form des „jüdischen Humor“, der durch die Erfahrungen der Überlebenden der Schoa erneuert werden muss. Dies ist für Kishon und Torberg gleichzeitig poetologisch und biographisch motiviert.

Die Groteske ist darüber hinaus eine intertextuelle Auseinandersetzung mit Franz Kafkas Parabel *Vor dem Gesetz* (1915/19),⁵⁶ der Torhüter-Legende.⁵⁷ In Kafkas Parabel wartet der Protagonist („ein Mann vom Lande“⁵⁸) geduldig auf die Erlaubnis des Torhüters, durch das eigentlich offene Tor zum Gesetz⁵⁹ gehen zu dürfen, wird jedoch von einem „Es ist möglich [...] jetzt aber nicht“⁶⁰ und vagen Drohungen, dass im Inneren noch mehr und höher gestellte Torhüter warteten, davon abgehalten. Statt dennoch einzutreten oder den Torhüter zu überwältigen, beschäftigt sich der Mann vom Lande obsessiv mit ihm, nur um kurz vor seinem Tod zu erfahren, dass „dieser Eingang“⁶¹ nur für ihn selbst bestimmt war und nun geschlossen werde.

In Kishons Version einer Torhüterlegende nach der Schoah wird sein Protagonist mit einer neuen Version des jüdischen Torhüters konfrontiert, der ihn für seinen Versuch, den Platz zu erreichen, an dem er sein soll, brutal angreift. Auf der anderen Seite steht ein neuer jüdischer Held, der alles Menschenmögliche unternimmt, um durch das Tor zu kommen und seinen rechtmäßigen Platz einzunehmen, ohne sich dabei von den Ordnern einschüchtern zu lassen. Wie bei Kafka ist die Rolle der Ordner ambivalent; obwohl sie dem Erzähler zunächst den Zutritt verweigern und ihn später brutal angreifen, sind sie am Ende begeistert von dessen Vortrag: „Seitlich vom Podium stand der Ober-Ordner mit seinem Assistenten. Beide klatschten wie besessen.“ (ANT, S. 80)

Kishon nimmt hier, sicher auch aus humoristischen Gründen, eine (weitere) Säkularisierung vor. Während Kafkas Parabel auf den Zugang zum jüdischen Gesetz, zur Torah, hinweist und allenfalls moderne Literatur an dessen Stelle

56 Franz Kafka: *Vor dem Gesetz*. In: Ders.: *Ein Landarzt. Kleine Erzählungen*. München / Leipzig: Wolff 1919, S. 49–56.

57 Ich verdanke diese Referenz einer Diskussion der Groteske mit Studierenden meines Seminars bei der Europäischen Sommeruniversität für Jüdische Studien in Hohenems, Österreich 2018.

58 Kafka: *Vor dem Gesetz*, S. 49.

59 Ebd., S. 50.

60 Ebd.

61 Ebd., S. 56.

treten könnte,⁶² geht es in Kishons Grotteske um einen Vortrag über „israelischen Humor“ in einem israelischen Kultur- und Geselligkeitsclub. Zeitgenössisch ist damit die Frage nach dem Weiterleben eines „jüdischen Humors“, z. B. in Israel, nach der Vernichtung der meisten seiner Vertreter/innen in der Schoah gestellt.

8 „Der Sieg der internationalen Solidarität“ und „Und Moses sprach zu Goldstein“ (1963) – Jüdische Zwangsarbeit (im alten Ägypten) und ihre Spätfolgen

Im Band *Arche Noah. Touristenklasse* (1963) findet sich des Weiteren ein direkter Hinweis darauf, dass Kishon Zwangsarbeit leisten musste, und indirekt auf die damit verbundenen somatischen und psychosomatischen Folgen durch Unterernährung und die starken psychischen Belastungen während seiner Zeit als Untergetauchter in Budapest. In der Humoreske „Ein Sieg der internationalen Solidarität“⁶³ wacht der Erzähler um Mitternacht mit „eine[r] Art Magenschmerzen, die in der Geschichte des menschlichen Magenschmerzes etwas vollkommen Neues darstellte“ (ANT, S. 125), auf. Er wird von der Ehefrau des im Haus wohnenden Arztes an andere Ärzte verwiesen, obwohl er ihr „genau geschildert hatte, auf welche Weise die Schmerzen mich in Stücke zu reißen drohten“ (ANT, S. 125). Doch auch diese Ärzte nehmen sich seiner Schmerzen nicht an: „Ich [...] wartete ein halbes Jahrhundert und ließ vor meinem geistigen Auge die wichtigsten Phasen meiner Vergangenheit vorüberziehen: die traurige Kindheit, die schöpferischen Jahre in den Zwangsarbeitslagern⁶⁴ und meinen journalistischen Aufstieg.“ (ANT, S. 125) Ähnlich der weiter oben zitierten autobiographischen Notiz auf dem Klappentext von *Drehn Sie sich um, Frau Lot!* (1961), die 1963 auf dem Umschlag von *Arche Noah. Touristenklasse* erneut

62 Vgl. u. a. Johannes Sabel: *Die Geburt der Literatur aus der Aggada. Formationen eines deutsch-jüdischen Literaturparadigmas*. Tübingen: Mohr Siebeck 2010.

63 Ephraim Kishon: Sieg der internationalen Solidarität. In: Ders.: *Arche Noah*, S. 125–126.

64 Historisch datiert hat Kishon keine „Jahre“ in Zwangsarbeitslagern zugebracht, sondern ca. 9 Monate. Für den Tatbestand der Freiheitsberaubung erhielt er eine geringe Entschädigung auf seinen Wiedergutmachungsantrag von 1958 hin. Entschädigung für Zwangsarbeit wurde erst ab 2000 durch die Gründung der Stiftung Erinnerung, Verantwortung und Zukunft (EVZ) möglich (vgl. das Kap. „Ephraim Kishon als Überlebender der Schoah“).

abgedruckt wurde – „Zu viele Schulen. Zu viele Arbeitslager: ungarische, deutsche, russische“ –, wird hier durch das Adjektiv „schöpferisch“ sarkastisch auf Kishons⁶⁵ Zeit als Zwangsarbeiter verwiesen.

Die Erzählung wandelt nach der Weigerung mehrerer lokaler Ärzte, dem Ich-Erzähler zu helfen, die ohnmächtige Situation in eine narzisstische Rettungs- und Größenphantasie. Die lokale Inkompetenz wird durch die über Kurzwellennachrichten per SOS herbeigerufene internationale Solidarität für Israel kompensiert, so dass zuletzt „eine Gesamtsumme von 108 hochklassigen [internationalen] Medizinern vor [s]einem Wohnhaus abgeladen wurden“ (ANT, S. 126). Aber auch diese wird zuletzt konterkariert, da der Erzähler schließlich den im gleichen Haus wohnenden und durch den Lärm geweckten Arzt „Dr. Wasservogel“ um Rat fragen kann: „Er empfahl mir, mit meiner Diät etwas vorsichtiger zu sein.“ (ANT, S. 126)

In der Humoreske „Anleitung zum Verhungern in einem echten französischen Restaurant“⁶⁶ wird ebenfalls das Motiv des Hungerns überspitzt eingesetzt. Der Ich-Erzähler, ein israelischer Tourist, sitzt in einem französischen Restaurant an einem Tisch, der keinem Kellner zugeteilt ist: „Es war ein Niemandstisch im Grenzgebiet zwischen zwei Großmächten, ein verlassener Vorposten am Rand der Wüste“ (DSW, S. 103). Er kämpft wie ein Verhungerner um Essen:

Der Hunger trieb mich zur Verzweiflung. Ich mußte über die Grenzen gelangen, koste es, was es wolle. Unauffällig, mit kleinen, sorgfältig berechneten Rucken, begann ich den Tisch im Sitzen aus dem Niemandsland hinauszuschieben. Zoll um Zoll, langsam[,] aber unaufhaltsam, kämpfte ich mich zum Territorium des Schnurrbarts durch, von jeder Deckung Gebrauch machend, die sich unterwegs bot. „Bald“, so ermunterte ich mich, „bald bin ich unter Menschen ... die Rettung ist nahe ...“

Nichts da. Die Grenzpolizei schnappte mich. Und an dem Schicksal, das einem ausländischen Infiltranten bevorstand, war nicht zu zweifeln:

„Schieben Sie den Tisch sofort zurück!“[,] herrschte der Schnurrbart mich an.

65 Kishon ist als Autor der zugrundeliegenden Kolumnen im Rahmen des autobiographischen Pakts für die Lesenden mit dem Ich-Erzähler seiner Geschichten, der oft wie er selbst als Ehemann, Vater, Neueinwanderer und Autor auftritt, identifiziert.

66 Ephraim Kishon: Anleitung zum Verhungern in einem echten französischen Restaurant. In: *FORM* XII,138–139 (Juni/Juli 1965), S. 319–320. Ebenfalls in: Kishon: *Der seekranke Walfisch*, S. 100–106.

Was jetzt über mich kam, läßt sich rationell nicht erklären. Es wurzelt tief in archaischen Trieben. Mit einem heiseren Aufschrei warf ich mich über den Kellner, riß vom obersten Teller eine halbe Ente an mich und schob sie in den Mund. (DSW, S. 104–105)

Nach dieser Aktion ist das ganze Restaurant voller französischer Gäste und Personal gegen ihn und er wird hinausbefördert: „Hunger![,] brüllte ich. ‚Hunger! Ich will essen!‘“ (DSW, S. 106) Zwischendurch scheint ihm auch die Anwendung von Gewalt möglich, wofür Kishon den Begriff „Faschist“ verwendet: „Wenn ich jetzt‘, dachte der Faschist in mir, während ich dem Schnurrbart haßerfüllt nachsah, ‚wenn ich jetzt eine Plastikbombe in der Tasche hätte, dann wäre es um ihn geschehen!‘“ (DSW, S. 104)

Zwangsarbeit in einem historischen und liturgischen Kontext wird in *Arche Noah. Touristenklasse* (1963) außerdem in der Humoreske „Und Moses sprach zu Goldstein“⁶⁷ thematisiert. Das vorangestellte kleine Vorwort ordnet die Erzählung dem Pessachfest zu:

Mit dem Passahfest feiern wird unsern Auszug aus Ägypten, wo wir bekanntlich Opfer der reaktionären pharaonischen Arbeitsgesetze waren. Nachdem unsere Vorfäter das Land der Unterdrückung verlassen hatten, wanderten sie noch lange in der Wüste umher, um sich an die Freiheit zu gewöhnen. Angeblich dauerte dieser Gewöhnungsprozeß vierzig Jahre. Aber man hat manchmal das Gefühl, als ob er noch immer nicht ganz abgeschlossen wäre. (ANT, S. 42)

Es gibt sicherlich kein Fest, das die jüdischen Erinnerungstechniken so deutlich verkörpert wie Pessach. Mnemotechniken der Aktualisierung der jahrhundertelangen Unterdrückungs- und Befreiungserfahrung sind in die Liturgie des Sederabends eingeschrieben. So ist es sicherlich kein Zufall, dass sich Kishon hier auf den langen Befreiungsprozess aus der Unterdrückung durch die „reaktionären pharaonischen Arbeitsgesetze“ bezieht. Wie schon weiter oben betrachtet, hat Kishon außerdem das Pseudonym „Chad Gadja“ aus dem letzten Lied des Pessachseders für seine Kolumne gewählt. Die Befreiungserzählung des Pessachfests bekommt dadurch eine besondere Bedeutung in seinem

67 Ephraim Kishon: Und Moses sprach zu Goldstein. In: Ders.: *Arche Noah*, S. 42–45.

Schreiben und wird von ihm als Erfahrung von Zwangsarbeit in der jüdischen Geschichte kontextualisiert.

In der Satire wird auf die Szene im Buch Exodus Bezug genommen, in der Moses sich auf dem Berg Sinai aufhält, während die Israeliten in den Polytheismus zurückfallen und das „Goldene Kalb“ anbeten.⁶⁸ Kishon hat allerdings einige Modernisierungen vorgenommen. Die Männer, die „Doktor Salomon“, „Pinky Goldstein“ und „Jochanan“ heißen, spielen Poker (ANT, S. 42) und schimpfen auf „[d]iese verdammten Zionisten“ (ANT, S. 43). Sie und ihre Frauen sind unzufrieden mit ihrer Situation in der Wüste und sehnen sich nach Ägypten zurück, obwohl dort Pogrome stattgefunden haben (ANT, S. 43) und viele der Erstgeborenen ermordet wurden (ANT, S. 44).

Über die Zwangsarbeit in Ägypten heißt es:

„Man mußte hart arbeiten in Ägypten, das stimmt“, ließ Jochanan sich vernehmen. „Aber die Arbeit wurde auch richtig eingeschätzt. Man lebte im Schweiß seines Angesichts. Nicht so wie hier, wo die Nahrung vom Himmel fällt. [...] Und wenn ich die vorgeschriebene Anzahl von Ziegeln ablieferte, wurde ich niemals länger geschlagen als nötig.“ (ANT, S. 35)

„Na, na, na. Einmal hat man Sie doch beinah totgeprügelt.“

„Sie übertreiben. So schlimm war’s gar nicht. Ganz abgesehen davon, daß der Aufseher nur seine Pflicht tat, denn ich hatte Pharaos Namen ausgesprochen. Soll man Pharaos Namen aussprechen? Man soll nicht. Das nenne ich Disziplin.“

„Pharao war streng, aber gerecht“, bekräftigt Pinky Goldstein. „Wer ehrlich arbeitete und den Mund hielt, dem ist nichts geschehen.“ (ANT, S. 44)

Das Aufnehmen moderner Elemente eröffnet Bezüge zur jüngsten Vergangenheit. Die Protagonisten diskutieren den in der Thora beschriebenen inneren Konflikt der Israeliten während der Wüstenwanderung, sich trotz der erlebten Unterdrückung und Ausbeutung in Ägypten nach dieser Zeit zurückzusehen. Durch Kishons Gestaltung des Textes wird die Problematik im zeitgenössischen und im autobiographischen Kontext von Zwangsarbeit während der Schoah und den z. T. schwierigen Lebensbedingungen im jungen Staat Israel aktualisiert. Hierauf deutet Kishons Verwendung des Begriffs „zionistische

68 Ex 31,18–34,35.

Propaganda“ hin: „Ganz unter uns“, sagte Jochanan. „Wir hätten auf Pharaos hören sollen, als er uns nicht gehen lassen wollte. Er wußte, was von dieser zionistischen Propaganda zu halten war. Jetzt sitzen wir hier und sterben wie die Fliegen.“ (ANT, S. 44) Die Sicht auf die Befreiten ist pessimistisch. Da ihnen die neuen Gesetze und Abgaben nicht gefallen, planen sie einen Verrat:

„Stellen Sie Radio Kairo ein“, sagte er. „Es kursieren Gerüchte, daß man uns die Rückkehr ermöglichen will. Ich weiß allerdings noch nichts Konkretes. Pharaos soll auf der Tötung unserer Erstgeborenen bestehen, verspricht uns aber im übrigen humane Behandlung, geregelte Arbeit und gesicherte Verpflegung... Moses müßte natürlich ausgeliefert werden...“

Genau in diesem Augenblick geschah es, daß Moses vom Herrn die steinernen Tafeln mit den Zehn Geboten empfing. (ANT, S. 45)

In Kishons Version der Geschichte wird die Erfahrung von Zwangsarbeit betont und die Erzählung über das Goldene Kalb von einem religiösen Konflikt zwischen Monotheismus und Polytheismus (Götzenanbetung) in die Erzählung eines politisch motivierten Verrats umgedeutet. Die Anforderungen der Freiheit und die Ethik der Zehn Gebote sind durch den Wunsch nach einem bequemen Leben gefährdet, so dass den Protagonisten sogar Zwangsarbeit als annehmbare Perspektive erscheint. Die Erwähnung des zeitgenössischen Senders Radio Kairo stellt darüber hinaus einen Bezug zur Gegenwart, nämlich zum Nahostkonflikt und der zeitgenössischen Feindschaft Ägyptens gegen Israel her. Durch diese Verknüpfungen könnten die Ägypter als antike Vorgänger (und potenzielle Nachfolger) der europäischen Judenverfolgung und Ausbeutung durch Zwangsarbeit gelesen werden.

9 „Wie Israel sich die Sympathien der Welt verscherzte“ (1956/1963) – Imaginierter Genozid und israelische Wehrhaftigkeit

Die meisten politischen Texte von Kishon gehören in den Kontext des Kalten Krieges und die Blockkonfrontation zwischen Ost und West, in die Israel hineingeriet. Spuren des Kalten Krieges finden sich z. B. in einer harmlosen Humoreske über eine Séance, in der nebenbei die mögliche Vernichtung der

Menschheit, wie man sie zeitgenössisch befürchtete, erwähnt wird: „Auf dem Heimweg begegnete mir Kunstetter. Wir plauderten eine Weile über die Atombombe, die Wasserstoffbombe und den bevorstehenden Weltuntergang.“⁶⁹ In seinen politischen Texten wird Kishon als pessimistischer Humanist erkennbar. Immer wieder beschäftigt er sich mit aktuellen Formen von Antisemitismus, vor allem dessen Verkleidung als Antizionismus, und stellt die Möglichkeiten der internationalen Gemeinschaft und der internationalen Organisationen in Frage, weitere Genozide zu verhindern. So entwirft Kishon in der Satire *Wie Israel sich die Sympathien der Welt verscherzte* (1963)⁷⁰ eine Dystopie im Kontext des Sinai Feldzugs 1956, in der die arabischen Staaten Israel zerstört haben. Im Detail beschreibt Kishon, wie die internationale Gemeinschaft es nicht verhindern kann, dass der jüdische Staat acht Jahre nach seiner Gründung und zehn Jahre nach der Schoah ausgelöscht wird. Dabei stehen vor allem die absurden Verhandlungen und Maßnahmen des Sicherheitsrats der Vereinten Nationen im Mittelpunkt:

Noch ehe der Sicherheitsrat zusammentraf, hatte der Generalsekretär der Vereinten Nationen in einer energischen Sofort-Initiative zwei persönliche Emissäre in den Nahen Osten entsandt; da ihnen jedoch das ägyptische Einreisevisum verweigert wurde, mußten sie den Ereignissen von Kopenhagen aus folgen. (ANT, S. 128)

Auf diese sinnlose Intervention folgt eine Tagung des Sicherheitsrats, der sich für eine Resolution zur Einstellung der Kampfhandlungen ausspricht: „Das Stimmenverhältnis zugunsten der Resolution betrug 22 : 7“, sie wird aber durch das sowjetische Veto zweimal blockiert (ANT, S. 128). Daraufhin kommt eine „außerordentliche Plenarsitzung zustande, in der die Feuereinstellungs-Resolution angenommen“ wird, aber das Ergebnis ist weiterhin unbefriedigend:

Die Formulierung des Textes verzögerte sich allerdings um mehrere Tage, da der Originalentwurf eine „sofortige“ Feuereinstellung befürwortete, während ein indonesischer Zusatzantrag diese Wendung durch „möglichst bald“ zu ersetzen wünschte.

69 Ephraim Kishon: Kontakt mit dem Jenseits. In: Ders.: *Arche Noab*, S. 31–35, hier S. 31.

70 Ephraim Kishon: *Wie Israel sich die Sympathien der Welt verscherzte*. In: Ders.: *Arche Noab*, S. 127–133.

Nach längeren Debatten einigte man sich auf die Kompromißformel „schleunig“.
(ANT, S. 129)

Während dieser satirischen Eskalation der diplomatischen Bemühungen wird draußen die Vernichtung Israels vollzogen:

Um diese Zeit wickelten sich die Kampfhandlungen bereits in den Straßen der israelischen Städte ab. [...] Fünf Tage später erklärte sich das arabische Oberkommando zur Feueereinstellung bereit. Auf den vom Bombardement verschont gebliebenen Strandabschnitten der in Trümmer gelegten Städte Tel Aviv und Haifa richteten die Vereinten Nationen Zeltlager ein, in denen die 82 616 überlebenden Juden untergebracht wurden. (ANT, S. 129)

Zu diesem Zeitpunkt (1956) umfasste die reale israelische Bevölkerung ca. 2,5 Millionen Juden und Jüdinnen, so dass 2,4 Millionen in diesem fiktionalen Krieg umgekommen wären.

Diese hohen Opferzahlen sind der Wendepunkt der Satire, der eine eigene Zeile erhält: „Und jetzt erwachte das Weltgewissen.“ (ANT, S. 129) Die internationale Gemeinschaft zeigt erst Solidarität mit Israel, nachdem es vernichtet wurde. Nun werden Gedenkgottesdienste abgehalten und die wenigen Überlebenden aufgenommen. Kishon macht sich hier über die Erinnerungszeremonien für die Schoah lustig, indem die lauwarmen Gedenkworte mit einer Liste absurder Notfallmaßnahmen nach der Katastrophe verbunden werden. Einige davon erinnern an die Einwanderungsrestriktionen für Juden und Jüdinnen während der Schoah:

[...] der [US-]Kongreß bewilligte eine zusätzliche Einwanderungsquote für 25 000 israelische Flüchtlinge. Diese großzügige Geste, unterstrichen von einer zündenden Rede des Präsidenten, wirkte in der ganzen Welt als leuchtendes Beispiel. Die Schweiz stellte sofort 2000 Durchreisevisa bereit und Guatemala erhöhte die Einwanderungsgrenze für Juden von 500 auf 750. (ANT, S. 131)

Es werden Manifeste geschrieben, die UNESCO setzt sich für den Erhalt des kulturellen Erbes ein, Straßen werden „Israelstraße“ genannt und die Vereinten Nationen beschließen, dass die israelische Fahne als Erinnerung an den vernichteten Staat weiterhin in ihrer Runde hängen bleiben soll:

Überall waren die israelischen Flüchtlinge Gegenstand größter Zuneigung und Bewunderung. Die Wogen der Begeisterung für den Staat Israel gingen höher als jemals während seines Bestehens. Zahlreiche Städte beschlossen, eine ihrer Hauptstraßen in ‚Israel-Straße‘ umzunennen. Eine Gedächtnissitzung der Vereinten Nationen billigte nahezu einstimmig (!) den Vorschlag, die israelische Flagge⁷¹ nicht von ihrem Mast einzuholen und den Sitz des israelischen Delegierten leer zu lassen. Die Tagung erreichte ihren Höhepunkt, als der sowjetische Delegierte vollkommen unerwartet die Abhaltung eines „Israel-Tages“ beantragte. (ANT, S. 132–133)

Als Schlusspointe wählt Kishon die im zeitgenössischen politischen Diskurs durchaus geäußerte Position, dass nach der Zerstörung Israels endlich der Weltfrieden möglich erscheint:

Einverständnis und Eintracht waren so allgemein, daß man sich endlich begründete Hoffnungen auf den lang ersehnten Weltfrieden machen durfte. Eine schönere, glücklichere Zukunft schien sich anzubahnen. Israel war zum Symbol der Gerechtigkeit und der Moral geworden. (ANT, S. 133)

Kishon setzt aber erneut eine Pointe der Wehrhaftigkeit, denn bekanntlich hat sich Israel 1956 nicht auf die internationale Gemeinschaft verlassen, sondern sich erfolgreich selbst verteidigt. Dadurch habe es zwar die „Sympathien der Welt“ verloren, aber seine Existenz verteidigt und außerdem den Mythos der Unbesiegbarkeit der israelischen Armee aufgebaut:

Leider beging Israel den Fehler, eine solche Wendung der Dinge nicht abzuwarten. Es ist ihr durch den Sinai-Feldzug von 1956 bis auf weiteres zuvorgekommen und hat damit die einzigartige Gelegenheit versäumt, sich die Sympathien der Welt zu sichern. Gott allein weiß, wann man uns diese Gelegenheit wieder bieten wird. (ANT, S. 133)

In der Satire „Wie Israel sich die Sympathie der Welt verscherzte“ stellt Kishon die ritualisierten Gedenk- und Erinnerungspraktiken der internationalen

71 In der englischen Übersetzung, die Torberg als Grundlage für seine Übertragung diente, heißt es „the Zionist flag“. Ephraim Kishon: *How Israel Forfeited World Sympathy*. In: Ders./ Dosh [Kariel Gardosh]: *So Sorry We Won!*, S. 25–27, hier S. 26, im Folgenden Nachweis mit der Sigle SOS.

Gemeinschaft in Frage, die im Höchstfall bereit ist, sich um (jüdische) Opfer und Überlebende von Kriegen und Genoziden nach der Katastrophe zu kümmern, anstatt sich darauf zu konzentrieren, diese zu verhindern. Dabei macht er deutlich, dass die Unfähigkeit der internationalen Gemeinschaft, solche Verbrechen gegen die Menschlichkeit zu verhindern, meist in anderweitigen politischen, ökonomischen oder strategischen Interessen begründet liegt und von einer uninteressierten Öffentlichkeit, die mit ihren Alltagsaktivitäten beschäftigt ist, begünstigt wird. Nur elf Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs und der Schoah schätzt Kishon den Willen und die Möglichkeiten der internationalen Organisationen, einen weiteren Völkermord an den Juden und Jüdinnen zu verhindern, mehr als pessimistisch ein.

In seinen Texten und Interviews argumentiert Kishon außerdem, dass Israel innerhalb der internationalen Gemeinschaft einen neuen Minderheitenstatus erlangt hat, der dem der Juden und Jüdinnen in der Diaspora gleicht. Entgegen der zionistischen Überzeugung konnte auch ein jüdischer Nationalstaat die jüdische Minderheitsposition und die antisemitische Bedrohung auf einer internationalen Ebene nicht beenden.

10 „Split Personality“ – Antisemitismus und Schoah im Kontext des Sechstageskriegs 1967

Weitere explizite Verweise auf den Nationalsozialismus und die Schoah finden sich in Kishons Texten zum Sechstageskrieg 1967. Kishon erlebte den Sechstageskrieg zwischen dem 5. und 10. Juni 1967, in dem Israel für die ganze Welt überraschend die militärische Übermacht der gegen es verbündeten arabischen Staaten (Ägypten, Libanon, Jordanien, Irak und Syrien) besiegte,⁷² als Schoah-Überlebender, dessen Traumata durch die Vernichtungsdrohungen auch schon in den Monaten davor reaktiviert wurden.

In den auf Deutsch erschienenen Bänden *Wie unfair, David* (1967) und *Pardon, wir haben gewonnen* (1968) lernte das deutschsprachige Publikum einen

⁷² Der schnelle und deutliche Sieg im dritten arabisch-israelischen Krieg verhinderte die befürchtete Vernichtung Israels nur 19 Jahre nach dessen Gründung. Durch die Eroberung des Westjordanlands, des Gazastreifens, der Golanhöhen und der Sinai-Halbinsel veränderte dieser Krieg die Wahrnehmung Israels weltweit. Vgl. dazu Tom Segev: *1967. Israels zweite Geburt*, aus d. Engl. v. Helmut Dierlamm / Hans Freundl / Enrico Heinemann. München: Pantheon 2007, S. 402.

‚politischeren‘ und ‚satirischeren‘ Kishon kennen. Torberg selbst sah sich veranlasst, in einem Geleitwort zu *Pardon, wir haben gewonnen* dem deutschsprachigen Publikum Kishons nun ‚bitteren‘ Humor zu erläutern:

Aber auch ihn [Kishon, B. M. K.] wird man aus den Begleittexten zu den Zeichnungen und mehr noch aus den Kommentaren zu einer Entwicklung, die Israel um die Früchte des Siegs zu bringen droht, von einer neuen Seite kennen lernen, und nicht von seiner lustigsten. [...] Manche der im Verlauf des letzten Jahres entstandenen und hier erstmals wiedergegebenen Glossen sind von einer nur allzu verständlichen Bitterkeit getragen, haben nichts mit jener heiteren Gelassenheit und schmunzelnden Selbstironie zu tun, die für Kishon so typisch ist und die ihn auch bei uns so beliebt und berühmt gemacht hat.⁷³

Aber gerade wer den „typischen“ Kishon kennt, gerade wer ihm für Stunden unvergleichlichen Vergnügens und unbeschwerter Heiterkeit zu danken weiß, wird ihm das Recht zugestehen, auch einmal gallige Pointen zu setzen. [...] Und sie sind genau so gut ein Teil seines Wesens, sie gehören zu ihm, wie er zu Israel gehört, und Israel, ein Jahr nach dem Sechstagekrieg, zur Welt.

Friedrich Torberg / Wien-München, im Sommer 1968⁷⁴

Zu diesem neuen ‚bitteren‘ Humor mit „gallige[n] Pointen“, der mehr in der Tradition des literarischen Sarkasmus steht,⁷⁵ gehört, dass Kishon in der englischen Version *So Sorry, We Won!* (1967) mehrfach auf die Schoah und zeitgenössische neue Formen des Antisemitismus nach Auschwitz verweist. Torberg nahm die meisten dieser Texte oder Stellen nicht in die deutsche Version auf. Dies lag zum Teil darin begründet, dass die Bedeutung der Schoah für Israel und generell israelische Politik in den 1960er Jahren in den deutschen Medien nicht diskutiert wurden und dadurch Lesende die Verweise nicht

73 Friedrich Torberg: Geleitwort. In: Kishon: *Pardon, wir haben gewonnen*, S. 7–8.

74 Ebd., S. 8.

75 Vgl. zu einer genaueren Analyse Birgit M. Körner: „We Have to Watch ou[t] for [the] Propaganda Effect“. Ephraim Kishon und Friedrich Torberg publizieren „israelischen Humor“ zum Sechstagekrieg 1967. In: *Naharaim. Journal of German-Jewish Literature and Cultural History* 13,1–2 (2019), S. 139–162.

kontextualisieren konnten.⁷⁶ Anzunehmen ist auch, dass Torberg Hinweise auf die Schoah oder NS-Deutschland gestrichen hat, um die Unterstützung Israels zu fördern und die deutschsprachigen Lesenden zu ‚schonen‘.⁷⁷

In einer der nicht übersetzten Satiren mit dem Titel „Split Personality“ vergleicht Kishon die Lage Israels 1967 direkt mit der Lage der Tschechoslowakei 1938.⁷⁸ Dabei skizziert er die weltgeschichtliche Utopie einer Tschechoslowakei, die sich 1938 ebenso wie Israel 1967 wehrhaft verhalten hätte, und impliziert damit eine verhinderte oder zumindest in den Opferzahlen drastisch reduzierte Schoah:

AFTER nerveracking [*sic*] negotiations lasting for many months [...], an agreement was signed in Munich and world peace saved at the last moment. True, Czechoslovakia was delivered into the clutches of the mad Hitler, but there was no choice. Neville Chamberlain and M. Daladier convinced the Czechs that they could not resist the armed might of Germany ...

Next day in the afternoon, Czechoslovakia destroyed Hitler's army and occupied Nazi Germany. By the evening not a trace of it was left.

This is what happened here.

The world is still blinking its eyes, is speechless and a silly grin plays on its lips. Chamberlain mumbles: "Well, this was to be foreseen, these Jews – heh, heh, heh ..." (SOS, S. 91)

Kishon deutet hier eine antisemitisch motivierte Position Chamberlains und der Weltöffentlichkeit an, indem er ihn über „these Jews“ lachen und ihnen wie ein Verschwörungsmithiker verborgene Kräfte zusprechen lässt: „heh, heh, heh ...“ Damit impliziert Kishon, dass der britische Premierminister Neville Chamberlain (1869–1940) und seine Appeasement-Politik 1938 von antisemitischen Stereotypen beeinflusst wurden.⁷⁹

76 Astrid Hub: *Das Image Israels in deutschen Medien. Zwischen 1956 und 1982*. Frankfurt am Main: Lang 1998, S. 183.

77 Genauer in Körner: „We Have to Watch ou[t] for [the] Propaganda Effect“, S. 147, 153–156, 162.

78 Kishon / Dosh: *So Sorry We Won*, S. 90–91. In Kishon: *Pardon, wir haben gewonnen* fehlt die genannte Geschichte.

79 Hier könnte die Übereinstimmung des Nachnamens mit dem des britischen Vordenkers des rassistischen Antisemitismus Houston Stewart Chamberlain (1855–1927) eine Rolle spielen. Dessen Idee eines „Kampf[es] ums Dasein“ zwischen Juden und Germanen hatte Hitlers

Ebenfalls nicht in die deutschsprachige Fassung von *Pardon, wir haben gewonnen* aufgenommen hat Torberg einige „Marginalien“ über Israel, in denen Kishon mit antisemitischen Stereotypen spielt. Der erste gestrichene Satz scheint das antisemitische Stereotyp der „arbeitsscheuen“ Juden zu bestätigen, um es zugleich ironisch zu widerlegen: „It [Israel, B. M. K.] is a country where nobody wants to work, so they build a new town in three days and go idle the rest of the week.“ (SOS, S. 116) Im zweiten gekürzten Satz macht sich Kishon über eines der gängigsten modernen antisemitischen Klischees lustig – die angebliche Kontrolle der Finanzwelt durch Juden: „It [Israel, B. M. K.] is a country where all the capital is concentrated in Jewish hands – and there is much grumbling because of it.“ (SOS, S. 114) Solch einen selbstironischen Umgang mit antisemitischen Stereotypen hielt Torberg für nicht geeignet für ein deutschsprachiges Publikum, vielleicht aus Sorge, dass die unterdrückten Vorurteile wieder hervorgerufen werden könnten.

Kishon schreckt ebenso nicht davor zurück, das von der Sowjetunion etablierte Diskursmuster⁸⁰, welches sich auch als Schuldumkehrstrategie im sekundären Antisemitismus in der BRD und als staatlich geförderte ideologische Haltung des Antizionismus in der DDR findet, zu thematisieren. In diesem Diskurs werden Israelis als „faschistische“ Täter gegenüber den Palästinensern dargestellt. Dies betrifft z. B. die Satire „Military Government“⁸¹, die in der deutschen Ausgabe ebenfalls fehlt.⁸² In ihr gestaltet Kishon einen innerisraelischen Dialog.

Antisemitismus maßgeblich beeinflusst. Neville Chamberlains Politik gilt im Allgemeinen nicht als antisemitisch motiviert. Allerdings ist von ihm in einem Brief an seine Schwester vom 30. Juli 1939 eine negative Haltung gegenüber Juden überliefert: „No doubt the Jews aren't a lovable people. I don't care about them myself, but that is not sufficient to explain the Pogrom.“ (Zit. n. Martin Gilbert: *The Holocaust. The Human Tragedy*. Newburyport: Rosetta 2014, S. 58.)

80 Astrid Hub beobachtet, dass „die aggressive Propaganda der Sowjetunion gegen Israel“ schon während der Suezkrise 1956 begann (Hub: *Das Image Israels in deutschen Medien*, S. 188). Für den deutschen Diskurs wurde nachgewiesen, dass hier Aspekte der Schuldabwehr eine Rolle spielen. Antizionismus etablierte sich vor allem auf Seiten der bundesdeutschen Linken als eine der neuen Formen eines Antisemitismus nach Auschwitz. Vgl. hierzu Timo Stein: *Zwischen Antisemitismus und Israelkritik. Antizionismus der deutschen Linken*. Wiesbaden: VS 2011.

81 Ephraim Kishon: *The Military Government*. In: Ders.: *So Sorry, We Won*, S. 10.

82 Zu Torbergs Streichungen vgl. Unterkap. „Anpassungen an das deutschsprachige Zielpublikum“.

Der eine Sprechende wechselt in der Argumentation zwischen verschiedenen Positionen und verwirrt den anderen zunehmend. Dabei kommen Argumente zur Sprache, wie sie von linker Seite gegen die Militärverwaltung der Westbank⁸³ vorgebracht wurden. Dabei wirft der das Gespräch Leitende Israel u. a. vor, wie die Nationalsozialisten zu handeln:

I'm trying to look at this from a Jewish point of view. [...] I remember only too well, sir, what Jewry went through during the holocaust! I am literally ashamed to think that it is now us who are locking up our minorities in ghettos! (SOS, S. 10)

Als der andere wenig später mit Macht als ultimativer historischer Kraft argumentiert – „Who cares about ‘truth’, old boy? Didn’t they teach you at school that force, only force, can change the course of history?“ –, folgt der offene Vorwurf des „Faschismus“: „But that’s fascism, if you don’t mind! A blantly militaristic outlook!“ (SOS, S. 10) Am Ende kommen jedoch beide zu dem Schluss, dass sie beides brauchen, eine starke Armee und moralische Überlegenheit. Obwohl sie eine Militärverwaltung ablehnen, könne Israel es sich nicht leisten, sie abzuschaffen. Es ist Kishon im israelischen und amerikanischen Diskurs möglich, eine Stimme zu Wort kommen zu lassen, die Israel Faschismus vorwirft, wie es die sowjetische Seite u. a. in Reden vor der UNO getan hat. Hier wird die sowjetische und später generell auf antizionistischer Seite entwickelte Rhetorik zitiert, die Besatzungspolitik Israels mit der Schoah zu vergleichen und letztere damit zu relativieren.

Diese Geschichte macht die absurde politische Realität Israels deutlich, in der die Einhaltung völkerrechtlicher Abmachungen und die Notwendigkeit der Selbstverteidigung in Konflikt geraten. Die historische Erfahrung hat Juden und Jüdinnen sowohl gelehrt, wie wichtig Minderheitenrechte sind, als auch, dass sie ungeschützt sind, wenn sie sich auf internationales Recht verlassen. Die Satire betont die Notwendigkeit einer „Selbstwehr“ im zionistischen Sinne, nennt aber auch deren Schattenseiten.

83 Kishon bezieht sich hier auf das Israeli Military Governorate, das in den besetzten Gebieten von Juni 1967 bis 1981/82 eingesetzt wurde, um diese unter militärischem Recht zu verwalten.

11 „Meine Masseneinwanderung“ (1974) – Eine ambivalente Wiedergeburt

Kishon hat Referenzen auf die europäische Judenverfolgung sogar in den zentralen Mythos seiner Autorschaft eingebaut: den Neubeginn seines Lebens in Israel. In der Geschichte „Meine Masseneinwanderung“ (1974)⁸⁴ wird von Kishon seine Ankunft im Hafen von Haifa als europäischer Späteinwanderer (erst nach der Staatsgründung)⁸⁵ beschrieben. Als symbolisch ist die Szene gestaltet, in der er seinen neuen Namen „Ephraim Kishon“ erhält:

Uns alle überkam große Erregung und Erschütterung. Schließlich war es das erste Mal, daß wir in unserer neuen Heimat Schlange standen. Nach einer Stunde hatte ich den Tisch erreicht. Aus traurigen Brillengläsern, die ihm ständig von der Nase zu rutschen drohten, sah der Beamte mich an:

„Name?“

„Kishont Ferenc“, antwortete ich wahrheitsgemäß.

Das verwirrte ihn sichtlich: „Welches von beiden ist der Familienname?“

„Kishont.“

„Kishon“, korrigierte mich die Amtsperson und rückte die Brille zurecht.

„Nein, nicht Kishon“, beharrte ich. „Kishont, mit einem t am Schluß.“

„Kishon“, wiederholte nicht minder beharrlich der Uniformierte. „Vorname?“

„Ferenc.“

Wieder betrachtete er mich mit einem verstörten Blick.

„Ephraim“, entschied er schließlich und hatte es auch schon aufgeschrieben.

„Nicht Ephraim, bitte! Ferenc!“

„Einen solchen Namen gibt es nicht. Der Nächste!“

Das war der Augenblick, in dem wir, der Staat Israel und ich, den Entschluß faßten, gemeinsam humoristische Geschichten zu schreiben. Nach einem solchen Beginn konnte es ja gar nicht anders weitergehen.“ (KÖM, S. 13–14)

84 Ephraim Kishon: *Meine Masseneinwanderung*. In: Ders.: *Kein Öl, Moses? Neue Satiren*, aus d. Engl. v. Friedrich Torberg. München / Wien: Langen Müller 1974, S. 9–15, im Folgenden Nachweis mit der Sigle KÖM.

85 Kishon ist 1949 mit seiner ersten Frau Chawa/Eva (geb. Klamet) aus dem sozialistischen Ungarn nach Israel geflohen.

Es gibt zu dieser Geschichte eine zweite Version, die trauriger wirkt und die Ängste und Depression des Eingewanderten offen thematisiert:

In einem Holzverschlag, von dessen Decke eine nackte elektrische Birne herabbaumelte, saß hinter einem wackeligen Tisch ein an seiner kurzen Hose und an seinem fließenden Jiddisch identifizierbarer Einwanderungsbeamter.

Wir waren tief ergriffen. Schließlich war es das erste Mal, dass wir in unserer neuen Heimat Schlange stehen durften.

Nach einer Stunde hatte ich den Tisch erreicht. Durch Brillengläser, die ihm ständig von der Nase rutschten, sah der Beamte mich traurig an.

„Name?“

„Kishont Ferenc.“

Das irritierte ihn sichtlich.

„Welches ist der Familienname?“

„Kishont.“

„Kishon“, korrigierte mich die Amtsperson und rückte ihre Brille zurecht.

„Nein, nicht Kishon“, beharrte ich. „Ki-shont, mit einem t am Ende.“

„Kishon“, wiederholte nicht minder beharrlich die Behörde. „Vorname?“

„Ferenc.“

Wieder betrachtete er mich streng.

„Ephraim“, entschied er schließlich und hatte es auch schon aufgeschrieben.

„Nicht Ephraim, bitte. Ferenc.“

„So einen Namen gibt es nicht. Der Nächste!“

So unwahrscheinlich es auch klingt, ich hatte damals keine Ahnung, dass mein Name aus der Bibel stammte. Kishon heißt nämlich ein biblischer Fluss, in den der Herr die Kampfwagen des kanaanitischen Feldherren Sisera versenkte. Und drückte nicht ausgerechnet auf dem gegnerischen Berg Ephraim die Prophetin Debora den jüdischen Kämpfern die Daumen?

Aber das alles wusste ich damals im Hafen noch nicht und verließ meinen Taufpaten in tiefer Depression. Dennoch war es jener historische Augenblick, in dem wir, der Staat Israel und ich, den Entschluss fassten, gemeinsam humoristische Geschichten zu schreiben.⁸⁶

86 Ephraim Kishon: Meine Masseneinwanderung. In: ABG, S. 29–33, hier S. 32–33.

Auch in seiner Autobiographie *Nichts zu lachen* formuliert Kishon sie in Kurzform noch einmal:

Die Geschichte, wie ich von einem unbekanntem Beamten im Hafen von Haifa meinen neuen Namen erhielt, habe ich in meinen Büchern erzählt. Er fragte mich auf jiddisch [*sic*]: „Wie heißt du?“, ich antwortete: „Kishont“, er notierte „Kishon“. „Vorname?“ „Ferenc.“ „Gibt es nicht“, murmelte der Beamte und schrieb Ephraim. Das war also geklärt. (NZL, S. 178)

Diese Szene, die mit Humor aufgelöst und als Initiator von Kishons „israelischen“ „humoristischen Geschichten“ vorgestellt wird, eignet sich jedoch nur bedingt für eine heldenhafte „Wiedergeburtsgeschichte“. Zwar hat Kishon mehrfach betont, dass ihm Israel die eigene Würde wiedergegeben habe und dass er hier frei von gesellschaftlichem Antisemitismus leben könne. Dennoch wird in dieser Szene bei genauerer Analyse eine ambivalente Erfahrung gestaltet, denn sie verweist auf die europäische, diasporische jüdische Erfahrung der Namensgebung durch einen Staatsbeamten, die häufig mit antisemitischer Konnotation überliefert ist. So legte z. B. für das Heilige Römische Reich Joseph II. in einem Patent vom 23. Juli 1787 fest, dass Juden deutsche Vor- und Familiennamen zu tragen hatten, die zusammen mit den Bürgerrechten einer Integration dienen sollten. In der Praxis kam es in den zuständigen Verwaltungsbehörden jedoch dazu, dass gewünschte Namen nur gegen Geld vergeben und anderweitig beleidigende Namenszuweisungen vorgenommen wurden.⁸⁷

Der Beamte in der Satire „Meine Masseneinwanderung“ ist nun der Beamte des ersten jüdischen Staates, seine Charakterisierung und die des Raums sind aber ähnlich trostlos. Wie für Amtsgespräche und bürokratische Vorgänge typisch, wird die Individualität des Betroffenen nicht berücksichtigt. Auch hier trifft der Betroffene auf einen Beamten, der von der ungarischen Schreibweise (erst Nachname, dann Vorname) irritiert ist und Kishons europäischen (ungarischen) Namen mit der Bemerkung „gibt es nicht“ auslöscht. In wenigen Sekunden stülpt er ihm danach eine israelische Identität über. Der Vorname „Ephraim“, der aus der Torah stammt, und ein Nachname, der dem ebenfalls aus

87 Vgl. u. a. Anita Winkler: Gestatten Sie, mein Name ist In: *Die Welt der Habsburger*, o. D. <https://www.habsburger.net/de/kapitel/gestatten-sie-mein-name-ist> (Zugriff am 09.04.2021).

dem Tanach stammenden Namen eines israelischen Flusses entspricht, schreiben die jüdische Tradition und die geographische Realität Israels in die Persönlichkeit ein. Auch wenn hier eine Eingemeindung in etwas Erwünschtes und positiv Antizipiertes vorgenommen wird, begegnet dem Erzähler dennoch eine Form von bürokratischer und nationalstaatlicher Gewalt. Dass dies nicht als befreiende, sondern eher deprimierende und entwertende Erfahrung erlebt wird, zeigt die zweite Version des Textes sehr deutlich. Auf die biographische Zumutung reagiert der Erzähler mit Humor und erhebt sie symbolisch zur Geburt seiner israelischen Autoridentität. Entsprechend übernimmt Kishon in Israel die Rolle, Schwächen der sich etablierenden israelischen Gesellschaft mit Humor zu thematisieren, zu benennen und zu kritisieren.⁸⁸ Er hat dabei als europäischer Einwanderer, der durch seinen Akzent deutlich zu erkennen ist, eine gewisse Außenperspektive. Gleichzeitig verhält sich Kishon dem Land gegenüber, das ihm seine „Wiedergeburt“ ermöglicht hat, sehr patriotisch. Über seinen Humor wird er somit kritischer, aber wohlwollender Beobachter der israelischen Gesellschaft. Dabei wendet er seine Konzeption von Humor als Überlebensstrategie ebenfalls auf seine Umbenennung und Integration in die israelische Gesellschaft an.

88 So hat der israelische Historiker und Antisemitismusforscher Mosche Zimmermann aus eigener Rezeptionserfahrung berichtet, dass Kishon als Kolumnist einer der ersten gewesen sei, der den Einfluss des Militärs auf die israelische Zivilgesellschaft kritisiert habe.

12 Zwischenfazit

Die vorgestellten Satiren und Humoresken zeigen deutlich, dass Kishon in seinem Schreiben durchaus auf die Schoah, die NS-Zeit und den Antisemitismus vor und nach 1945 referiert. Dies geschieht zum einen durch direkte Bezüge, meist in politischen Texten, und indirekt durch eine unterschwellige Thematisierung durch Motive, die Assoziationen zur Schoah hervorrufen. Diesem Themenkomplex lassen sich auch Texte zuordnen, in denen es darum geht, sich gegen die ungerechte Behandlung durch Autoritäten oder unmenschliche bürokratische Systeme zu wehren. Immer wieder nutzt Kishon das klassische humoristische Motiv, aus einer Ohnmachtsposition in eine Machtposition zu gelangen, indem man das System mit den eigenen Waffen schlägt.⁸⁹ Das zunächst einmal klassische humoristische Narrativ wird durch Kishons Biographie, seine mit seiner Überlebenserfahrung verbundene Humorpoetik und die Motive und Themen, denen er sich zuwendet, in einen Kontext zur Schoah gestellt. Kishon referiert hier aber auch auf das neue israelische Selbstverständnis einer neuen Wehrhaftigkeit von Juden und Jüdinnen.

Deutlich wurde auch, dass Torberg einerseits durch seine Übersetzungen die unterschwelligen Bezüge zur Schoah und zu den psychologischen Mechanismen von Antisemitismus in einem deutschsprachigen Kontext verstärkt oder stärker sichtbar gemacht hat. Andererseits streicht er explizite Bezüge zur NS-Zeit oder zur Schoah und ‚schont‘ damit das bundesdeutsche Publikum.

Direkte und indirekte Bezüge zur Schoah und zur NS-Zeit finden sich auch später noch vereinzelt in Kishons Texten, aber nie mehr so prominent wie in den 1960er Jahren. Nach Torbergs Tod 1979 treten politische Kommentare in westdeutschen Zeitungen und ab dem Zusammenbruch der Sowjetunion autobiographische Texte an deren Stelle.

89 Beispiele für dieses Narrativ sind die Erzählungen „Jüdisches Poker“ (in: LOT, S. 12–17) oder „Nehmen Sie Platz“ (in: LOT, S. 48–52).



Friedrich Torberg signiert sein Buch *Die zweite Begegnung* im US-Information Center in Wien, 19. April 1951.

Freie Übertragungen – Friedrich Torbergs Engagement für das Weiterleben des „jüdischen Humors“

Übersetzen ist eigentlich ein Unfug.

Friedrich Torberg: *Notizen zum Thema „Übersetzung“*

Do what you want. You are the European.

Ephraim Kishon an Friedrich Torberg, 22. November 1961

Kishons enormer Erfolg wird in großen Teilen seinem Übersetzer, dem österreichischen jüdischen Autor Friedrich Torberg (1908–1979) zugesprochen. Torberg nahm aufgrund einer besonderen sprachlichen Konstellation großen Einfluss auf die deutschsprachigen Versionen von Kishons Texten: Da Torberg selbst kein Hebräisch sprach, arbeitete er mit den englischen Übersetzungen und erstellte auf deren Basis „freie Übertragungen“, denen ein spezifischer „Torberg-Ton“ nachgesagt wird.¹ Torbergs Nachlassverwalter David Axmann hat diese Besonderheit mit dem Begriff „Nachschöpfungen“ gefasst.² Die Zusammenarbeit von Kishon und Torberg begann im Juli 1960 mit Kishons erstem auf Deutsch erschienenen Humoreskenband *Drehn Sie sich um, Frau Lot!*. Torberg hatte den Langen Müller Verlag auf die gerade erschienene englische Ausgabe aufmerksam gemacht und seine Tätigkeit als Übersetzer angeboten.³ Zu diesem Zeitpunkt war der 16 Jahre ältere Torberg bereits ein

1 Zur Tradition von *intermediate translation(s)* im Kontext der Übersetzung ins oder aus dem Hebräischen vgl. Gideon Toury: *Translating English Literature via German – and Vice Versa. A Symptomatic Reversal in the History of Modern Hebrew Literature*. In: Harald Kitzel (Hrsg.): *Die literarische Übersetzung. Stand und Perspektiven ihrer Erforschung*. Berlin: Schmidt 1988, S. 139–157.

2 Axmann: *Zwei wahlverwandte Urheber*, S. 15.

3 Behre: *Kishon für Deutsche*, S. 507, beschreibt, dass sich auch der Komponist und Autor Gerhard Bronner dafür interessierte, die englische Fassung von Kishons Buch zu übersetzen.

etablierter österreichischer jüdischer Autor, Kritiker, Herausgeber und Übersetzer, der 1951 aus dem US-amerikanischen Exil nach Wien zurückgekehrt war. Als jüngerer und im deutschsprachigen Raum zunächst (bis auf einige Dramen)⁴ unbekannter Autor räumte Kishon Torberg große Freiheiten in der Textbearbeitung ein.

Da Torberg außerdem als Kishons Mentor im deutschsprachigen Raum funktionierte, war Kishon in gewisser Weise auf sein Urteil angewiesen. Dabei spielten, wie auch generell in der Zusammenarbeit, Torbergs eigene Reputation und seine Vision dessen, was Kishon in seiner Übersetzung repräsentieren sollte, eine wichtige Rolle. Gleiches gilt für Torbergs Auffassung davon, was für die bundesrepublikanische Gesellschaft zumutbar sei. Im Zuge dessen kam es teilweise sogar zu Zensurmomenten, da Torberg nach der Maxime übersetzte, eine Anpassung an das Zielpublikum vorzunehmen und weniger interkulturelle Vermittlung zu leisten. Es ist nicht verwunderlich, dass Torbergs Eingriffe im Laufe der Zusammenarbeit mit Kishon zu Spannungen geführt haben.⁵

Die deutschsprachigen Versionen von Kishons Texten müssen aufgrund der beschriebenen Konstellation als Gemeinschaftswerk von Kishon und Torberg verstanden werden. Torberg sah in Kishons Texten eine Chance zum Weiterleben des „jüdischen Humors“ nach der Shoah, wie auch Finder betont: „Torberg was apparently motivated [...] by his belief that Kishon’s work represented nothing less than the salvation of Jewish humour in Germany.“⁶ Für Kishon ist anzunehmen, dass er gewährleistet sah, dass durch die Übersetzung durch

4 Behre zeigt im Detail, wie Ende der 1950er Jahre zuerst Kishons Dramen, u. a. von Max Brod, ins Deutsche übersetzt und in der BRD aufgeführt wurden (Behre: Kishon für Deutsche, S. 499–500).

5 Vgl. Unterkap. „Anpassungen an das deutschsprachige Zielpublikum“. Weitere spannungsreiche Themen waren die Debatte, dass Torberg der einzige autorisierte deutsche Übersetzer von Kishons Geschichten sein wollte, aber nicht bereit war, die meisten von Kishons Dramen zu übersetzen (vgl. u. a. Friedrich Torberg an Ephraim Kishon, 03.09.1962. In: Kishon / Torberg: *Dear Pappi – My beloved Sargnagel*, S. 38–39), außerdem Honorarfragen, vor allem für Zeitungsabdrucke und Kishons Mitspracherecht mit zunehmend besseren Deutschkenntnissen bei Änderungen sowie Terminfragen. Die Konflikte verschärften sich mit Kishons Bestseller-Position nach 1967. Der Januar 1975 gilt als „Wendepunkt“ der Beziehung. Vgl. hierzu auch die beiden Vorworte von Lisa Kishon und David Axmann in der Ausgabe der Briefe: Lisa Kishon: Um die Wahrheit zu sagen: in Liebe. In: Ebd., S. 8–9; Axmann: Zwei wahlverwandte Urheber. In: Ebd., S. 16 sowie ebd., Anm. 212–215.

6 Finder: *An Irony of History*, S. 144.

einen ebenfalls jüdischen Autor, noch dazu aus dem Gebiet der ehemaligen K. u. k. Monarchie, das Projekt, seine Texte in deutscher Sprache zu veröffentlichen, ein ‚jüdisches‘ Projekt blieb.

Als gemeinsame Basis für dieses Projekt konstruierten Torberg und Kishon zu Beginn ihres Briefwechsels und ihrer professionellen Zusammenarbeit eine Art Wesensverwandtschaft auf der Basis ihrer Gemeinsamkeiten. Auf dieser Basis entstehen freie Übertragungen, die – laut der von beiden selbstironisch bis überheblich artikulierten Konstruktion – im Deutschen genau das ausdrücken, was Kishon habe schreiben wollen („Nur besser.“⁷).

Was motivierte Torberg nun aber zu diesem fast 20-jährigen Übersetzungsprojekt, das ihn teilweise stark von seiner eigenen literarischen Arbeit abhielt und über die Jahre auch mit Konkurrenzgefühlen und finanziellen Diskussionen belastet war? Um dieser Frage nachzugehen, werden im Folgenden Torbergs Übersetzungsverständnis, seine Anpassung der Texte an die deutschsprachigen Zielkulturen, der Diskurs über den „jüdischen Humor“ nach der Schoah und seine eigene Motivation, „jüdischen Humor“ nach der Schoah als „israelischen Humor“ weiterleben zu lassen, betrachtet.

1 „Geistige Affinität“ – Die Hybris des Übersetzers

Torberg hat sein Übersetzungsverständnis vor der Zusammenarbeit mit Kishon in einem Essay und während derselben in einem Interview mit sich selbst skizziert.⁸ Torbergs poetologische Aussagen über seine Übersetzungspraxis lassen sich grundsätzlich der Methode des zielsprachenorientierten Übersetzens zuordnen, das sich weniger an der Ausgangssprache, sondern am adressierten Publikum orientiert.⁹ Dabei wird der Ursprungstext übersetzt, indem er dem

7 Friedrich Torberg: Halten Sie die Übersetzungskunst für eine Sache der Intelligenz? [1969]. In: Ders.: *Auch Nichttraucher müssen sterben*, hrsg. v. David Axmann / Marietta Torberg. München / Wien: Langen Müller 1985, S. 42–43, hier S. 42.

8 Friedrich Torberg: Notizen zum Thema „Übersetzung“ [1954]. In: Ebd., S. 228–233, im Folgenden Nachweis mit der Sigle NÜ; Torberg: *Übersetzungskunst*, S. 42–43.

9 Zielsprachenorientiertes Übersetzen geht auf Cicero zurück und wurde von Martin Luther bei seiner „freie[n] eindeutschende[n] Übersetzung“ der Bibel angewendet. Luthers Methode steht die „wörtliche, verfremdende Übersetzung“ gegenüber, die nach Friedrich Schleiermacher den „Geist der Sprache des Originals“ vermitteln soll und die prominent von Walter Benjamin vertreten wurde. Vgl. Uwe Baumann: *Übersetzungstheorie*. In: *Metzler*

kulturellen Referenzsystem der Zielsprache und dem Erwartungshorizont der Lesenden angenähert wird. Dies belegt u. a. die Auffassung Torbergs, für einen Übersetzer sei vor allem wichtig, seine eigene Sprache zu beherrschen:

im Ernst- und Alternativ-Fall ist es wichtiger, daß ein Übersetzer wenigstens die Sprache beherrscht, *in die* er übersetzt. Zu ihr muß er die wirklich legitime, die zeugungsfähige Beziehung haben. Was die andre betrifft, so genügt ein Verhältnis. (NÜ, S. 229)¹⁰

Aufgabe des Übersetzers sei es, in der Zielsprache zu formulieren, was der Autor in der Originalsprache ausdrücken wollte. Torberg beschreibt dies mit einer musikalischen Analogie:

Der gute Übersetzer [...] ließe sich denn auch am ehesten einem Pianisten vergleichen, der ein Violinsolo für das Klavier zu transponieren und es gleichzeitig so virtuos wiederzugeben hätte, daß man ganz genau merkt, was der Komponist durch die Violine ausdrücken wollte. (NÜ, S. 233)

Der Übersetzer ‚transponiert‘ also zum einen die Komposition für ein anderes Instrument und braucht gleichzeitig die ‚Virtuosität‘, es in dieser anderen Sprache so wiederzugeben, dass es die Intention des Originals vermittelt. Hier knüpft Torberg teilweise an Friedrich Schleiermachers verfremdendes Übersetzungskonzept an, dessen Ziel es ist, „den Geist der Sprache“¹¹ des Originals zu vermitteln. Allerdings geht Torberg noch einen Schritt weiter, indem er „den Geist des Originals“ ins Zentrum der Übersetzungsaufgabe stellt. Dabei

Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe, hrsg. v. Ansgar Nünning, 4., aktualis. u. erw. Aufl. Stuttgart / Weimar: Metzler 2008, S. 736–740, hier S. 736.

10 Auffallend ist hier und an anderer Stelle die Metaphorik einer Liebesbeziehung bzw. einer sexuellen Beziehung sowie der Zeugungsfähigkeit und Zeugungsberechtigung. Hier schließt Torberg an das traditionell männlich gegenderte Modell schöpferischer Autorschaft als Zeugungsakt an, in dem der Sprache ein passiver ‚weiblicher‘ Part zukommt, ‚in welchem‘ der Autor ein Werk zeugt. An anderer Stelle bezeichnet er die Sprache aber durchaus als „Instrument“, handwerklich und musikalisch konnotiert, als „Feile und Fiedel“ (NÜ, S. 232).

11 Friedrich Schleiermacher: Ueber die verschiedenen Methoden des Uebersetzens. In: Hans Joachim Störig (Hrsg.): *Das Problem des Übersetzens*. Darmstadt: WBG 1973, S. 38–70, hier S. 57.

sieht er seine Änderungen nicht als Verfremdungen, die eng an der Originalsprache orientiert sein sollten, sondern als nicht verfremdende Übertragungen in die Zielsprache, die auf fast ‚mystische‘ Weise, den „Geist des Originals“ wiedergeben.

Dieser eigentlich unmögliche Vorgang, den Geist des Originals ohne Verfremdung wiederzugeben, gelänge laut Torberg nur, wenn eine notwendige geistige oder persönliche Affinität zum Autor des Originals bestehe. Nach Torberg sollten Übersetzende zuerst überlegen, was sie motiviert, einen bestimmten Autor zu übersetzen, und ob sie die Fähigkeiten dazu mitbringen.¹² Die erforderlichen Fähigkeiten seien neben der „Beherrschung der betreffenden Fremdsprache“ und der „Beherrschung der eigenen Sprache“¹³ vor allem die persönliche Beziehung zum Autor des Originals: „Es gehört auch noch eine Art Wesensverwandtschaft mit dem Autor dazu, mit seinen Themen, mit seinen Problemen, mit seiner Haltung, mit dem, was er zu sagen hat.“¹⁴ Genau dies treffe auf ihn und Kishon zu: „*Und welche dieser Merkmale verbinden Sie mit Kishon?* Leider alle. Deshalb macht es mir ja soviel Freude, ihn zu übersetzen.“¹⁵

Für Kishons Satiren und Humoresken erlangt die Komponente der „geistigen Affinität“ eine besondere Bedeutung. Da Torberg auf Basis der englischen Übersetzungen arbeitete, also die hebräische Version mangels Sprachkenntnis nicht einbeziehen konnte, musste ihm der „Geist des Originals“ in anderer Weise zugänglich sein. So fragt und antwortet er in seinem Interview mit sich selbst:

Sie übersetzen ihn [Kishon, B. M. K.] aus dem Original?

Ich wollte, ich könnt's. Dazu reicht mein Iwrith nicht aus. Ich übersetze ihn aus englischen Übersetzungen, die sich zum Teil noch im Rohzustand befinden. Das gibt mir auch größere Freiheit. Wenn mir etwas nicht gefällt, schiebe ich's auf den Übersetzer und versuch's in der deutschen Fassung besser zu machen.¹⁶

12 Torberg: *Übersetzungskunst*, S. 42.

13 Beide ebd.

14 Ebd.

15 Ebd.

16 Ebd., S. 43.

Kishon und Torberg verständigen sich über die notwendige „geistige Nähe“ gleich zu Beginn ihres Briefwechsels, während des Übersetzungsprozesses von *Drebn Sie sich um, Frau Lot!*.

Torberg schreibt am 30. März 1961 an Kishon:

As to my qualification in either case, Hungarian and Hebrew, they are both rolled into one: as a youth I used to play waterpolo in a Hungarian-trained Jewish team. Now if *that* doesn't guarantee a perfect German version of „Mrs. Lot“. I don't know ...¹⁷

Kishon scheint diese „geistige Nähe“ zu spüren, die ebenso auf einem gemeinsamen Humorverständnis beruht, wenn er im April 1961 auf Torbergs Brief antwortet: „From your sparkling letter I learnt – more exactly I felt – that my stories are ‘in your line’“¹⁸:

I was very happy about your letter, because it made me sure, that the translation must be better, than the original Hebrew book. I am very grateful for your understandable kindness to invest your streaming wit in my modest creation.¹⁹

17 Friedrich Torberg an Ephraim Kishon, 30.03.1961. Österreichische Nationalbibliothek (ÖNB), Friedrich Torberg: Nachlass, Sern. 37.457. Ephraim Kishon 1960–1973, S. 3. „Was mich sowohl in ungarischer wie in hebräischer Hinsicht zum Übersetzen befähigt, ist der Umstand, daß ich in meiner Jugend den Wasserballsport pflegte, und zwar in einer von einem ungarischen Juden trainierten Mannschaft. Wenn das keine hinlängliche Garantie für eine perfekte deutsche Fassung von ‚Mrs. Lot‘ ist, dann weiß ich nicht...“ (Kishon / Torberg: *Dear Pappi – My beloved Sargnagel*, S. 22). Die Briefzitate werden soweit möglich in der englischsprachigen Originalversion zitiert, um die sprachliche Differenz zwischen Kishon und Torberg erfahrbar zu machen. Außerdem gibt es in der deutschsprachigen Briefausgabe Abweichungen vom Originaltext und nicht begründete Auslassungen.

18 Ephraim Kishon an Friedrich Torberg, 05.04.1961. ÖNB, Torberg: Nachlass, Sern. 37.457, S. 5. „Ihrem sprühenden Brief entnahm ich – und mehr noch spürte ich es –, daß meine Geschichten ‚in your line‘ sind.“ (Kishon / Torberg: *Dear Pappi – My beloved Sargnagel*, S. 25.)

19 Ephraim Kishon an Friedrich Torberg, 05.04.1961. ÖNB, Torberg: Nachlass, Sern. 37.457, S. 5. „[...] ich habe mich sehr über Ihren Brief gefreut, weil nun die Gewißheit in mir wächst, daß die Übersetzung besser sein wird als das hebräische Original. Welch absolut unbegreifliche Liebenswürdigkeit, Ihren überschäumenden Esprit für meine bescheidene Schöpfung einzusetzen.“ (Kishon / Torberg: *Dear Pappi – My beloved Sargnagel*, S. 24.)

Zu Beginn ihrer Zusammenarbeit werden immer wieder die Aktivität im jüdischen Wassersport²⁰ und die nationale Zugehörigkeit thematisiert. So schreibt Kishon an Torberg:

Though I played Vizipolo [Wasserball] only in the local team of the little Hungarian town Szentes, I dare say I am very glad about the success of our book.²¹

Eine Seite weiter heißt es im selben Brief: „I do not know why, but I like you as if you were a born Hungarian / it is a compliment“²², und einen Monat später: „Now that I know that your mother’s family came from Hungary, everything is much easier for me.“²³ Dabei wird über den gemeinsamen Sport der Altersunterschied unwichtig, wie Torberg am 14. Oktober 1961 beschreibt:

I’m very much impressed to hear that you, too, played water-pole, and I’m quite willing to accept you as a brother although, by sport measures, you’d rather be my grandson: you were exactly 8 years old when I was brutally kicked out of my team because of old age.²⁴

20 Zu Torbergs sportlicher Karriere vgl. Marcus G. Patka: Vom Davidstern am Siegermast. Oder: Schani Kantors [Friedrich Torberg] Leben für den Sport. In: Ders. / Atze (Hrsg.): *Die „Gefahren der Vielseitigkeit“*, S. 8–23.

21 Ephraim Kishon an Friedrich Torberg, 10.11.1961. ÖNB, Torberg: Nachlass, Sern. 37.457, S. 17. „Obwohl ich Vizipolo [Wasserball] lediglich in der Vereinsmannschaft der kleinen ungarischen Stadt Szentes gespielt habe, wage ich zu sagen, daß ich über den Erfolg unseres Buches sehr erfreut bin.“ (Kishon / Torberg: *Dear Pappi – My beloved Sargnagel*, S. 28.)

22 Ephraim Kishon an Friedrich Torberg, 10.11.1961. ÖNB, Torberg: Nachlass, Sern. 37.457, S. 17. „Ich weiß nicht, warum, aber ich mag Dich so sehr als wärst Du ein geborener Ungar. Das ist ein Kompliment“ (Kishon / Torberg: *Dear Pappi – My beloved Sargnagel*, S. 29).

23 Ephraim Kishon an Friedrich Torberg, 01.12.1961. ÖNB, Torberg: Nachlass, Sern. 37.457, S. 21. „Da ich nun weiß, daß die Familie Deiner Mutter aus Ungarn stammt, ist alles viel einfacher für mich.“ (Kishon / Torberg: *Dear Pappi – My beloved Sargnagel*, S. 31.)

24 Friedrich Torberg an Ephraim Kishon, 14.10.1961. ÖNB, Torberg: Nachlass, Sern. 37.457, S. 27. „Die Mitteilung, daß Du ebenfalls Wasserballer warst, hat mich sehr beeindruckt, und ich bin durchaus bereit, Dich als meinen Bruder zu bezeichnen, obwohl Du nach sportlichen Maßstäben eher mein Enkel sein könntest: denn Du warst erst acht Jahre alt, als ich aus Altersgründen meinen Rückzug aus dem Sportleben antreten mußte.“ (Kishon / Torberg: *Dear Pappi – My beloved Sargnagel*, S. 26.)

Der gemeinsame kulturelle Hintergrund der Länder der ehemaligen K. u. k. Monarchie ist bedeutsam hinsichtlich des spezifischen „jüdischen Humors“, der in diesem kulturellen Umfeld entstand. Dies drückt sich schon im teilweise spielerischen Umgang miteinander im Briefwechsel aus, der die Atmosphäre von Kaffeehausdebatten transportiert. Die Zusammenarbeit ist für beide Protagonisten in dem Sinne ein „jüdisches Projekt“, als es zum Ziel hat, mit der Konstruktion und Vermarktung eines „israelischen Humors“ eine neue Form „jüdischen Humors“ nach der Schoah zu schaffen und somit dessen Weiterleben zu garantieren. Parallelen in ihrer Humorpoetik scheinen darin zu liegen, dass beide auf unterschiedliche Weise Antisemitismus und Verfolgung in der NS-Zeit überlebt haben und diese Erfahrungen der Verfolgung und Flucht als das Erleben einer existenziellen Absurdität beschreiben. Bei Torberg heißt es: „Absurd und komisch ging es auch zu, als meine Freunde und ich dann endlich über die französisch-spanische Grenze gelangten [...]“²⁵ Bei Kishon drücken sich Empfindungen des Absurden während der Verfolgung so aus: „Ich scherze nicht. Wenn man etwas Lebensfreude und Selbstironie besitzt, dann kann man auch in der aussichtslosesten Situation noch lächeln. Und je absurder die Situation, desto stärker wird der Lachmuskel gekitzelt.“ (NZL, S. 58–59) Als besonders einprägsam erinnert er die Absurdität der nationalsozialistischen Rassenideologie, die ihn trotz ‚germanischen‘ Aussehens der Verfolgung preisgab.²⁶ Zuletzt spielt die gemeinsame politische Haltung eine verbindende Rolle. Dies betrifft zum einen ihr proisraelisches Engagement mit dem Ziel, eine positive Haltung zu Israel zu vermitteln. Darüber hinaus verbindet beide eine stark anti-kommunistische Einstellung.

Die von beiden immer wieder aufgerufenen Gemeinsamkeiten als Grund „eine[r] Art Wesensverwandtschaft“²⁷ sind in einem kulturzionistischen Kontext zu betrachten,²⁸ sie haben eine speziell jüdische Konnotation. Dies bezieht

25 Friedrich Torberg: *Die Erben der Tante Jolesch*. München: Langen Müller 1978, S. 210, im Folgenden Nachweis mit der Sigle ETJ.

26 Vgl. Kishon: Die richtige Antwort. In: Ders.: *Allerbeste Geschichten*, S. 15.

27 Torberg: *Übersetzungskunst*, S. 42.

28 Torberg war über seinen literarischen Ziehvater Max Brod an den Prager kulturzionistischen Kreis und dessen Ideen angebunden. Zu Torbergs zionistischer Haltung vgl. Marcus G. Patka: „Ich möchte am liebsten in Jerusalem begraben sein.“ Der Zionist Friedrich Torberg. In: Ders. / Atze (Hrsg.): *Die „Gefahren der Vielseitigkeit“*, S. 163–179. In *Die Erben der Tante Jolesch* spricht Torberg vom „geistige[n] und erzieherische[n] Einfluss Martin Bubers“ (ETJ),

sich auf Achad Ha'am's Konzept des „jüdischen Volksgeistes“²⁹, der in beiden durch den Sport („Muskeljudentum“³⁰), ein gemeinsames Verständnis von „jüdischem Humor“ und das Schreiben wirken kann. Kishon formuliert dies mit dem Begriff der „menschlichen Sprache“:

Believe me, dear Grandpa, you are the only associate of mine to whom I can write in a human language as you are the only one who – because of your Hungarian slant – can understand it. I love you even when I don't write you letters. And I simply long to see you again [...].³¹

Obwohl Kishon und Torberg keine gemeinsame literarische Sprache haben – Kishon schreibt in modernem Hebräisch (Iwrit), ihr Briefwechsel findet auf Englisch statt und Torberg übersetzt in ein Deutsch mit „Torberg-Ton“ –

S. 276) auf sich selbst. Selbstverständlich ist für ihn wie für viele deutschsprachige Kulturzionisten, dass man den „jüdischen Geist“ auch in deutscher Sprache ausdrücken kann. Neben der Entwicklung einer modernen hebräischen Sprache entwickeln sie weitere Modelle wie das einer ‚Hebraisierung‘ der deutschen Sprache (Martin Buber) oder mehrerer gleichberechtigter jüdischer Nationalsprachen (Moritz Goldstein). Vgl. Moritz Goldstein: *Deutsch-jüdischer Parnaß*. In: *Der Kunstwart. Rundschau für alle Gebiete des Schönen. Monatshefte für Kunst, Literatur und Leben* 25,11 (März 1912), S. 281–294; ders.: *Begriff und Programm einer jüdischen Nationalliteratur*. Berlin: Jüdischer Verlag [1912]; Julius H. Schoeps (Hrsg.): *Deutsch-jüdischer Parnaß. Rekonstruktion einer Debatte*. Berlin: Philo 2002.

29 Achad Ha'am: *Am Scheidewege. Ausgewählte Essays*, aus d. Hebr. v. Israel Friedlaender. Berlin: Jüdischer Verlag 1904. Achad Ha'am (hebr. „Einer aus dem Volk“, eigentlich Ascher Ginsberg) ist das Pseudonym des wichtigsten Theoretikers des osteuropäischen Kulturzionismus, den er selbst als „geistigen Zionismus“ bezeichnete. Achad Ha'am hat nie theoretisch konsistent dargelegt, was er genau unter dem jüdischen ‚Volksgeist‘ versteht. Paul Mendes-Flohr übersetzt das Konzept als „eine quasi-metaphysische ethische Kraft, die sich aus der kumulierten historischen Erfahrung der Juden speiste“ (Paul Mendes-Flohr: *Kulturzionismus*. In: *Enzyklopädie jüdischer Geschichte und Kultur*, Bd. 3, hrsg. v. Dan Diner. Stuttgart / Weimar: Metzler 2012, S. 454–458, hier S. 457).

30 Der Begriff „Muskeljudentum“ wurde von Max Nordau am 28. August 1898 in seiner Rede auf dem Zweiten Zionistischen Kongress in Basel geprägt.

31 Ephraim Kishon an Friedrich Torberg, 01.06.1962. ÖNB, Torberg: Nachlass, Sern. 37.457, S. 89. „Glaub mir, lieber Opa, Du bist der einzige, dem ich in einer menschlichen Sprache schreiben kann, denn Du bist der einzige, der sie – wegen Deines ungarischen Einschlags – versteht. Ich liebe Dich sogar, wenn ich Dir keine Briefe schreibe. Und ich sehne mich danach, Dich wiederzusehen“ (Kishon / Torberg: *Dear Pappi – My beloved Sargnagel*, S. 37).

verständigen sie sich in „einer menschlichen Sprache“, die vor allem auf das gemeinsame Humorverständnis zurückgeht.

Es soll nicht verschwiegen werden, dass Torberg und Kishon die durchaus vorhandenen Unterschiede ihrer biographischen Erfahrungen und ihres Zugangs zur jüdischen Tradition und zur israelischen Lebenswirklichkeit in dieser Konstruktion tendenziell ausblenden. So ist der 16 Jahre vor Kishon in Österreich geborene Torberg in der literarischen, humoristischen und satirischen Tradition des deutschsprachigen Judentums in Österreich und Prag aufgewachsen. Er gibt selbst an, stilistisch viel von Karl Kraus gelernt (und dem Kreis um Karl Kraus angehört)³² zu haben, während Kishon u. a. den ungarisch-jüdischen Dramatiker Franz Molnar und den ungarischen Schriftsteller Frigyes Karinthy als Vorbilder angibt (vgl. NZL, S. 37–38).

Torberg überlebte den Nationalsozialismus und die Schoah anders als Kishon als Exilant, durch seine Flucht in die Schweiz und weiter nach Frankreich, wo er im Oktober 1938 eine Zeitlang in der tschechoslowakischen Exilarmee diente.³³ Kurz vor der deutschen Besetzung floh er aus Paris über Portugal ins amerikanische Exil, wohin er am 9. Oktober 1940 als einer der „Ten Outstanding German Anti-Nazi-Writers“ auf Initiative des P.E.N.-Clubs und besonders von Erika Mann gelangen konnte. In den USA schrieb Torberg auf Englisch, publizierte 1943 *Mein ist die Rache* auf Deutsch. 1951 entschied er, nach Wien zurückzukehren, um wieder publizistisch in seiner Muttersprache wirken zu können. In der Nachkriegszeit schrieb und publizierte Torberg im Gegensatz zu Kishon in seiner Muttersprache und nahm bewusst die gesellschaftspolitische Position eines Wächters der deutschen Sprache³⁴ und des letzten und streitbaren „Jud’ vom Dienst“ in der BRD und in Österreich ein. Kishon hingegen war Schoah-Überlebender mit Zwangsarbeits- und Lagererfahrung. Er verließ 1949 den österreich-ungarischen Kulturraum, in dem er aufgewachsen war, und floh

32 Vgl. u. a. Friedrich Torberg: Zwischen Schmunzeln und Höllengelächter. Zur 90. Wiederkehr des Geburtstags von Karl Kraus am 28. April 1964. In: Ders.: *PPP. Pamphlete. Parodien. Post Scripta*. München / Wien: Langen Müller 1964, S. 409–416, hier S. 409: „Und ich glaube, daß ich der Letzte, d. h. der damals Jüngste war, den Karl Kraus noch an sich herangelassen hat: meine persönliche Beziehung zu ihm begann 1930, also sechs Jahre vor seinem Tod.“

33 Vgl. zu Torbergs Lebensgeschichte David Axmann: *Friedrich Torberg. Die Biographie*. München: Langen Müller 2008.

34 Vgl. Torbergs Glossen im *FORVM*, in denen er Fehler in Zeitungen aufführt und sich über sie lustig macht. Torberg: *Auch Nichtraucher müssen sterben*, S. 239–280.

vor dem sozialistischen Regime in Ungarn nach Israel. Er schrieb zunächst auf Ungarisch, u. a. seinen ersten satirischen Roman, der 1997 in deutscher Übersetzung unter dem Titel *Mein Kamm* erschien. In Israel lernte er Iwrith und machte dieses zu seiner Literatursprache. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er in der Schweiz und näherte sich der deutschen Sprache an. Während Kishons engere Familie die Verfolgungen versteckt in Budapest überstand, überlebte aus Torbergs Familie (Kantor) nur seine Schwester Ilse, die 1938 nach Palästina geflohen war.³⁵

Das Konstruierte der (geistigen) Gemeinsamkeit wird in der Zusammenarbeit im Rahmen der Übersetzungen manifest. So wird im bereits oben zitierten Interview mit Torberg über seine Übersetzungstechnik deutlich, was es bedeutet, dass Torberg und Kishon sich in einer ihnen beiden fremden Sprache über die Texte verständigen müssen, v. a. mit Blick auf die hermeneutische Übersetzungstheorie:

Kishon ist manchmal sehr überrascht, wenn er liest, was er geschrieben hat.

Freudig überrascht?

Darüber äußert er sich in gewähltem Hebräisch, und das verstehe ich nicht. Ich nehme an, daß er sich daran gewöhnt hat.³⁶

Das für die hermeneutische Übersetzungstheorie notwendige Verstehen des Textes wird bei Torberg weniger als intellektuelle Reflexion gefasst, sondern auf die empfundene „geistige Affinität“ zurückgeführt. Die hermeneutische Übersetzungstheorie stellt den Übersetzer als Individuum in den Mittelpunkt und „bürdet [ihm] eine große Verantwortung auf“³⁷: „Übersetzungen dokumentieren das Verstehen und stets auch den Sprachstand des Übersetzers und sind damit viel zeitgebundener als Originale.“³⁸ Beim hermeneutischen Übersetzungsprozess ist der erste Schritt die Rezeption, also das Verstehen, und der zweite die Produktion, das Formulieren des Verstehens.³⁹ Die von Radegundis Stolze geforderte beständige Reflexion des eigenen Denkens und sprachlichen Handelns in

35 Patka: Der Zionist Friedrich Torberg, S. 167.

36 Torberg: Übersetzungskunst, S. 43.

37 Baumann: Übersetzungstheorien, S. 739.

38 Ebd.

39 Ebd.

diesem Prozess⁴⁰ spielt bei Torberg jedoch eine untergeordnete Rolle gegenüber dem ‚Ego‘ des Übersetzers, der eine Affinität fühlt, die sogar übergriffig sein kann. Torbergs Übersetzungsverständnis hat durchaus einen problematischen, paternalistischen Anteil. Dies zeigt sich u. a. daran, dass Torberg Eingriffe und Streichungen in Kishons Texten vornimmt, denen dieser vehement widerspricht.⁴¹ Ein weiteres Beispiel ist Torbergs Verweis auf den eigenen Ruf als Begründung, warum er sich weigert, das Drama *Der Trauschein* zu übersetzen:

I'm fairly sure that it wouldn't suffer from my translation, but I'm not sure that it wouldn't suffer from my name. People *might* expect some sort of literary comedy in that case, and might feel misled if they don't get it. In „Frau Lot“, whether you like it or not, they got it.⁴²

Torberg geht so weit, das Übersetzen als literaturnäher zu empfinden als das Dichten, den Übersetzer also als einen Produzenten von Literatur zu definieren:

Die Kunst des Übersetzens hat mich seit jeher besonders fasziniert, denn sie ist ohne Gegenstück unter den Künsten, auch den literarischen. Übersetzen hat mit Literatur im strengern [*sic*] Sinn sogar mehr zu tun als Dichten. Ist nicht die Übersetzung in viel höherem Maß auf das Wort angewiesen als ihre originale Unterlage und schöpft sie nicht viel tiefer als diese aus dem rein Sprachlichen? Jedenfalls richtet sich ihre Qualität fast ausschließlich nach der Beziehung, die ihr Schöpfer zur Sprache hat. Mit der Originalschöpfung muß sich das nicht unbedingt so verhalten. Sie kann als Kunstwerk bestehen, auch ohne in erster Linie ein Sprachkunstwerk zu sein. Aber selbst wenn sie das ist, selbst wenn auch ihre Qualität vor allem in des Autors

40 Radegundis Stolze: *Hermeneutisches Übersetzen. Linguistische Kategorien des Verstehens und Formulierens beim Übersetzen*. Tübingen: Narr 1992, zit. n. Baumann: *Übersetzungstheorien*, S. 739–740.

41 Vgl. Unterkap. „Anpassungen an das deutschsprachige Zielpublikum“.

42 Friedrich Torberg an Ephraim Kishon, 25.11.1961. ÖNB, Torberg: Nachlass, Sern. 37.457, S. 20. Die Briefausgabe übersetzt abweichend: „Ich bin ziemlich sicher, daß meine Übersetzung ihm nicht schaden würde; keineswegs sicher bin [ich] hingegen, ob eine solche Übersetzung nicht meinem Ruf schaden würde. Das Publikum könnte nämlich von Friedrich Torberg etwas in der Art einer literarischen Komödie erwarten, und enttäuscht sein, wenn es das nicht bekommt. In ‚Frau Lot‘ (ob’s Dir gefällt oder nicht) hat es das bekommen.“ (Kishon / Torberg: *Dear Pappi – My beloved Sargnagel*, S. 30.)

Beziehung zur Sprache beruht, ist ihm der Autor der Übersetzung noch immer ums Doppelte voraus: nämlich um seine Beziehung zu einer zweiten Sprache. (NÜ, S. 228)

Torberg knüpft hier an den Genietopos an und überträgt ihn auf den Übersetzer. In seiner Position als „übersetzender Schriftsteller“⁴³ ist Torberg außerdem der Meinung, der Übersetzer könne einen besseren Text schreiben als der Autor, indem er eventuelle Schwächen des Originals ausbügelt. Der Übersetzer ist für ihn „kreativer Interpret, ein Neu- und Nachschöpfer in einem“ (NÜ, S. 233) und erlangt dadurch einen prokreativen Status als Mitautor. Torbergs Kishon-Übersetzungen sind ein gutes Beispiel für diese Haltung: „Und ich bemühe mich, ihn [Kishon] so ins Deutsche zu übersetzen, wie er meiner Meinung nach schreiben würde (oder müßte), wenn er deutsch schriebe.“ (NÜ, S. 43) Torberg postuliert also ein intimes Verstehen des Autors ungeachtet sprachlicher und persönlicher Eigenheiten und demonstriert gleichzeitig – mit der für ihn typischen Polemik – das selbstbewusste bis überhebliche Auftreten, eigentlich der bessere Autor zu sein: „Wenn ich ein israelischer Satiriker wäre, würde ich genau das schreiben, was Kishon schreibt. Nur besser.“⁴⁴ Diese Haltung wurde zwischen Kishon und Torberg mit Humor durchaus bewusst verhandelt, hat aber auch zu den Spannungen in ihrem Verhältnis beigetragen. So schreibt Torberg nach der Übersetzung von Kishons zweiter Satirensammlung *Arche Noah. Touristenklasse*:

It's finished [the translation of „Noah's Ark“], and – at least partly – it's as good as MRS.LOT. Which means that – at least partly – it's even better. I'm not sure whether I'm talking about the book or about the translation, but I'm sure it's even better.⁴⁵

43 So lässt Torberg im Artikel „Halten Sie die Übersetzungskunst für eine Sache der Intelligenz?“ den „Romanschriftsteller“ Torberg ein Interview mit „dem Übersetzer“ Torberg führen. Torberg: Übersetzungskunst. Torberg begeisterte sich für die ersten Übersetzungen russischer und französischer Romanciers im 19. Jahrhundert und verortete sich in der Übersetzungstradition der deutschsprachigen Literatur von der Klassik über die Romantik bis hin zu einigen, seiner Meinung nach gelungenen, Beispielen aus der Moderne (Baudelaire, Verlaine, Ibsen, Rostand). Darüber hinaus hält er Deutsch für „jene Sprache, in die am besten übersetzt wird“ (NÜ, S. 231).

44 Torberg: Übersetzungskunst, S. 42.

45 Friedrich Torberg an Ephraim Kishon, 03.09.1962. ÖNB, Torberg: Nachlass, Sern. 37.457, S. 32. „Nun ist sie [die Übersetzung von *Noah's Ark*] also beendet und, zumindest teilweise, so gut wie ‚Mrs. Lot‘. Das heißt, daß sie zumindest teilweise, sogar noch besser ist. Ich weiß

Darauf reagiert Kishon am 11. September 1962 leicht ironisch:

I am really proud that you find my ARK is good as it certainly is, and I have no doubt that your translation is worthwhile for retranslating into Hebrew for a better result.⁴⁶

Nicht nur Torbergs Übersetzungsmethode als Haltung eines „Nachschöpfens“ spielt für die freien Kishon-Übertragungen eine Rolle; der aneignende Umgang mit fremden Texten schlug sich zuvor schon bei der Herausgabe literarischer Werke anderer Autoren nieder. Insbesondere für den Fall des österreichischen Autors Fritz Herzmanovsky-Orlando – Torberg gab dessen *Gesammelte Werke* posthum in vier Bänden im Langen Müller Verlag heraus⁴⁷ – wurde Torbergs sehr freier Umgang mit dem Original von germanistischer Seite stark kritisiert, da er den Charakter der Werke erheblich verändert hatte.⁴⁸ Bei Vergleichen mit den Originalmanuskripten wurde deutlich, dass sich seine Bearbeitung an einem konservativen Gattungsbegriff orientierte. Er hatte die Texte eines avantgardistischen Autors in eine Linearität gebracht, die ihnen nicht zu eigenen war, nahm eigenmächtige Streichungen vor und fügte „typische Österreich-Klischees“⁴⁹ hinzu. Wendelin Schmidt-Dengler konnte nachweisen, dass Herzmanovsky nicht dem von Torberg kreierte Bild eines Dilettanten

nicht, ob dies auch auf das Original zutrifft oder nur auf die Übersetzung, ich weiß jedoch, daß das Ergebnis sogar noch besser ist.“ (Kishon / Torberg: *Dear Pappi – My beloved Sargnagel*, S. 38.)

46 Ephraim Kishon an Friedrich Torberg, 11.09.1962. ÖNB, Torberg: Nachlass, Sern. 37/457, S. 33. „Ich bin sehr stolz, daß Du meine ARK gut findest, was sie gewiß auch ist, und ich habe keinen Zweifel, daß Deine Übersetzung es wert ist, ins Hebräische zurückübersetzt zu werden, um eine noch bessere Wirkung zu erzielen.“ (Kishon / Torberg: *Dear Pappi – My beloved Sargnagel*, S. 39.)

47 Fritz von Herzmanovsky-Orlando: *Gesammelte Werke*. 4 Bde., hrsg. u. bearb. v. Friedrich Torberg. München / Wien: Langen Müller 1957–1964.

48 Zuerst verglich Barbara Bronnen Original und Bearbeitung in ihrer Dissertation und wurde dafür von Torberg heftig (und auch sexistisch) angegriffen. Barbara Bronnen: *Fritz von Herzmanovsky-Orlando. Original u. Bearbeitung*. München: Schön 1965; Barbara Grunert-Bronnen: Herzmanovsky für Touristen. In: *Literatur und Kritik* 1,5 (August 1966), S. 1–9. Der Titel scheint eine Anspielung auf Torbergs Kishon-Übersetzungen zu sein. Vgl. zur Herzmanovsky-Kontroverse auch Michael Hansel: „... ein Lackerl Geifer zu erzeugen“. Friedrich Torberg als Vermittler und Verhinderer von Literatur. In: Atze / Patka (Hrsg.): *Die „Gefahren der Vielseitigkeit“*, S. 121–141.

49 Hansel: Torberg als Vermittler, S. 123.

entsprach, sondern planvoll konzipierte und korrigierte.⁵⁰ In jedem Fall gebührt Torberg jedoch Anerkennung für die Bekanntmachung des Autors, dem sonst wahrscheinlich keine werkgetreue, kommentierte Ausgabe⁵¹ gewidmet worden wäre, so dass nun ein Vergleich der beiden Versionen ohne Zugang zu den Originalmanuskripten in der Österreichischen Nationalbibliothek möglich ist. Diese Herausgebere Tätigkeit Torbergs ging der Arbeit an den Kishon-Übersetzungen unmittelbar voraus, so dass anzunehmen ist, dass er sich bei diesen an ähnlich konservativen Literaturstandards orientierte.⁵² So liegt eine Parallele zur Übersetzungstätigkeit für Kishon darin, dass es in der Bearbeitung und Bekanntmachung des noch unentdeckten Autors Herzmanovsky-Orlando mindestens ebenso sehr um diesen wie um die „Marke Torberg“ ging. Hansel spricht sogar davon, Torberg habe „aus einer gewissen Selbstsucht heraus gehandelt“⁵³: „Daß er Herzmanovsky-Orlando einem breiten Publikum näherbringen wollte, scheint genauso außer Frage zu stehen wie die Tatsache, daß er sich selbst mit der Bearbeitung ein Denkmal setzen wollte.“⁵⁴ Herbert Rosendorfer zitiert einen Ausspruch Torbergs, der dessen enormes Selbstbewusstsein in diesem Kontext wiedergibt:

Torberg sagte einmal (niedergeschrieben hat er es meines Wissens nie), daß er zwei Gewißheiten mit ins Grab nähme: erstens, daß, wenn in Zukunft zehn österreichische Schriftsteller aufgezählt werden, Herzmanovsky dabei, und zweitens, daß, wenn drei Sätze von Herzmanovsky zitiert werden, einer von ihm, Torberg, sei.⁵⁵

50 Ebd., S. 124; Wendelin Schmidt-Dengler: Grotteske und geordnete Wirklichkeit. Anmerkungen zur Prosa Fritz von Herzmanovsky-Orlandos. In: *Österreich in Geschichte und Literatur* 14,4 (1970), S. 191–201.

51 Fritz von Herzmanovsky-Orlando: *Sämtliche Werke in 10 Bänden. Texte, Briefe, Dokumente*, komm. u. hrsg. im Auftr. d. Forschungsinst. „Brenner-Archiv“ unter d. Leitung v. Walter Methlagl / Wendelin Schmidt-Dengler. Salzburg / Wien: Residenz 1987–1991.

52 Vgl. hierzu auch Hansel: Torberg als Vermittler, S. 137: „Torbergs Literaturauffassung war – und das ist nicht wertend gemeint – sicherlich altmodisch. Grobe sprachliche Experimente lehnte er ab und proagierte demgegenüber stets das Produzieren von Literatur nach traditionellen Regeln.“

53 Ebd., S. 125.

54 Ebd., S. 126.

55 Herbert Rosendorfer: Fritz und Friedrich. Herzmanovsky-Orlando und Torberg. In: David Axmann (Hrsg.): *Und Lächeln ist das Erbteil meines Stammes. Erinnerung an Friedrich Torberg*. Wien: Wiener Journal 1988, S. 121–131, hier S. 121. Rosendorfer, der Torberg als

Rosendorfer, ein Verteidiger von Torbergs Vorgehen, hebt ebenfalls hervor, dass Torberg sich bei der Herausgabe, ähnlich wie bei Kishon, am Publikum orientiert habe: „Torberg hat bei seiner Herzmanovsky-Ausgabe und -Bearbeitung in erster Linie an die *Leser* gedacht. [...] Torberg hat tief, oft sehr tief in die Substanz und in den Aufbau der Werke Herzmanovskys eingegriffen.“⁵⁶ Rosendorfer zitiert einen Brief an die Witwe von Herzmanovsky-Orlando, in dem Torberg sein Vorgehen rechtfertigt:

Ich bin mit voller künstlerischer Verantwortung und, wie ich glaube, mit nicht ganz untauglichen Mitteln darum bemüht, den Geist des Originals nicht nur zu wahren, sondern ihm zu einer so präzisen Geltung zu verhelfen, wie es dem unbekümmert drauf los produzierenden Schöpfer des Originals, eben infolge seiner Unbekümmertheit, nicht durchweg gelingen konnte.⁵⁷

Eine geistige Affinität, wie Torberg sie als Grundlage angab, um den Geist des Originals erfassen und transportieren zu können, bestand zwischen Torberg und Herzmanovsky allerdings lediglich in einer österreichischen kulturellen Prägung und darin, dass Herzmanovsky schon in den 1930er Jahren Torbergs Vermittlung als erfolgreicher Jungautor und Publizist gesucht hatte.⁵⁸ Vielmehr ignorierte Torberg hier einige hochproblematische Aspekte, nämlich die nach Rosendorfers Beobachtung antisemitische und nazistische Haltung Herzmanovskys⁵⁹:

Es gibt einen Punkt in der Beziehung Torbergs, des deutschsprachigen Juden aus Wien, zu dem „randösterreichischen“ Granden Herzmanovsky, der ist dunkel oder besser gesagt: er wurde zwischen den beiden offensichtlich nie berührt. Verschwiegen – übergangen; vielleicht verdrängt. War es dieser Punkt, der

„väterlichen Freund“ bezeichnet, bemüht sich zwar um eine ausgewogene Darstellung, steht letztendlich jedoch in dieser Kontroverse auf Torbergs Seite.

56 Rosendorfer: Fritz und Friedrich, S. 126 (Herv. i. Orig.).

57 Ebd., S. 124–125.

58 Torberg hatte Herzmanovsky 1935 im Herrenhofkreis, einer Wiener Kaffeehausrunde um Ernst Polak kennengelernt. Hansel: Torberg als Vermittler, S. 121. Hansel spricht für 1948 bis 1951 von einer regelrechten Jagd Torbergs auf die Manuskripte. Ebd., S. 122.

59 Rosendorfer bezeichnet Herzmanovsky als „Antisemit und Protofaschist“ (Rosendorfer: Fritz und Friedrich, S. 129).

Torberg fast verzweifelt wünschen ließ, es möge nie eine historisch-kritische Edition Herzmanovskys geben? In dem einen Punkt hat Torberg ohne Zweifel manipuliert – auch hier zugunsten Herzmanovskys.⁶⁰

Abschließend lässt sich festhalten, dass für Torbergs Kishon-Übertragungen Ähnliches gilt, wie Rosendorfer für dessen Herzmanovsky-Bearbeitungen festgestellt hat: Es gibt zwei Kishons – den Torberg'schen und das Original.⁶¹

2 Anpassungen an das deutschsprachige Zielpublikum

Wie im zweiten Kapitel bereits deutlich geworden ist, nahm Torberg großen Einfluss auf die deutschsprachigen Versionen von Kishons Texten. Zum einen hatte er ein eigenes Interesse daran, das Weiterbestehen eines „jüdischen Humors“ nach der Schoah und ein positives Verhältnis der Lesenden zu Israel zu fördern. Zum anderen folgte er einer am Zielpublikum und weniger am Kulturtransfer oder an der Kulturvermittlung orientierten Übersetzungspraxis.⁶² Zur weiteren Analyse lässt sich die Funktionale Translationstheorie hinzuziehen, die Übersetzung als interkulturelle Kommunikation begreift: Sprache und Kultur werden als interdependent gedacht und Übersetzung als Transfer zwischen Kulturen betrachtet. Ein Übersetzer müsse die Ausgangs- und die Zielkultur gut kennen und dieses Wissen für die Zielkultur formulieren.⁶³ Hiervon weicht Torbergs Übersetzungspraxis deutlich ab, da er das Konzept einer geistigen Affinität zwischenschaltet und dabei die Reflexion der eigenen Fremdheit ausblendet.

In dieser Hinsicht gibt es durchaus problematische Anteile in Torbergs freien Übertragungen. Erstens strich er, wie schon gezeigt werden konnte, vor allem Stellen, die explizite Aussagen zur Schoah oder Vergleiche mit der NS-Zeit

60 Ebd.

61 „Mit der Herausgabe der Bände [...] begann eine Kontroverse, die sich bis heute noch nicht gelegt hat, und die – so meine ich – nur dann sachlich und gerecht aufzufangen ist, wenn man sich vergegenwärtigt: es gibt zwei Herzmanovsky: den Torberg'schen und das Original.“ (Ebd., S. 124.)

62 Behre: Kishon für Deutsche, S. 501, argumentiert, dass dennoch ein „transkultureller Bearbeitungsprozess“ stattfindet, bei dem durch die Übersetzung eine „soziale Nähe“ zu den westdeutschen Lesenden hergestellt werde.

63 Baumann: Übersetzungstheorien, S. 739.

enthielten.⁶⁴ Zweitens waren seine Kenntnisse Israels kaum durch persönliche Erfahrungen geprägt,⁶⁵ obwohl er vom adressierten deutschsprachigen Publikum als „Kulturbotschafter“ wahrgenommen wurde.⁶⁶ So schrieb Torberg am 30. März 1961 bezüglich der Wahl israelisch klingender Namen an Kishon:

My own Israeli experiences – I’ve been there only once, for a couple of weeks – are insufficient. I can’t think of anything but “Yankel”⁶⁷

Kishon antwortet darauf:

Instead of “Ervinke” I propose “Raphael” “Michael” “Daniel” / Rafy, Micha, Dani / Jossele, Yankel are ‘Galuth’-names, they have no Israeli clang [*sic*]. But I don’t know whether it is worth while [*sic*] to correct it.⁶⁸

Die Benennung des Freundes des Erzählers in vielen von Kishons Texten als „Jossele“ durch Torberg ruft somit eher Assoziationen an das osteuropäische Judentum und die Diaspora hervor. Ervinka bzw. Arbinka aus der hebräischen Fassung gehen hingegen auf die ungarische Koseform von Erwin zurück. Die Praxis der „freien Übertragung“ oder „Nachschöpfung“⁶⁹ etablierte sich schon zu Beginn der Zusammenarbeit zwischen Torberg und Kishon.⁷⁰ So

64 Vgl. das Kap. „Spuren der Schoah-Erfahrung in Kishons Texten“.

65 Torberg besuchte Israel zum ersten Mal im März 1958 als Journalist zum 10-jährigen Jubiläum des Staates auf die Initiative von Max Brod. Patka: Der Zionist Friedrich Torberg, S. 166.

66 Ebd., S. 171.

67 Friedrich Torberg an Ephraim Kishon, 30.03.1961. ÖNB, Torberg: Nachlass, Sern. 37.457, S. 3–4, hier S. 3. „Meine persönliche Erfahrung – ich bin erst einmal und nur für ein paar Wochen in Israel gewesen – reicht dafür nicht aus; mir fällt nur ‚Yankel‘ ein.“ (Kishon / Torberg: *Dear Pappi – My beloved Sargnagel*, S. 21–23, hier S. 23.)

68 Ephraim Kishon an Friedrich Torberg, April 1961. ÖNB, Torberg: Nachlass, Sern. 37.457, S. 5. „Anstelle von ‚Ervinke‘ schlage ich ‚Raphael‘, ‚Michael‘, ‚Daniel‘ bzw. Rafy, Micha, Dani vor. Jossele, Yankel sind ‚Galuth‘-Namen, sie haben keinen israelischen Klang. Ich weiß aber nicht, ob es sich lohnt, das zu ändern.“ (Kishon / Torberg: *Dear Pappi – My beloved Sargnagel*, S. 24–25.) Darauf weist auch Alfred Bodenheimer: Die Fähigkeit zu lachen, S. 117, hin.

69 Axmann: Zwei wahlverwandte Urheber, S. 15.

70 Auch der spätere Lektor Bernhard Struckmeyer sprach offen von „Neuschöpfungen“: „Ich bin wieder hellbegeistert von Ihrer Kishon-Übertragung, die ja letztendlich einer Neuschöpfung gleichkommt, und genieße Ihre sprachliche Delikatesse in vollen Zügen.“ (Bernhard

schrrieb Torberg am 30. März 1961 zum Erscheinen von *Drehn Sie sich um, Frau Lot!* an Kishon:

In some instances, where the [E]nglish didn't seem quite adequate, I hope to have restituted the original valeurs e[v]en without knowing them. Such things happen. When I did the German version of Ferenc Molnars last play („Panoptikum“) I also did it on the ground of an English translation, and Molnar afterwards claimed that I had come closer to the Hungarian original than his English translator. Of course, we can't exclude the possibility that he might have lied.⁷¹

Als Legitimation für die große Einflussnahme des Übersetzers dient hier besonders die doppelte sprachliche Differenz. Gerade am Austausch zur ersten Übersetzung von *Drehn Sie sich um, Frau Lot* (1961) lässt sich Torbergs Einfluss gut ablesen. In Absprache mit dem Verleger Joachim Schondorff wird zunächst die Struktur „preface, title and story“ nicht beibehalten, wie Torberg Kishon erklärt:

We felt this wouldn't be good for the “flow” of the stories, and would be disturbing for typographical reasons, too. For the same reasons, some of the larger “footnote” stories had to be drawn into the story itself. I feel quite sure that readers will like it better this way.⁷²

Struckmeyer an Friedrich Torberg, 12.06.1979. ÖNB, Torberg: Nachlass, Sern. 37465. Langen-Müller 1976–1979, S. 301.)

71 Friedrich Torberg an Ephraim Kishon, 30.03.1961. ÖNB, Torberg: Nachlass, Sern. 37457, S. 3. „In einigen Fällen, bei denen mir die englische Übersetzung nicht ganz zutreffend erschien, habe ich versucht, die Originalbedeutung (obwohl ich sie nicht kenne) wiederherzustellen. Als ich von Franz Molnars Theaterstück, ‚Panoptikum‘, eine deutsche Fassung anfertigte, geschah das ebenfalls auf der Grundlage einer englischen Übersetzung, und Molnár hat später behauptet, daß ich dem ungarischen Original nähergekommen sei als der englische Übersetzer. Es ist natürlich nicht auszuschließen, daß er gelogen hat.“ (Kishon / Torberg: *Dear Pappi – My beloved Sargnagel*, S. 22.)

72 Friedrich Torberg an Ephraim Kishon, 15.06.1961. ÖNB, Torberg: Nachlass, Sern. 37457, S. 10. Dieser Brief wurde nicht in die deutschsprachige Briefausgabe aufgenommen. Die Herausgebenden habe ‚politischere‘ bzw. zionistische Briefe nicht aufgenommen bzw. Passagen markiert, aber unkommentiert gestrichen. Außerdem wurden Briefe ausgelassen, die philologisch detailliert Streichungen und Textänderungen während der Übersetzungsarbeit beschreiben.

Außerdem streicht Torberg drei Geschichten, die „sich nicht recht für eine deutschsprachige Ausgabe [eignen]“⁷³ und nimmt Anpassungen an kulturell bedingte Gattungskonventionen vor: „thereby giving the book a final uplift, and avoiding to end on a purely American note.“⁷⁴ Außerdem reagiert er, wenn ihm die englische Übersetzung nicht passend erscheint.

Kishon macht zu diesem Zeitpunkt, trotz seiner Position als in der BRD noch weitgehend unbekannter Autor, „some modest objections“⁷⁵, lässt Torberg aber letztendlich freie Hand:

I agree to skip the story „Pummeling pornography“, but – for Heavens sake – the „Roaring success“ and „Onward, lions of Judah!“ are very good satires! We have here no inferiority-complex and are glad to mock ourselves. It is a sign of health and self-confidence. In my opinion, there is no reason to pass them over in the German edition. [...] Of course, all these are only my personal feelings, maybe you know better your public. Please, consider my remarks, and decide yourself. I certainly trust your taste in every respect.⁷⁶

Um die Gründe für Torbergs Einschätzung nachvollziehen zu können, ist es sinnvoll einen Blick auf die englischen Fassungen der beiden diskutierten

73 Friedrich Torberg an Ephraim Kishon, 30.03.1961. ÖNB, Torberg: Nachlass, Sern. 37.457, S. 3. „Drei Geschichten [...] eignen sich nicht recht für eine deutschsprachige Ausgabe [...]“ (Kishon / Torberg: *Dear Pappi – My beloved Sargnagel*, S. 21–23, hier S. 23.)

74 Friedrich Torberg an Ephraim Kishon, 30.03.1961. ÖNB, Torberg: Nachlass, Sern. 37.457, S. 3. „Das gäbe dem Ganzen eine kräftige Schlußpointe anstelle eines amerikanisch gefärbten Finales.“ (Kishon / Torberg: *Dear Pappi – My beloved Sargnagel*, S. 21–23, hier S. 23.)

75 Ephraim Kishon an Friedrich Torberg, April 1961. ÖNB, Torberg: Nachlass, Sern. 37.457, S. 5. „[E]in paar bescheidene Einwände...“ (Kishon / Torberg: *Dear Pappi – My beloved Sargnagel*, S. 24.)

76 Ephraim Kishon an Friedrich Torberg, 05.04.1961. ÖNB, Torberg: Nachlass, Sern. 37.457, S. 5. „Ich bin damit einverstanden, die Story ‚Pummeling pornography‘ zu streichen, aber – um Gottes willen – ‚Roaring success‘ und ‚Onward, lions of Judah!‘ sind sehr gute Satiren! Wir haben keinen Minderwertigkeitskomplex und machten uns gern über uns selbst lustig, ein Zeichen von Gesundheit und Selbstvertrauen. Meiner Meinung nach gibt es also keinen Grund, die beiden in der deutschen Ausgabe wegzulassen. [...] Das alles sind natürlich nur meine persönlichen Empfindungen, möglicherweise kennen Sie Ihre Leute besser. Denken Sie bitte über meine Anmerkungen nach und entscheiden Sie selbst. Ich vertraue voll und ganz auf Ihren Geschmack, in jeder Hinsicht.“ (Kishon / Torberg: *Dear Pappi – My beloved Sargnagel*, S. 24.)

Satiren zu werfen. „Onward Lions of Judah!“⁷⁷ ist eine Satire darüber, dass ein nicht existierendes israelisches Eishockeyteam nach Kanada eingeladen wird. Schließlich fliegen einige Sportler tatsächlich, deren Qualifikation es ist, dass sie aus der Diaspora zumindest theoretisches Wissen über Eishockey mitbringen. Sie verlieren haushoch, werden aber von der kanadischen jüdischen Gemeinde frenetisch gefeiert. „Roaring Success“⁷⁸ widmet sich dem Problem, dass z. T. Kultur nach Israel importiert werden muss, am Beispiel einer Löwenshow. Diese muss aus Zuschauermangel abgesetzt werden, so dass die Löwen freikommen und einige Israelis töten. Schließlich werden sie von der UNESCO aufgrund eines internationalen Abkommens für die Verhinderung von Genoziden eingefangen. Es ist anzunehmen, dass Torberg die erste Geschichte gestrichen hat, da sie nicht in sein zionistisch geprägtes Bild von sportlichen und wehrhaften Juden passt. Bei „Roaring success“ wiederum erschien ihm die Tötung von Israelis möglicherweise kein geeignetes Amusement für Lesende im Nachkriegsdeutschland.

Kishon bestätigt diese Art der Zusammenarbeit zu diesem frühen Zeitpunkt, indem er *Drehn Sie sich um, Frau Lot!* nach der Veröffentlichung als „our book“⁷⁹ bezeichnet, wie Torberg bei der Ankündigung von Kishons zweiter Satirensammlung anmerkt: „As to ‘Frau Lot’ – which you are uncle-like enough to call ‘our’ book – it’s continuing to do allright [*sic*], and to get good reviews.“⁸⁰

Dass auch Torberg neben seinen anderen publizistischen Verpflichtungen und eigenen Ambitionen als Autor dem Projekt Kishon-Übertragung einen hohen Stellenwert zuweist, zeigt folgender Austausch über Kishons Anfrage, dass nun seine zweite auf Englisch erschienene Satirensammlung zur Übersetzung bereit sei:

77 Ephraim Kishon: Onward Lions of Judah! In: Ders.: *Look Back, Mrs. Lot!*, S. 232–237.

78 Ephraim Kishon: Roaring Success. In: Ebd., S. 223–227.

79 U. a. Ephraim Kishon an Friedrich Torberg, 22.11.1961. ÖNB, Torberg: Nachlass, Ser. 37.457, S. 18. Dieser Brief wurde nicht in die deutschsprachige Briefausgabe aufgenommen.

80 Friedrich Torberg an Ephraim Kishon, 25.11.1961. ÖNB, Torberg: Nachlass, Ser. 37.457, S. 23. In der deutschsprachigen Fassung wurde dieser Teil des Briefs ausgelassen (Vgl. Kishon / Torberg: *Dear Pappi – My beloved Sargnagel*, S. 31).

My new book will be out in a month. It is the collection of my best satires, as good as our MRS. LOT. I understand that you have other aims in your life than to represent me to the good old Germans, but what can I do when you succeeded so much?⁸¹

Worauhin Torberg am 24. Januar 1962 antwortet:

If I were to translate everything of you that's a success I would really have to spend the rest of my life with nobody else but you. And, much as I love you: this is not exactly my dream (although it comes fairly close to it). [...] It is, like almost everything, a question of time.⁸²

Bis er dann am 29. März 1962 seine neuerliche Begeisterung für das Projekt ausdrückt:

The day I left for my trip to Switzerland NOAH'S ARK, TOURIST CLASS arrived. I've taken it along. I've already started to read it. I will *not* wait with my letter until I've finished it. I will tell you right now that it is *the best book you have ever written* under the above title, which in turn is the best title you have ever written over the above book. In other words: I'm going to translate it. [...] I'm eager to do so. I can't wait to start.⁸³

81 Ephraim Kishon an Friedrich Torberg, 14.01.1962. ÖNB, Torberg: Nachlass, Sern. 37.457, S. 24. „Mein neues Buch wird in einem Monat erscheinen. Es enthält eine Sammlung meiner besten Satiren, so gut wie unsere MRS. LOT. Ich verstehe, daß Du in Deinem Leben noch andere Ziele hast, als mich den guten alten Deutschen zu präsentieren, aber was soll ich machen, wenn Du so erfolgreich bist?“ (Kishon / Torberg: *Dear Pappi – My beloved Sargnagel*, S. 34.)

82 Friedrich Torberg an Ephraim Kishon, 24.01.1962. ÖNB, Torberg: Nachlass, Sern. 37.457, S. 25. „Würde ich alles von Dir, was erfolgreich ist, übersetzen, wäre ich bis ans Ende meiner Tage ausgelastet. Und so sehr ich Dich auch liebe – das ist nicht unbedingt mein Lebens Traum (allerdings auch nicht sehr weit davon entfernt). Es ist, wie fast immer, eine Zeitfrage.“ (Kishon / Torberg: *Dear Pappi – My beloved Sargnagel*, S. 35.)

83 Friedrich Torberg an Ephraim Kishon, 29.03.1962. ÖNB, Torberg: Nachlass, Sern. 37.457, S. 27. „An dem Tag, als ich zu meiner Reise in die Schweiz aufbrach, kam hier ‚Noah's Ark, Tourist Class‘ an. Ich habe das Buch mitgenommen. Ich habe begonnen, es zu lesen. Und ich möchte mit meiner Antwort nicht warten, bis ich's ausgelesen habe. Ich möchte Dir jetzt schon sagen, daß es das beste Buch ist, das Du je unter diesem Titel geschrieben hast, und daß

Später kommt es zu Auseinandersetzungen und Neuregelungen. Der große Streit 1975 um Honorare für Abdrucke in Zeitschriften gilt als Wendepunkt im Verhältnis der beiden.⁸⁴ Außerdem widerspricht Kishon, der im Laufe der Zeit bessere Deutschkenntnisse erworben hatte, Torbergs stilistischen und inhaltlichen Eingriffen zunehmend deutlicher. Dies empört wiederum Torberg, der sich schließlich 1979 vertraglich gegen sprachliche Einsprüche von Kishons Seite absichern möchte. Während der Übersetzungsarbeit an *Paradies neu zu vermieten* (1980)⁸⁵ schreibt Torberg an den Lektor Bernhard Struckmeyer:

Von den gestrichenen Geschichten möchte ich keine einzige verwenden. Ich habe mit Kishon telephonisch über diesen heiklen Punkt gesprochen und bin bei ihm auf Verständnis gestoßen, das er hoffentlich beibehalten wird. Die Geschichten (vor allem die politischen) sind zum Teil überholt, zum Teil ohne Rücksicht auf eine deutsche Leserschaft geschrieben und zum Teil ganz einfach schlecht. Auch bei einigen anderen Stücken, besonders bei den ‚ernsten‘ (auf die Kishon besonderen Wert legt), hatte ich Mühe, sie für den deutschen Leser akzeptabel zu machen. Hoffentlich ist mir das gelungen.

Und hoffentlich habe ich auch die ganze übrige Mühe – sie ist mit freiem Aug von einem Kampf nur schwer zu unterscheiden – nicht vergebens aufgewendet, auch was den Ablieferungstermin betrifft.⁸⁶

Torberg betont hier, dass die „Rücksicht auf eine deutsche Leserschaft“, die von ihm bewertete literarische Qualität und politische Aktualität eine wichtige Rolle für seine Auswahl spielen. Die „ernsten“ und damit sicherlich politischen Texte Kishons seien besonders schwer als „akzeptabel“ an das deutsche Lesepublikum zu vermitteln.

es umgekehrt der beste Titel ist, den Du je über dieses Buch gesetzt hast. Mit andern Worten: Ich werde es übersetzen. Ich bin begierig, es zu übersetzen. Ich kann's nicht erwarten, damit zu beginnen.“ (Kishon / Torberg: *Dear Pappi – My beloved Sargnagel*, S. 36.)

84 Vgl. Lisa Kishon: Um die Wahrheit zu sagen: in Liebe; Axmann: Zwei wahlverwandte Urheber; Kishon / Torberg: *Dear Pappi – My beloved Sargnagel*, Anm. 212–215.

85 Ephraim Kishon: *Paradies neu zu vermieten*, aus d. Engl. v. Friedrich Torberg. München / Wien: Langen Müller 1980.

86 Friedrich Torberg an Bernhard Struckmeyer, 06.06.1979. ÖNB, Torberg: Nachlass, Sern. 37.465, S. 297.

Nach der Arbeit am letzten Übersetzungsband, relativ kurz vor seinem Tod am 10. November 1979, fordert Torberg vom Verleger Herbert Fleissner eine vertraglich zugesicherte Nichteinmischung Kishons, wenn er die Übersetzungstätigkeit weiter fortführen soll:

Gestern hat mich Kishon angerufen, voll der Seligkeit über das soeben erschienene Buch und voll der Begeisterung über die von mir geleistete Arbeit. Sie war die anstrengendste und nerven[zer]mürbendste aller bisherigen, und das will etwas heißen [*sic*]. Ein nächstesmal [*sic*] möchte ich mich keiner solchen Qual aussetzen und *vertraglich* dagegen abgesichert sein, dass er mir dreinredet. Er kann das ja auch bei seinen französischen oder italienischen Übersetzungen nicht tun. Bei mir, seinem weitaus erfolgreichsten Übersetzer, glaubt er's tun zu können, weil er ein bisschen Deutsch kann. Er soll mich entweder *in Ruhe* arbeiten lassen – oder garnicht [*sic*].⁸⁷

Torbergs Einfluss erstreckte sich auch auf die Publikation seiner Übersetzungen in anderen deutschsprachigen Ländern. So ist Torbergs antikommunistische Haltung der Grund, warum Kishon in seiner Übersetzung bis zu seinem Tod nicht in der DDR erscheinen konnte. Kishon berichtet am 10. November 1964 Joachim Schondorff, dem damaligen Verleger bei Langen Müller, dass Torberg das Erscheinen der von ihm übersetzten Bücher in Ostdeutschland verboten habe. Möglich wäre nur eine Neuübersetzung von jemand anderem: „I find Professor Torberg's attitude very stiff [...]. I love and appreciate him so much that I simply can not fight him, though lawfully we could do what we want.“⁸⁸ Torberg selbst äußerte sich Schondorff gegenüber folgendermaßen:

Der Schrecken über den nur durch Zufall verhinderten Ost-Abschluss mit Kishon sitzt mir noch immer in den Knochen [...]. Es ist nun einmal so, dass ich kein „harmloser“ Autor bin, dem es gleichgültig sein kann, wo er erscheint oder nicht erscheint. Meine publizistische Position und die Anfeindungen, denen sie ausgesetzt ist ...⁸⁹

87 Friedrich Torberg an Herbert Fleissner, 27.07.1979. ÖNB, Torberg: Nachlass, Sern. 37.465, S. 310 (Herv. i. Orig.).

88 Ephraim Kishon an Joachim Schondorff, 10.11.1964. ÖNB, Torberg: Nachlass, Sern. 37.462, Langen Müller 1963–1965, S. 250.

89 Friedrich Torberg an Joachim Schondorff, 16.11.1964. Ebd., S. 254–255.

Torberg betont, dass er keine Tantiemen aus Ostdeutschland beziehen könne, und fordert eine „bindende Abmachung“: „Das bezieht sich auf Kishon ebenso wie auf Herzmanovsky, auf direkte Ost-Abschlüsse ebenso wie auf indirekt östliche im Westen (die es ja bekanntlich gibt).“⁹⁰

Torbergs eigene Interessen an der Übertragung von Kishons Texten wurden in der Forschung unterschiedlich bewertet. Silja Behre kommt zu dem Schluss, dass Kishon im deutschsprachigen Raum explizit als Unterhaltungsautor etabliert und seine politische Seite von Übersetzern und Verlegern unterdrückt worden ist:

Die für deutschsprachige Leser vorgenommene Konstruktion des ausschließlich auf Unterhaltung spezialisierten Kishon war eine der Grundbedingungen für seinen Erfolg. Der politische Kishon, der „Un-Kishon“, wurde dem Publikum in der Bundesrepublik meist vorenthalten.⁹¹

Behre spricht von der Erfindung eines „Ephraim Kishon für Deutsche“⁹², der apolitisch sein sollte, wobei besonders Texte zur israelischen Tagespolitik als uninteressant galten. Sie zitiert außerdem eine Aussage Kishons aus dem Jahr 1980, also nach Torbergs Tod, in der er selbst sein unpolitisches Image in der BRD kritisiert:

Kishon ging mit dieser Anpassung seiner Texte an das deutsche Lesepublikum offen um: Er sei, so erklärte er 1980 im „Zeit“-Gespräch mit Raddatz, das „Opfer einer bestimmten Optik“, gelte er doch in Israel als „einer der schärfsten Regimekritiker; aber das übersetzt man nicht“. Raddatz hakte nach: „Heißt das, daß es einen Teil Ihres Œuvres gibt, der der deutschen Öffentlichkeit überhaupt nicht bekannt ist? Warum nicht?“ Kishon antwortet: „Weil mein Verleger [...] überzeugt davon war, daß, wenn ich ein völlig anderes Buch veröffentliche, einen Un-Kishon, ich dann mein Publikum verliere.“⁹³

90 Ebd.

91 Behre: Kishon für Deutsche, S. 515.

92 Ebd., S. 519.

93 Ebd., S. 515. Originalzitat in: Fritz J. Raddatz: Ephraim Kishon. Humor und Satire en gros. In: Ders.: *ZEIT-Gespräche 2*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1982, S. 81–96, hier S. 85.

Die Konstruktion eines apolitischen Kishon kann allerdings nur teilweise Torbergs Mitwirkung zugeschrieben werden und betrifft eher die Verlagspolitik von Herbert Fleissner, der den Langen Müller Verlag 1967 übernahm. Wie gezeigt werden konnte, ging es Torberg zwar darum, einen von der NS-Zeit und der Schoah unbelasteten Zugang zu Kishons „israelischen Satiren“ zu ermöglichen. Dennoch verfolgte er nach eigener Aussage eine politische und „jüdische politische“ Zielsetzung. Torberg hatte durchaus Sympathien für Kishons politischere Texte, solange sie zu einer proisraelischen Haltung beim Lesepublikum beitrugen. So veröffentlichte er in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift *FORVM* 1965 explizit einen politischen Beitrag⁹⁴ und unterstützte das Erscheinen der Bände zum Sechstagekrieg.

Marcus G. Patka geht sogar von einer explizit politischen pro-israelischen Motivation für Torbergs Übersetzungstätigkeit aus:

Seinen großen Propagandafeldzug für Israel startete Torberg in den 1960er Jahren durch die Übersetzungen der Humoresken von Ephraim Kishon. Hier konnte über den Humor ein positives Bild von Israel als einem Land mit „ganz normalen“ Problemen gezeichnet werden, hier hat Torberg unter großem Zeitaufwand einen bedeutenden und bleibenden Teil seines Œuvres geschaffen.⁹⁵

Torbergs Anpassungen betreffen zum einen Gattungserwartungen und -präferenzen. Dass er sich der negativen Rezeptionsgeschichte satirischer und sarkastischer Texte in Deutschland, wo eher eine Form der „harmlosen Satire“ bevorzugt wurde, bewusst war, zeigt sein Brief vom 10. Mai 1961, in dem er Kishon die Beweggründe seiner Bearbeitung von *Drehn Sie sich um, Frau Lot!* erläutert:

If, for instance, the consecution of stories is changed, or a story is being left out, this does not mean that I don't like it or that I think it wouldn't be good enough. It means that there might be a little too much of a certain stroke of satire, or too much emphasis on a certain aspect of Israeli life. I don't have to tell you that there is a difference between Israeli readers, English readers, American readers, and German readers.

94 Ephraim Kishon: Die zögernde Vorhut, aus d. Engl. v. Friedrich Torberg. In: *FORVM* XII,134 (Februar 1965), S. 57.

95 Patka: Der Zionist Friedrich Torberg, S. 170.

Please believe me that all I have in mind is to assure your book the greatest possible success within the German speaking countries. This is not merely a literary ambition, but a political and, indeed, a Jewish one.⁹⁶

Torberg war die kulturell unterschiedliche Rezeptionshaltung bewusst, deshalb beachtete er, dass „a little too much of a certain stroke of satire“ für das deutschsprachige Publikum nicht geeignet schien. Diese Rücksichtnahme basiert auf seinem Ehrgeiz als Übersetzer, mit dem er neben dem finanziellen Erfolg der Bücher literarische, vor allem aber politische und projüdische Ziele verfolgte. Hier ist zu vermuten, dass das Weiterleben eines „jüdischen Humors“ nach der Schoah und die Vermittlung eines Zugangs zur jüdischen bzw. israelischen Lebenswirklichkeit gemeint sind. Da jüdische Themen in der Nachkriegs-BRD generell als „politisch“ angesehen wurden,⁹⁷ bemühte sich Torberg, Kishons Texte weniger politisch und eher „harmlos“ wirken zu lassen.

Torbergs „political“ und „Jewish ambition“, sein Ziel, mit den Kishon-Übersetzungen eine projüdische bzw. proisraelische Haltung bei den Lesenden zu stärken, führte Torberg vor allem in der Bearbeitung der beiden Bände zum Sechstagekrieg 1967 – *Wie unfair, David!* und *Pardon, wir haben gewonnen* – aus. Torberg übte hier durchaus eine Art Zensur, die den Effekt hatte, dass das bundesdeutsche und österreichische Publikum geschont wurde. Dies betrifft vor allem die Texte Kishons, die einen direkten Vergleich mit der NS-Zeit vornehmen, auf die Schoah verweisen sowie ironische Anspielungen auf antisemitische Stereotype enthalten.⁹⁸ So strich Torberg, wie oben gezeigt, für *Pardon, wir haben gewonnen* die Erzählung „Split Personality“, in der Kishon die Lage der Tschechoslowakei⁹⁹ 1938 mit der israelischen Situation 1967 vergleicht und ein utopisches Gegenzenario einer wehrhaften Tschechoslowakei inszeniert.

96 Friedrich Torberg an Ephraim Kishon, 10.05.1961. ÖNB, Torberg: Nachlass, Sern. 37.457, S. 6. Dieser Brief wurde nicht in die deutschsprachige Briefausgabe aufgenommen.

97 Gilad Margalit: Israel through the Eyes of West German Press 1947–1967. In: *Jahrbuch für Antisemitismusforschung* 11 (2002), S. 235–248, hier S. 235.

98 Vgl. das Kap. „Spuren der Schoah-Erfahrung in Kishons Texten“.

99 Am 20. September 1938 trafen das Deutsche Reich, Großbritannien, Frankreich und Italien das Münchner Abkommen, welches im Rahmen der Appeasement-Politik des britischen Premierministers Neville Chamberlain besagte, dass die Tschechoslowakei das Sudetenland an Deutschland abgeben musste. Im März 1939 erfolgte der Bruch des Abkommens mit der Invasion in die Rest-Tschechoslowakei durch die deutsche Wehrmacht.

Des Weiteren stufte Torberg den ironischen Umgang mit antisemitischen Stereotypen (den es auch in früheren Texten von Kishon gibt) 1967 als nicht geeignet für ein deutschsprachiges Publikum ein. Negative Propagandaeffekte erwartete Torberg außerdem von der Thematisierung des von der Sowjetunion etablierten Diskursmusters, die Israelis gegenüber den Palästinensern als quasi faschistische Täter darzustellen.¹⁰⁰ Torberg wollte einer antiisraelischen oder anti-jüdischen Rezeption, wie sie sich nach 1967 von politisch ‚linker‘ Seite etabliert hat,¹⁰¹ keine Argumente liefern.

In seinem Brief vom 31. Juli 1967 erläuterte Torberg, dass er für die Bearbeitung des Bandes die komplizierte jüdische Position im deutschen Nachkriegsdiskurs berücksichtigt habe:

[...] we have to watch ou[t] for their [the stories, B. M. K.] propaganda effect in addition. It's politics, partly even delicate politics, and you have written these stories out of different motives and for different purposes than to appear in a German book in the fall of 1967. So please, Yankele, don't think I want to make bestemm [österr./bayr.: stures Beharren] or davke [jiddisch: Trotz] or whatever the Hungarian expression is. Have faith in me for once. I'm not only your translator-in-law but I'm a Jew myself. I'm the last long-distance Zionist.¹⁰²

100 Astrid Hub zeigt, dass „die aggressive Propaganda der Sowjetunion gegen Israel“ (Hub: *Das Image Israels in deutschen Medien*, S. 188) schon während der Suezkrise 1956 begann.

101 Hub beobachtet schon ab 1956 den Trend, dass „die Medien des linken Meinungsspektrums eine kritischere Haltung einnehmen“, so *Die Zeit*, u. a. „durch die starke Mißbilligung bestimmter politischer Handlungen, durch Weglassen von Schilderungen von Sachzwängen (z. B.: die arabische Bedrohung), die diese Handlungen bedingen[,] und durch dadurch entstehende einseitige Betonung aggressiver Handlungen nur von Seiten Israels“ (ebd., S. 111).

102 Friedrich Torberg an Ephraim Kishon, 31.07.1967. ÖNB, Torberg: Nachlass, Sern. 37.457, S. 171. „[...] zumal da wir ihre Propagandawirkung nicht außer acht lassen dürfen. Es geht um *politische* Themen, zum Teil sogar um sehr heikle. Du hast diese Geschichten aus verschiedenen Gründen und in verschiedenen Absichten geschrieben, keineswegs aber für ein im Herbst 1967 in Deutschland erscheinendes Buch. Lieber Yankele, glaub nicht, daß ich das aus ‚Bestemm‘ [=justament] mache oder aus ‚Davke‘ oder wie auch immer der ungarische Ausdruck dafür heißen mag. Vertrau mir einmal nicht nur in meiner Eigenschaft als rechtmäßiger Übersetzer, sondern schlichtweg als Jude.“ (Kishon / Torberg: *Dear Pappi – My beloved Sargnagel*, S. 89–90.) Torbergs Selbstbezeichnung als „last long-distance Zionist“ wurde in der Briefausgabe ausgelassen.

Torberg appelliert hier zum einen an zwei Aspekte der zu Beginn ihrer Zusammenarbeit etablierten gemeinsamen Grundlage. Er betont, dass sie beide Juden und Zionisten seien und Kishon deshalb seinem Urteil vertrauen könne. So wurde Kishons patriotisches Engagement als Kolumnist von *Ma'ariv* auf Torbergs Seite 1967 durch dessen Engagement für die israelische Botschaft in Wien gespiegelt.¹⁰³ Torberg und Kishon teilten einen starken Antikommunismus, der zu einer kritischen Haltung gegenüber der Rolle der Sowjetunion in diesem Krieg führte.

Zum anderen weist Torberg auf die unterschiedlichen Produktions- und Rezeptionsbedingungen bzw. -zeitpunkte hin, die zwischen der Entstehung der Texte als Kolumne für ein israelisches Publikum mitten im und kurz nach dem Sechstagekrieg und der späteren deutschsprachigen Rezeption liegen. Eine ähnliche Argumentation findet sich in Torbergs Brief vom 22. Juli 1967, in dem er Kishon erklärt, warum er einen offenen Brief an Jordaniens König Hussein für eine israelische Sondernummer der *Welt* so stark geändert hat:

It was done for strictly political reasons which I hope you will recognize. We all are Jews, [...] and we have to watch out for the propaganda effect of what we are doing and writing. There's a big difference between a Kishon article appearing for home consumption in Israel while things were hot – and its translation appearing much later in a German newspaper or in a German book. Please keep this in mind and have confidence in my judgement of the situation and of what's good for the Jews. It will, by the very nature of things, also be good for you.¹⁰⁴

Kishon steht Torbergs Eingriffen im Band *Pardon, wir haben gewonnen* dennoch kritisch gegenüber. Dabei geht er auf die Anpassung an den „deutschen Geschmack“ ein: „As for the letters, I am sure that they are now written in a form which is demanded by the local German taste. The question is whether

103 Friedrich Torberg an Ephraim Kishon, 22.07.1967. ÖNB, Torberg: Nachlass, Sern. 37.457, S. 160. Ähnlich Friedrich Torberg an Ephraim Kishon, 03.07.1967. In: Ebd., S. 153. Torberg war außerdem am 3. Juni 1967 an der Gründung eines Solidaritätskomitees für Israel beteiligt, an der u. a. auch Simon Wiesenthal teilnahm. Vgl. Evelyn Adunka: *Die vierte Gemeinde. Die Geschichte der Wiener Juden von 1945 bis heute*. Berlin: Philo 2000, S. 259; Patka: *Der Zionist Friedrich Torberg*, S. 171.

104 Torberg an Kishon, 22.07.1967, S. 167. Dieser Brief wurde, wie viele der ‚politischeren‘ bzw. zionistischen, nicht in den deutschsprachigen Briefwechsel aufgenommen.

I would write it so.¹⁰⁵ Er ist mit dem Ergebnis der Übertragung nicht zufrieden: „[...] and even ‘Pardon’ is going well, though I am sure it will disappoint my readers.“¹⁰⁶ Dass Kishon den z. T. starken Eingriffen dennoch zugestimmt hatte, lag (neben seiner Eingebundenheit in ein Filmprojekt) darin begründet, dass Kishon und Torberg ideologisch letztendlich an einem Strang zogen.¹⁰⁷ Im Diskurs über die Kishon-Bände zum Sechstagekrieg wurde mehrfach die Bewertung von Kishons Texten als unterhaltend versus politisch deutlich. Im Folgenden sollen die beiden prototypischen europäischen jüdischen Humortraditionen, die für Torbergs Neuschöpfungen und die Klassifikation von Kishons Texten eine wichtige Rolle spielen, genauer betrachtet werden.

3 Die Debatte um „jüdischen Humor“ nach der Schoah um 1960

Torbergs erste Kishon-Übertragung (1960/1961) fand zu einem besonderen historischen Moment im Diskurs über den „jüdischen Humor“ statt: Während in der postnationalsozialistischen Gesellschaft der BRD schon 1947 wieder ein Band über „deutschen Humor“¹⁰⁸ erschien, war die Frage nach dem Weiterleben

105 Ephraim Kishon an Friedrich Torberg, 09.08.1967. ÖNB, Torberg: Nachlass, Sern. 37.457, S. 180. „Die [Kriegs-]Briefe sind nun sicher so geschrieben, daß sie dem deutschen Geschmack entsprechen. Die Frage ist, ob ich sie so schreiben würde.“ (Kishon / Torberg: *Dear Pappi – My beloved Sargnagel*, S. 91.)

106 Vgl. Ephraim Kishon an Friedrich Torberg, 05.11.1968. ÖNB, Torberg: Nachlass, Sern. 37.457, S. 223. Dieser Brief wurde nicht in die deutschsprachige Briefausgabe aufgenommen. Kishon war selbst nicht sicher, ob der Band in dieser Form auf Deutsch erscheinen sollte. Vgl. Ephraim Kishon an Friedrich Torberg, 05.09.1968 u. 11.09.1968. In: Ebd. Nach der Veröffentlichung beschwerte Kishon sich am 5. November 1968 u. a. darüber, dass die Geschichten nicht chronologisch geordnet sind. Er dankte Torberg aber für alles, was er für das Buch getan hatte. Vgl. ebd., S. 218, 219, 223. Außerdem war Kishon enttäuscht, dass der Karikaturist Dosh in der Ausgabe und in Torbergs Geleitwort eine so große Rolle spielte. Als kleinen satirischen Kommentar an Torberg unterschrieb Kishon am 5. Dezember 1968 seinen Brief mit „Dosh“. Vgl. Ephraim Kishon an Friedrich Torberg, 05.12.1968. In: Ebd., S. 230–231.

107 Vgl. hierzu Patka: *Der Zionist Friedrich Torberg*, S. 170.

108 Oskar Jancke (Hrsg.): *Deutscher Humor. Gereimtes und Ungereimtes aus alter und neuer Zeit*. München: Piper 1947. Das Thema hatte seit Ende des 19. Jahrhunderts, in den 1920er Jahren und über den Zweiten Weltkrieg hinweg eine bemerkenswerte Kontinuität: Herbert von Oelsen: *Till Eulenspiegels Erben. Der Humor deutscher Landschaften*. Oldenburg: Stalling 1943.

des „jüdischen Humors“ nach der Schoah zunächst kein prominentes Publikationsthema in der BRD.¹⁰⁹ Dies änderte sich erst, als die jüdische Schweizer Soziologin Salcia Landmann 1960 den Band *Jüdischer Witz. Soziologie und Sammlung*¹¹⁰ veröffentlichte. Denn sie löste damit im deutschsprachigen Raum einen innerjüdischen Streit darüber aus, wie mit „jüdischem Humor“ erinnerungskulturell nach 1945 umzugehen sei und wie eine Zukunft desselben nach der Schoah aussehen könnte, falls dies überhaupt für möglich gehalten wurde. In gewisser Weise wurde in dieser Debatte indirekt der Umgang mit der Schoah, vor allem die mit ihr verbundene Trauerarbeit, verhandelt.¹¹¹ Während Landmanns Sammlung von nichtjüdischer Seite sehr positiv aufgenommen wurde, reagierten Überlebende, mit dem „jüdischen Witz“ Vertraute kritisch.¹¹² Torberg selbst publizierte den polemischen Essay „Wai geschrien!“ oder Salcia Landmann ermordet den jüdischen Witz. Anmerkungen zu einem beunruhigenden Bestseller“ und warf Landmanns Sammlung antisemitische Anteile und das Hervorrufen antisemitischer Effekte vor.¹¹³ Rhetorisch ordnete er Landmann dabei den NS-Tätern zu:

109 In den 1950er Jahren erschienen in der BRD jedoch die humoristischen Texte aus Israel von Moshe Ya'akov Ben-Gavriel.

110 Landmann: *Der jüdische Witz*.

111 Zu einer ähnlichen Einschätzung kommt Louis Kaplan, der am Beispiel von Landmanns Publikation den Begriff „Jewish yoke mourning“ prägt und ihn in seiner Ambivalenz im Kontext der „Wiedergutmachung“ in der BRD untersucht. Vgl. Louis Kaplan: Jewish Joke Reparations and Mourning in Post-Holocaust Germany. In: Ders.: *At Wit's End. The Deadly Discourse on the Jewish Joke*. New York: Fordham UP 2020, S. 182–218.

112 So z. B. der Gegenband: Jan Meyerowitz: *Der echte jüdische Witz*. Berlin: Arani 1997. Gunnar Och und Burkhard Meyer-Sickendiek loben den Band hingegen trotz der begründeten Kritik von jüdischer Seite als „jene großartige und ungemein populäre Sammlung jiddischer Erzählwitze“ (Burkhard Meyer-Sickendiek / Gunnar Och: Einleitung, In: Dies. (Hrsg.): *Der jüdische Witz*, S. 9–25, hier S. 9).

113 Friedrich Torberg: „Wai geschrien!“ oder Salcia Landmann ermordet den jüdischen Witz. Anmerkungen zu einem beunruhigenden Bestseller. In: *Der Monat* 14,157 (1961), S. 48–65, hier zit. n. Marko Martin (Hrsg.): *Ein Fenster zur Welt. Die Zeitschrift „Der Monat“. Beiträge aus vier Jahrzehnten*. Weinheim: Beltz Athenäum 2000, S. 528–541, im Folgenden Nachweis mit der Sigle WAI. Zur Auseinandersetzung zwischen Torberg und Landmann vgl. auch Evelyn Adunka: Der deutschen Sprache letzter ‚Jud vom Dienst‘. Friedrich Torberg und sein Judentum. In: Atze / Patka (Hrsg.): *Die „Gefahren der Vielseitigkeit“*, S. 143–161, hier S. 152–153.

Sie hat eine Sammlung schlechter, weder spezifischer noch verbürgter noch jüdischer Witze angelegt, und sie hat den jüdischen Witz als solchen bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt. Sie hat ihn, wai geschrien, ermordet.¹¹⁴

Dies drückt Torberg auch auf metaphorischer Ebene aus, da er ihr einen „mörderischen Zugriff“ bescheinigt, unter dem eine Pointe „gleich dreimal ihre Seele ausgehaucht hat“ (WAI, S. 529) sowie eine „barbarische Gefühllosigkeit“ (WAI, S. 529) ihrer Fassungen und „Geschichten, die dem Blutdurst Salcia Landmanns [...] zum Opfer [fallen]“ (WAI, S. 530). Kurzum, Salcia Landmann haben „unter den ehrwürdigen Beständen des jüdischen Witzes gehaucht“ (WAI, S. 529) und zwar mit „unglaubliche[r] Nachlässigkeit“ (WAI, S. 531). Dennoch gesteht Torberg Landmann fast überraschend zu, „ganz gewiß einen projüdischen Zweck im Auge gehabt“ zu haben:

Es liegt mir daran, den unjüdischen und in zwangsläufiger Folge antijüdischen Charakter des Landmannschen Buchs von hier aus aufzudecken und nicht etwa dort, wo er sowieso handgreiflich ist (denn das ist er). Es liegt mir deshalb daran, weil die vehement antisemitischen Effekte dieses Buchs von der Autorin doch ganz gewiß nicht angestrebt wurden. Im Gegenteil, Salcia Landmann hat ganz gewiß einen projüdischen Zweck im Auge gehabt, nämlich die Rettung des jüdischen Witzes, und an dem von ihr angestrebten Verdienst ist ganz gewiß nicht zu zweifeln. Zweifel bestehen an der Wahl ihrer Mittel, an der Tauglichkeit dessen, was sie uns als jüdischen Witz vorsetzt. (WAI, S. 534)

Für Landmann war der „jüdische Witz“ mit dem osteuropäischen Judentum verbunden. Da dessen Produzent/innen und Rezipient/innen mehrheitlich in der Schoah ermordet wurden, postulierte sie in ihrem Band dessen Ende:

Wohin man blicken mag – die Bedingungen, welche in ihrem besondern [*sic*] Zusammenklang den jüdischen Witz erzeugt haben, findet man nirgends wieder. Ein Teil des jüdischen Volkes hat zwar den Naziterror zu überleben vermocht – nicht aber sein Witz. Er gehört heute der jüdischen Vergangenheit an [...]. Wir können ihn nur noch sammeln. Und wir können ihn, solange seine Bedingungen uns noch nicht

114 Friedrich Torberg: In Sachen jüdischer Witz. In: Ders.: *PPP. Pamphlete. Parodien. Post Scripta*, S. 183–208, hier S. 208.

zu fremd geworden sind, verstehen. Aber auch das Verstehen wird mit jedem Tag schwieriger werden, denn mehr als jede andere Form der Literatur ist der Witz auf ein gemeinsames kulturelles Niveau und Wissen angewiesen.¹¹⁵

Sich selbst stilisierte Landmann zur letzten Bewahrerin der Erinnerung an den alten „jüdischen Witz“ und ging davon aus, dass sich in den USA und Israel keine neuen Formen entwickeln könnten:¹¹⁶

Der Israeli selber jedoch erzeugt kaum einen neuen und eigenartigen Witz. Er hat keinen Witz, weil er ihn nicht braucht. Greift man den Juden in Israel an, so kann er sich, statt mit dem Witz, wieder mit der Waffe wehren, genau wie seine Vorfahren in biblischer Zeit.¹¹⁷

Auch dieser These widersprach Torberg und nannte in einer Fußnote gerade seine Übersetzung von Kishons Texten als Beweis für die Vitalität und das Weiterleben eines „jüdischen Humors“ in neuer „israelischer“ Form: „Ich bitte wenigstens in einer Fußnote für mich in Anspruch nehmen zu dürfen, daß ich ganz genau weiß, wovon ich rede; ich habe das Buch übersetzt.“ (WAI, S. 539)

In die Debatte mischte sich 1962 als weitere Stimme der aus Deutschland stammende israelische Autor Mosche Ya'akov Ben-Gavriel (Eugen Hoefflich) ein. Er war in gewisser Weise Kishons Vorläufer¹¹⁸ und Konkurrent humoristische Texte aus Israel für den deutschsprachigen Markt betreffend. Ben-Gavriel warf wiederum Torberg vor, mit Kishons Texten in der Bearbeitung genauso umzugehen wie Landmann mit den Quellen „jüdischer Witz“. Er widersprach Torbergs Konstruktion eines „israelischen Humors“ und charakterisierte Kishons

115 Landmann: *Der jüdische Witz*, S. 111. Das Unterkapitel der Einleitung trägt den Titel „Der jüdische Witz in der Gegenwart und sein Tod“.

116 Ebd., S. 110–111; Landmann: *Als sie noch lachten*, S. 25–26. Die Verbindung von militärischer und humoristischer Tradition in Israel hat Dominik Peters eingehender untersucht, vgl. Dominik Peters: Die Palmach in Wort und Witz. In: *Trumah. Zeitschrift der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg* 23 (2016), S. 66–77.

117 Landmann: *Der jüdische Witz*, S. 111.

118 Vgl. Behre: Kishon für Deutsche, S. 498–499.

Humor als „osteuropäischen Humor“ in einem israelischen Setting.¹¹⁹ Silja Behre urteilt hierzu:

Folgt man Ben-Gavriël, so war der Humor der Kishon-Satiren „bestenfalls Tel-Avivisch“ und wirkte „im gesamtisraelischen Milieu hintergrundlos, künstlich aufgesetzt“. Er sprach Kishon den vom Verlag Langen Müller besonders hervorgehobenen Israel-Bezug ab und argumentierte, dass viele der Satiren auch in einem anderen Land spielen könnten, wenn man den Protagonisten der Geschichten nur andere, „weniger bei den Haaren herbeigezerrte, witzig sein sollende Namen“ geben würde.¹²⁰

Die Debatte um Landmanns Sammlung „jüdischen Witzes“ verstärkte dessen Wahrnehmung als „letzte Waffe der Wehrlosen“¹²¹. Sie zeigt ebenfalls, wie Fragen der erinnerungskulturellen Bewahrung und des jüdischen Weiterlebens in Europa und vor allem in der Bundesrepublik und Österreich anhand der Auseinandersetzung um den „jüdischen Humor“ verhandelt wurden. Im Kontext dieser Debatten nutzte Torberg den Klappentext von Kishons erster auf Deutsch erschienener Satirensammlung *Drehn Sie sich um, Frau Lot!* (1961), um Kishons Humor als einen prototypisch neuen „israelischen Humor“ zu konstruieren

119 Mosche Ya'akov Ben-Gavriël: Der jüdische Witz. Ein Post Mortem. In: *Merkur* 16,175 (1962), S. 893–896, hier S. 895.

120 Behre: Kishon für Deutsche, S. 498, 499, 502, 505, hier S. 505; Mosche Ya'akov Ben-Gavriël: Israelischer Humor? In: *Stuttgarter Zeitung*, 10.11.1961, o. P., zit. n. Joseph Schmidt: *Der Unterhaltungsschriftsteller Mosche Ya-akov Ben-gavriël. Bio-Bibliographie u. literaturkritische Bestimmung*. Bonn: Bouvier 1979, S. 65.

121 Diese Formulierung wird häufig Sigmund Freud zugeschrieben, so bei Landmann: *Als sie noch lachten*, S. 13. Landmann selbst hat in ihrer ersten Sammlung zum „jüdischen Witz“ die These vom „Witz als einziger Waffe der wehrlosen Juden“ bekannt gemacht (Landmann: *Der jüdische Witz*, S. 34). Die oft wiederholte Formulierung findet sich jedoch weder in Freuds Studie *Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten* (1905) noch in seinem Essay *Der Humor* (1929). Sigmund Freud: Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten [1905]. In: Ders.: *Studienausgabe*, Bd. IV, hrsg. v. Alexander Mitscherlich. Frankfurt am Main: Fischer 2000, S. 9–220; ders.: Der Humor [1929]. In: Ebd., S. 275–282. Die in letzterem entwickelte These, dass Humor als Sieg des Narzissmus über eine feindliche Umgebung verstanden werden kann, lässt sich jedoch in dieser Richtung fruchtbar machen. Direkt hat der Freud-Schüler Theodor Reik vom Witz als Waffe gesprochen: Theodor Reik: *Lust und Leid im Witz*. Wien: Psychoanalytischer Verlag 1929, S. 90. Es ist anzunehmen, dass die von Landmann popularisierte Formulierung auf Chajim Bloch zurückgeht, der den Witz als „oft gebrauchte Waffe des Unterdrückten“ (Chajim Bloch: *Ostjüdischer Humor*. Berlin: Harz 1920, S. 9) bezeichnet hat. Vgl. hierzu Körner: „We Have to Watch ou[t] for [the] Propaganda Effect“.

und zu bewerben.¹²² Obwohl Kishons Schreiben deutlich durch den Diskurs um den „jüdischen Humor“ in der ehemaligen österreich-ungarischen K. u. k. Monarchie¹²³ geprägt war. Dieser neue „israelische Humor“ sollte mit dem alten „jüdischen Humor“ der Diaspora und der jüdischen Geschichte in Europa, vor allem der Vernichtung des europäischen Judentums in der Schoah, nichts mehr zu tun haben:

Was bisher in der Welt als „jüdischer Humor“ bekannt und geschätzt war, tritt hier nur noch als Komponente auf [...]. Aber Wesen und Grundzüge des von Ephraim Kishon in die Welt gesetzten Humors sind bereits durch und durch israelisch. Das selbstkritische Element seiner Satire nimmt die kleinen Mängel und Defekte des israelischen Alltags nicht deshalb aufs Korn, um einer feindlichen Kritik zu steuern, sondern um sie fröhlich einzubekennen: als normale Begleiterscheinungen eines normalen Lebens.¹²⁴

Torberg grenzt hier den „neuen“ „israelischen Humor“ explizit von der Tradition des (ost-)europäischen „jüdischen Humors“ und dem Wehrlosigkeitstopos der Diaspora ab und ersetzt sie durch eine stereotype israelische Wehrhaftigkeit. Dabei folgt er einem zionistischen Narrativ, wenn er betont, dass es durch die Gründung des israelischen Staates zu einer Normalisierung jüdischen Lebens gekommen sei und sich damit gleichzeitig die Funktion des Humors für die Gesellschaft verändert habe:

Dieser neue israelische Humorist vermittelt zwei wichtige neue Erkenntnisse: 1. daß in Israel alles ganz anders ist als anderswo und 2. daß in Israel alles ganzgenau so ist wie anderswo. Denn es sind Menschen, von denen diese Geschichten handeln,

122 Die folgenden Ausführungen wurden von mir ähnlich schon in anderen Kontexten ausgeführt; vgl. Birgit M. Körner: Ephraim Kishons „israelischer Humor“ als ambivalentes Versöhnungsangebot im deutschen Nachkriegsdiskurs. In: Bianca Pick / Robert Forkel (Hrsg.): *Literarische Interventionen im deutsch-jüdischen Versöhnungsdiskurs seit 1945*. Bielefeld: Transcript 2023, S. 145–167; Körner: Kishon und Torberg publizieren „israelischen Humor“ zum Sechstagekrieg, S. 139–162.

123 So urteilte schon Kishons Konkurrent, der einen „ostjüdischen Humor“ in israelischer Umgebung wahrnahm: Ben-Gavriel: Der jüdische Witz.

124 Friedrich Torberg: Klappentext. In: Kishon: *Drehn Sie sich um, Frau Lot!*

Menschen mit menschlichen Eigenschaften – und damit allein bieten sie schon Grund zur Heiterkeit.¹²⁵

Die israelischen und meist jüdischen Protagonisten und Protagonistinnen in Kishons Satiren würden in ihrer ‚Menschlichkeit‘ erfahrbar. Kishons Humor wird damit universalisiert. Dabei lädt Torberg einerseits zur Exotisierung („ganz anders als anderswo“) und andererseits zur Identifikation („ganzgenau so wie anderswo“) ein, macht also ein doppeltes Rezeptionsangebot an die deutschsprachigen Lesenden.¹²⁶ Beide Mechanismen erlaubten es, den Humor eines jüdischen Autors unter dem neuen Label „israelisch“ in den 1960er Jahren weitgehend unbelastet von der deutschen Vergangenheit zu konsumieren. Es fällt auf, dass Torberg nur andeutet, dass der „frühere“ „jüdische Humor“ gerade als Reaktion auf „feindliche“ (d. h. antisemitische) Kritik gilt, also inhärent mit ihr verbunden ist.¹²⁷ Denn der traditionelle „jüdische Humor“ im Sinne des „ostjüdischen Witzes“ gilt im Diskurs um „jüdischen Humor“ als „letzte Waffe der Wehrlosen“ im Sinne einer Kompensationsstrategie und einzig möglichen Verteidigung der Minderheit gegen den Aggressor. Darüber hinaus ist er mit dem Attribut einer spezifischen Selbstkritik verbunden worden.¹²⁸ Torberg deutet diese jüdische Selbstkritik als Reaktion auf eine antisemitische Kritik von außen, die ein „israelischer Humor“ nicht mehr nötig habe.

In Torbergs Darstellung kann dieses „[F]rüher“ – also der europäische Antisemitismus und die Schoah – von den Lesenden getrost ausgeblendet werden. Torbergs Agenda war bei dieser Konstruktion vermutlich, eine Version des als in der Schoah vernichtet geltenden „jüdischen Humors“ in einer „israelischen“

125 Torberg: Klappentext. In: Kishon: *Drehn Sie sich um, Frau Lot!*

126 Behre: Kishon für Deutsche, S. 505–506, argumentiert, dass „Landmanns These vom Ende des jüdischen Witzes“ einen Deutungshorizont für Kishons Satiren aufgespannt habe und ihn als Gegenwarts- und Unterhaltungsautor etablieren half. Sie behauptet jedoch weiter, dass diese Gegenwart weder spezifisch jüdisch noch zwingend israelisch sei, die humoristischen Beobachtungen überall angesiedelt sein könnten. Dabei übersieht sie die Doppelkonstruktion von Torberg und damit die Doppelfunktion und Doppelfaszination von Kishons Satiren, die beides gleichzeitig bieten: Exotisierung und Identifikation/Universalisierung.

127 Vgl. u. a. Landmann: *Der jüdische Witz*, S. 34.

128 Freud: *Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten* [1905], S. 127.

Gestalt zu retten und so ein Weiterbestehen zu ermöglichen.¹²⁹ Von einem zionistisch motivierten Projekt kann außerdem gesprochen werden, weil es ihm zeitlebens ein großes Anliegen war, eine proisraelische Haltung in der Bundesrepublik und in Österreich zu fördern.¹³⁰ Für Kishon selbst kann angenommen werden, dass durch die Zusammenarbeit mit Torberg die deutschsprachigen Übersetzungen seiner Satiren und Humoresken und die Vermarktung unter dem Label „israelischer Humor“ ein „jüdisches Projekt“ blieben, das ebenfalls durch eine zionistische Haltung¹³¹ geprägt war.

Obwohl Kishons Texte als „israelische Satiren“ vermarktet wurden, wird bei ihrer Untersuchung deutlich, dass es Kishon gelingt, die Tradition des „jüdischen Humors“ der K. u. k. Monarchie in eine israelische Variante zu übersetzen. Dabei knüpft er letztendlich an die beiden von Burkhard Meyer-Sickendiek¹³² prototypisch unterschiedenen europäischen „jüdische Humor“-Traditionen an – mit den Humoresken an die Tradition des osteuropäischen „jüdischen Witzes“ und mit den im engeren Sinne satirischen Texten an die jüdische Tradition des literarischen Sarkasmus.¹³³ Erstere wird mit dem osteuropäischen Judentum und dem Image eines heiter-melancholischen, selbstironischen Witzes verbunden, wie er in vielen Sammlungen „jüdischer Witze“ dokumentiert

129 Vgl. Finder: *An Irony of History*, S. 144–145: „Torberg was apparently motivated [...] by his belief that Kishon’s work represented nothing less than the salvation of Jewish humour in Germany“.

130 So z. B. ersichtlich während des Sechstagekriegs 1967, als sich Torberg für die israelische Botschaft in Wien engagierte. Vgl. Friedrich Torberg an Ephraim Kishon, 22.06.1967. ÖNB, Torberg: Nachlass, Sig. 37.457, S. 160.

131 Zu Torbergs zionistischer Haltung vgl. Patka: *Der Zionist Friedrich Torberg*. Kishon selbst trat stets für die Belange Israels ein.

132 Meyer-Sickendiek: *Was ist literarischer Sarkasmus?*, S. 22. Meyer-Sickendiek vertritt die These, dass literarischer Sarkasmus in der deutschen Literatur im 19. und frühen 20. Jh. aufgrund einer modernen jüdischen Sozialisation als literarische Form eines „westjüdische[n]“ Humors entstanden sei (ebd., S. 17–24), vertreten und weiterentwickelt von sechs Autorgenerationen: ausgehend von Heinrich Heine und Ludwig Börne über Karl Kraus, Kurt Tucholsky und Alfred Döblin, Robert Neumann und Friedrich Torberg, Georg Tabori, Edgar Hilsenrath, Ruth Klüger bis zu Robert Menasse, Henryk M. Broder und Maxim Biller (ebd., S. 20–22).

133 Vgl. hierzu Körner: *Kishon und Torberg publizieren „israelischen Humor“ zum Sechstagekrieg*.

ist.¹³⁴ Die andere, im engeren Sinne literarische Tradition, ist die eines literarischen Sarkasmus, eines bitteren, verletzenden, aggressiven Humors, die Meyer-Sickendiek mit Autoren des westeuropäischen Judentums, wie Heinrich Heine, Karl Kraus und Kurt Tucholsky, verbindet.¹³⁵ Diese beiden Humortraditionen der jüdischen Moderne sind teilweise in Auseinandersetzung mit der im 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts entwickelten antisemitischen Vorstellung eines angeblich „zersetzenden Judenwitzes“ entstanden.¹³⁶ Dabei wurde der „jüdische Witz“ historisch als Reaktion auf die Lebensumstände in der Diaspora beschrieben, in der eine direkte Gegenwehr gegen den Aggressor nicht möglich war, während der jüdische literarische Sarkasmus als Reaktion auf die Grenzen der Emanzipation, deren Scheitern und die Entstehung des rassistischen Antisemitismus gilt. Torberg selbst ist vor allem mit Blick auf sein publizistisches Schaffen ebenfalls dem literarischen Sarkasmus zugeordnet worden.¹³⁷

Zumeist werden in der deutschsprachigen Übersetzung Kishons harmlosere Humoresken publiziert, nur vereinzelt finden sich „echte“ Satiren, wie „2 x 2 = Schulze“. In der Extremsituation vor, während und nach dem Sechstagekrieg 1967 lernt das deutschsprachige Publikum Kishon jedoch stärker als Vertreter der Tradition des literarischen Sarkasmus in der jüdischen Moderne kennen.¹³⁸

Kishons echt satirische Texte mit Bezug zur NS-Zeit und zur Schoah können als Vorläufer bzw. Zwischenschritt zur Akzeptanz und Wertschätzung satirischer und sarkastischer Texte im Kontext der Aufarbeitung der Schoah und

134 Als explizites Gegenbeispiel zu Salcia Landmanns problematischer Sammlung *Der jüdische Witz* (1961) sei hier Jan Meyerowitz: *Der echte jüdische Witz* (1997) genannt.

135 Meyer-Sickendiek: *Was ist literarischer Sarkasmus?*, S. 18–22. Für diese Unterscheidung ist anzumerken, dass schon Freud am Beispiel klassischer „jüdischer Witze“ das durchaus auch aggressive Potenzial derselben und von Witzen allgemein aufgezeigt hat. Zur Unterscheidung dieser Witze vom literarischen Sarkasmus vgl. ebd., S. 26–27. Ebenso hat Dan Amos: *Der ‚Mythos‘ vom jüdischen Humor* [1973]. In: Burkhard Meyer-Sickendiek / Gunnar Och (Hrsg.): *Der jüdische Witz*, S. 101–116, darauf hingewiesen, dass die scheinbar harmlosen und selbstironischen „jüdischen Witze“ durchaus der Abgrenzung und dem Lachen über soziale Gruppen innerhalb der jüdischen Gemeinschaft dienen und somit das Image der heiteren Harmlosigkeit zu hinterfragen sei.

136 Meyer-Sickendiek: *Was ist literarischer Sarkasmus?*, S. 20–21.

137 Vgl. ebd., S. 20.

138 Vgl. hierzu ausführlicher Körner: Kishon und Torberg publizieren „israelischen Humor“ zum Sechstagekrieg, S. 139–162.

der NS-Zeit gelten, wie sie viel direkter u. a. Georg Kreisler, Edgar Hilsenrath oder Imre Kertész geschrieben haben.¹³⁹ Somit hat Kishon in der Übertragung durch Torberg Anteil an der Veränderung der deutschen Bewertung dieser Literaturtradition nach 1945, die als „Strategie der Wiedergutmachung“ durch das deutschsprachige Publikum, aber auch als Wirkung einer tatsächlichen Veränderung der deutschsprachigen Literatur durch jüdische Autor/innen gedeutet werden kann.¹⁴⁰

4 Beispiele „israelischen Humors“ – Vorabdrucke von Kishons Texten im *FORVM*

Im *FORVM* erschienen unter Torbergs Redaktion¹⁴¹ in den 1960er Jahren drei Vorabdrucke von Texten aus Kishons Satiresammlungen (1961, 1963, 1965) und ein Beitrag aus *Ma'ariv* (1965). Die Auswahl der im Vorfeld veröffentlichten Texte ist für die Frage nach Torbergs Konzeption eines „israelischen Humors“ aufschlussreich, denn die Beiträge umreißen einerseits das Spektrum von Kishons satirischem Schreiben. Andererseits sind sie, vor allem die beiden

139 Meyer-Sickendiek: *Was ist literarischer Sarkasmus?*, S. 31, 34. Später beobachtet Meyer-Sickendiek die „Wiederkehr des Sarkasmus“ in der zweiten Generation der Holocaust-Literatur (ebd., S. 557), z. B. bei Edgar Hilsenrath (dessen Grotteske *Der Nazi und der Friseur* erst 1977 erscheinen konnte) oder bei Albert Drach, sowie in der dritten Generation „die unheimliche Reanimation des jüdischen Witzes“ (ebd., S. 557) als „Wiederkehr einer als sezierend und unversöhnlich begriffenen kulturkritischen Intelligenz“ (ebd., S. 558), u. a. bei Elfriede Jelinek und Henryk M. Broder. Zusätzlich lässt sich generell eine verstärkte Akzeptanz sarkastischen Humors beim deutschen nichtjüdischen Publikum feststellen.

140 Ebd., S. 34. Vgl. zu diesem Abschnitt insgesamt: Körner: Kishons „israelischer Humor“ als ambivalentes Versöhnungsangebot; dies.: „Global Solidarity Is Something to Warm the Cockles of Your Heart“. Holocaust and Genocide in Ephraim Kishon's „Israeli Satire“. In: Sarah M. Ross / Regina Randhofer (Hrsg.): *„We Will Live after Babylon“. Armenische und jüdische Existenz erfahrung zwischen Vertreibung, Exil und Vernichtung*. Berlin: de Gruyter Oldenbourg 2021, S. 247–267; dies.: Die Welt da draußen ist viel härter als mein Humor. „Jüdischer Humor“ als Gradmesser jüdischer Existenz erfahrung in Europa. In: *Jahrbuch für europäisch-jüdische Literaturstudien / Yearbook for European Jewish Literature Studies* 8,1 (2021), S. 118–136.

141 Nachdem Torberg die Redaktion seit 1954 innehatte, übergab er sie 1965 an Günther Nennung.

ersten, als exemplarisch dafür zu verstehen, wie Torberg Kishons Satiren als Beispiele eines „israelischen Humors“ konstruiert.¹⁴²

Der erste Vorabdruck erschien im Hauptteil des Doppelhefts Juli/August 1961 und wurde auf dem Titelblatt mit „Satiren aus Israel“ angekündigt.¹⁴³ Vor den Geschichten ist ein kurzer Paragraph von Torberg abgedruckt, der starke Ähnlichkeiten mit dem Klappentext von *Drehn Sie sich um, Frau Lot!* aufweist:

Unter dem Titel „Drehn Sie sich um, Frau Lot!“ erscheint demnächst im Verlag Langen-Müller (München) eine Sammlung satirischer Kurzgeschichten von Ephraim Kishon, den man getrost als den ersten Repräsentanten eines eigenwüchsigen israelischen Humors bezeichnen darf. So hat man ihn auch überall bezeichnet, wo seine Bücher bisher erschienen sind (besonders in England und Amerika wurden sie mit enthusiastischem Beifall aufgenommen). Kishons Satiren vermitteln dem Leser zwei wichtige Erkenntnisse: 1. daß in Israel alles ganz anders ist als anderswo, und 2. daß in Israel alles ganz genauso ist wie anderswo. Nachfolgend veröffentlichen wir je einen Beweis für jede dieser beiden Thesen: die Geschichte vom Brautkauf könnte schwerlich einen andern Schauplatz haben als eine israelische Kollektivsiedlung, indessen Kishons Rundfunk-Erfahrungen den unverkennbaren Stempel der Allgemeingültigkeit tragen und zumal auf alle jene, die irgendwann mit dem Österreichischen Rundfunk zu tun hatten, sonderbar anheimelnd wirken werden. – Die Übertragung ins Deutsche besorgte Friedrich Torberg auf Grund der englischen Fassung und im Einvernehmen mit dem Autor.¹⁴⁴

Torberg wählt hier gezielt zwei Satiren aus, um seine Thesen von der Exotik und dem Universalismus des neuen „israelischen Humors“ zu bekräftigen.

In der ersten Satire „Brautkauf im Kibbuz“ ist das Setting „israelisch“, da diese gemeinschaftliche Lebensform damals fast symbolisch für Israel stand. Beschrieben wird, wie ein Kibbuzmitglied eine beduinische Frau heiraten möchte und deshalb im Plenum Debatten darüber geführt werden müssen, ob das Kibbuzkollektiv den Brautpreis zahlen soll. Dabei werden herkömmliche

142 Die Auszüge aus „Der seekranke Walfisch“ beinhalten Touristengeschichten. Vgl. Ephraim Kishon: *Der seekranke Walfisch*, aus d. Engl. v. Friedrich Torberg. In: *FORM* XII,138–139 (Juni/Juli 1965), S. 318–321.

143 Ephraim Kishon: *Satiren aus Israel*, aus d. Engl. v. Friedrich Torberg. In: *FORM* VIII,91–92 (1961), S. 267–269.

144 Ebd., S. 267.

Geschlechterstereotype innerhalb der vorgeblich progressiven Lebensform deutlich. Somit ist die Satire ein Beispiel dafür, dass in Israel „alles ganz anders ist als anderswo“, und illustriert den Exotisierungsaspekt des „israelischen Humors“.

Die zweite von Torberg redaktionell ausgewählte Satire „Das Geheimnis der ‚Stimme Israels‘“¹⁴⁵ illustriert die Universalisierungsthese. Der Protagonist plant mit dem Programmleiter des „Panta rhei“-Programms bei der Radiostation Stimme Israels (Kol Jisrael) eine zweistündige hochwertige Sendung, wagt es dann aber nach dem Honorar für sein Manuskript zu fragen. Trotz allgemeiner Rundfunkgebühren ergibt sich folgende Rechnung:

Ich stellte in rasender Eile eine Kopfrechnung an: das Manuskript einer zweistündigen Sendung würde mich zwei bis drei Wochen Arbeit kosten und kann dann immer noch abgelehnt werden. Aber selbst wenn es angenommen wird, hätte ich in der gleichen Zeit als Baby-Sitter ungleich mehr verdienen können. 35 Piaster sind kein Honorar. Und die Steuer zieht auch noch 25 Piaster ab.¹⁴⁶

Diese Satire kann als Beleg für Torbergs Universalismusthese aufgefasst werden, da es, wie Torberg schon im Vorwort schreibt, um die Bezahlung freier Beiträge beim österreichischen Rundfunk ähnlich steht.

Aus dem zweiten auf Deutsch erschienenen Band *Arche Noah. Touristenklasse* wählte Torberg zwei sehr unterschiedliche Texte aus:

Wir freuen uns, unsern Lesern auch diesmal vor Erscheinen des Buches zwei Kostproben vermitteln zu können, und zweifeln nicht, daß die „Arche Noah“ beim Publikum ebensolchen Anklang finden wird wie die zum Bestseller gewordene „Frau Lot“. Die deutsche Übersetzung besorgte abermals Friedrich Torberg.¹⁴⁷

Der erste Text mit dem Titel „Ordnung muss sein“ konstruiert „israelischen Humor“ als den Humor wehrhafter und siegreicher Kämpfer bzw. Überlebender

145 Kishon: Das Geheimnis der „Stimme Israels“, aus d. Engl. v. Friedrich Torberg. In: Ebd., S. 268–269.

146 Ebd., S. 269.

147 Ephraim Kishon: Arche Noah. Touristenklasse, aus d. Engl. v. Friedrich Torberg. In: *FORM X*, 110 (1963), S. 85–88.

der Schoah,¹⁴⁸ wobei die Groteske hier noch nicht den späteren, auf eine poetologische Botschaft verweisenden Titel „Gibt es einen typisch israelischen Humor?“ trägt.¹⁴⁹

Der zweite Text, „Ein ehrlicher Finder. Kurzdrama in einem Akt“¹⁵⁰, ist eine stark stereotype Humoreske über den orientalischen Juden Sa’adja Schabatai („ein[] unrasierte[r], vollbärtige[r] Mann von unverkennbar orientalischer Herkunft“¹⁵¹), der einer Witwe, die ihre entlaufene Katze Clarisse sucht, einen beliebigen Straßenkater („Mao-Mao“) andrehen will. Torberg hält diese Humoreske für die „israelischste“: „Particularly ‘Mr. Shabetai’ [*sic*] is, to my mind, one of the best, and most conclusive, and most ‘Israeli’ pieces at all. I hope you’ll agree.“¹⁵²

Dies ist bemerkenswert, da in ihr sämtliche antisemitisch konnotierte Klischees gegen („orientalische“) Juden und Jüdinnen (Misrachim) – Betrug, Feilschen, nicht rationales, sondern sentimentales Handeln – aufgerufen und gegeneinander ausspielt werden. Am Ende verkauft Schabatai den Kater aus sentimentalischen Gründen nicht, da er seinen Kindern gehört. Dabei werden die Themen Korruption und Rassismus in Israel von Schabatai direkt angesprochen: „SA’ADJA: ‚Aha. Ich hab’s ja gewußt. Sie wollten diese Katze nicht haben, weil sie schwarz ist. Wenn es eine weiße gewesen wäre, hätten Sie sie genommen!“¹⁵³ und: „Es kommt Ihnen nicht auf die Katze an, sondern auf die Farbe. Das habe ich mir gedacht. Diskriminierung. Rassenhaß.“¹⁵⁴ Kishons Humoreske oszilliert damit

148 Vgl. die Analyse im Unterkap. „Gibt es einen typisch israelischen Humor?“ (1963) – Der Humor des Überlebenden“.

149 Ephraim Kishon: Ordnung muss sein, aus d. Engl. v. Friedrich Torberg. In: *FORM X*, 110 (1963), S. 85–86.

150 Ephraim Kishon: Ein ehrlicher Finder. Kurzdrama in einem Akt, aus d. Engl. v. Friedrich Torberg. In: *FORM X*, 110 (1963), S. 86–88.

151 Ebd., S. 86.

152 Friedrich Torberg an Ephraim Kishon, 30.03.1961. ÖNB, Torberg: Nachlass, Sern. 37457, S. 3. „Mr. Shabetai’ [*sic*] halte ich überhaupt für eines der besten, überzeugendsten und ‚israelischsten‘ Stücke im ganzen Buch. Ich hoffe, Sie sind meiner Meinung.“ (Kishon / Torberg: *Dear Pappi – My beloved Sargnagel*, S. 21–23, hier S. 23.)

153 Kishon: Ein ehrlicher Finder, S. 88.

154 Ebd.

zwischen der humoristischen Wiederholung des Stereotyps und dessen progressiver Kritik.¹⁵⁵

1965 entschied Torberg, eine weitere Facette von Kishons satirischem Schreiben zu zeigen, indem er die explizit politische Satire „Die zögernde Vorhut“ im politischen Teil des *FORVM*¹⁵⁶ abdruckte:

Der israelische Satiriker Ephraim Kishon, unseren Lesern durch die Vorabdrucke aus seinen deutsch erschienenen Büchern (und wohl auch durch die Lektüre der Bücher selbst) schon seit langem bekannt, glossiert in seiner täglichen Columne [*sic*] im „Ma'ariv“, der populärsten Zeitung Israels, auch die politischen Tagesereignisse: hier ein aktuelles Beispiel.¹⁵⁷

Dabei handelt es sich um ein szenisches Gespräch zwischen dem Libanon, Ägypten, dem Irak, Syrien und Jordanien über den Plan, dass der Libanon die „Vorhut der arabischen Einheit“ sein solle, indem er die Quellflüsse des Jordans durch einen Kanal verbindet, um „dem zionistischen Zwerg die Wasserquellen abzuschneiden“¹⁵⁸.

1965 folgten außerdem die Humoresken über einen israelischen Touristen in Europa, die unter der Überschrift „Von Kellnern, Hoteliers und Parkplätzen. Erlebnisse eines reisenden Israeli“ als Auszüge aus *Der seekranke Walfisch. Ein Israeli auf Reisen* präsentiert wurden.¹⁵⁹ Ihnen ist nichts „typisch Israelisches“ anzumerken, so dass sie ebenfalls die Universalismusthese bekräftigen. So geht es nach Torberg um „die Korrektheit Schweizer Hotelmanager“¹⁶⁰, die

155 Kishon ist als einer der ersten israelischen Autoren anerkannt worden, der den Misrachim (den Juden und Jüdinnen aus den arabischen Ländern) eine Form der Repräsentation in seinen Texten und Filmen gegeben hat, so stereotyp diese aus heutiger, durch postkoloniale Theorien geschulter Perspektive z. T. wirken mag. Sozialwissenschaftlich hat dies Tali Lev: *Between Humor and the Construction of Society. The 1950s and the Work of Ephraim Kishon*. Tel Aviv: Tel Aviv UP 2006, festgestellt.

156 Kishon: Die zögernde Vorhut. Erschien später in: Ders.: *Pardon, wir haben gewonnen*, S. 9–13.

157 Ebd., S. 9.

158 Ebd.

159 Kishon: Der seekranke Walfisch. In: *FORVM* XII, 138–139.

160 Ebd., S. 318–319.

„Anleitung zum Verhungern in einem echten französischen Restaurant“¹⁶¹ und die „einzige Art, in Amerika zu parken“¹⁶².

Damit lässt sich festhalten, dass an Kishons Humor als „israelisch“ höchstens ab und zu das Setting bzw. Lokalkolorit (Kibbuz), die Thematik (die politische Lage Israels, Minderheiten in der israelischen Gesellschaft, z. B. die Misrachim) sowie der Mythos der israelischen Wehrhaftigkeit übertragen auf seine Humorpoetik bezeichnet werden kann. Entsprechend lehnte Torberg die Übersetzung von Kishons Drama *Der Trauschein* u. a. deshalb ab, weil das Stück überall spielen könnte: „Moreover, they [the readers] got an interesting piece of folklore [Look back, Mrs. Lot], which they don't get here, either: *The Licence* could play anywhere [...]“¹⁶³

Hier ist durchaus Ben-Gavriels These zumindest z. T. zuzustimmen, dass Kishon vor allem in der ungarisch-europäisch-jüdischen Humortradition der Länder der ehemaligen K. u. k. Monarchie schreibt und diese in ein israelisches Setting überträgt.¹⁶⁴ Dem widerspricht Finder, der für Kishons Humor und das „Israelische“ daran vor allem die Diskrepanz zwischen zionistischem Ideal und der Alltagsrealität in Israel ausmacht:

[...] the standard elements of Jewish humor in Kishon's work are often overshadowed by local Israeli motifs. While his protagonists are Jewish, they are first and foremost Israelis who happen to be Jews. In addition, much of Kishon's humor centers on the gap between the Zionist ideal and the reality of Israeli life – a characteristic theme of much Israeli humor.¹⁶⁵

161 Kishon: Der seekranke Walfisch, S. 319–320.

162 Ebd., S. 320–321.

163 Friedrich Torberg an Ephraim Kishon, 25.11.1961. ÖNB, Torberg: Nachlass, Sern. 37457, S. 20. „Es [das Publikum] hat darüber hinaus [in *Drehn Sie sich um, Frau Lot!*] interessante Einblicke in eine ihm fremde Folklore erhalten. *Der Trauschein* hingegen könnte überall spielen.“ (Kishon / Torberg: *Dear Pappi – My beloved Sargnagel*, S. 29–31, hier S. 30–31 (Herv. i. Orig.))

164 Ben-Gavriel: Der jüdische Witz, S. 895.

165 Finder: An Irony of History, S. 145. Vgl. zum „israelischen Humor“ ebenso Ruth R. Wisse: Hebrew Homeland. In: Dies.: *No Joke. Making Jewish Humor*. Princeton / Oxford: Princeton UP 2013, S. 182–220.

Nach Finder geht es Torberg selbst aber gerade um den Aspekt des „jüdischen Humors“ in Kishons Texten, den er folgendermaßen beschreibt: „the Jewish protagonists are defined both by striving for justice and fairness and by self-examination. In Torberg’s view, the best Jewish jokes exemplify these characteristics.“¹⁶⁶ In diesen spezifisch „jüdischen“ Merkmalen von Kishons „israelischem Humor“ habe Torberg die Chance auf ein Weiteleben des „jüdischen Humors“ in Deutschland gesehen:

Although Kishon has a genius for transporting Jewish humor in an Israeli key, what mattered most to Torberg were the specifically Jewish characteristics in Kishon’s writing – in particular, its introspection and its emphasis on the little man’s zeal for justice and fairness. These, for Torberg, constituted the distinctive bedrock of Jewish humor, and in this sense, Kishon’s humor promised the revival of Jewish humor in Germany.¹⁶⁷

Torbergs eigener Beitrag zur Wiederbelebung des „jüdischen Humors“ in der Bundesrepublik über die Übersetzung von Kishon hinaus ist Thema des nächsten Unterkapitels.

5 Torbergs Doppelprojekt eines weiterlebenden „jüdischen Humors“ und der Erinnerungsarbeit eines „wehmütigen Lächelns“

Torbergs heftige Polemik gegen Salcia Landmanns Sammlung *Der jüdische Witz. Soziologie und Sammlung* (1960) ist im Kontext seines zeitgleich beginnenden, fast 20-jährigen Engagements als Übersetzer von Kishons Satiren und Humoresken zu sehen. Wie in den 1970er Jahren überdeutlich wird, hat Torberg sein eigenes Projekt des Weiterlebens des „jüdischen Humors“ nach der Schoah verfolgt, das zwei unterschiedliche Ausprägungen erhielt. Neben den Kishon-Übersetzungen sind seine beiden selbstverfassten Anekdoten-Sammlungen des österreichischen jüdisch-bürgerlichen Humors der K. u. k. Monarchie mit den Bestsellerbänden *Die Tante Jolesch* oder *Der Untergang des*

166 Finder: *An Irony of History*, S. 143.

167 Ebd., S. 145.

Abendlandes in Anekdoten (1976)¹⁶⁸ sowie *Die Erben der Tante Jolesch* (1978) erschienen und zu Bestsellern avanciert.

Beide Bände präsentieren Torbergs Erinnerungsarbeit an eine verlorene (und vernichtete) jüdische Kulturgemeinschaft rund um den sozialen und kulturellen Raum des Kaffeehauses. Sie ähneln damit in gewisser Weise Landmanns Projekt über den osteuropäischen „jüdischen Witz“ und die jüdische Kulturgemeinschaft, die ihn hervorgebracht und rezipiert hat. Torberg nennt *Die Tante Jolesch* im Geleitwort „ein Buch der Wehmut“ (TJ, S. 9), das er aus einer lebenslang gefühlten Untergangsstimmung heraus geschrieben habe,¹⁶⁹ über eine Welt, die seiner Einschätzung nach auch nach dem Ende der K. u. k. Monarchie noch bestand und bis in die Emigration reichte, nun aber für immer verloren sei (TJ, S. 13–14):

Dies ist – ich sag’s lieber gleich und auf die Gefahr hin, des Schielens nach der „Nostalgiewelle“ verdächtigt zu werden – dies ist ein Buch der Wehmut. Es schöpft aus einem Erinnerungsbrunnen, den ich noch gekannt habe, als er (im doppelten Verstand des Wortes) gebraucht wurde. [...] – wenn ich an all das mit geschlossenen Augen zurückdenke, will mir beinah scheinen, als gehörte ich selbst zur schemenhaft vorüberziehenden Reihe derer, für die der alte, längst stillgelegte Brunnen meiner Erinnerungen noch eine Quelle lebendiger Versorgung war.

Von dieser Vision bleibt mir mit offenen Augen immerhin so viel übrig, daß ich – und das ist kein fröhlicher Gedanke, das ist schon ein Teil der eingangs erwähnten Wehmut – daß ich wahrscheinlich einer der letzten bin, der nicht nur um jenen Brunnen weiß, sondern aus eigener Kenntnis auch die von ihm Versorgten noch im Gedächtnis hat. Sie waren in den Ländern des einstigen Habsburgerreichs beheimatet, sie bildeten einen wesentlichen Sektor des schwarzgelben Kulturkreises, und sie repräsentieren somit zwei garantiert untergegangene Bestandteile des Abendlandes: die K.-u.-k.-Monarchie und ihr jüdisches Bürgertum. (TJ, S. 9–10)

Das eindeutigste Untergangssymptom sei das „Aussterben der Käuze und Originale“ (TJ, S. 13), zu deren letztem Vertreter sich Torberg indirekt stilisiert:

168 Friedrich Torberg: *Die Tante Jolesch oder Der Untergang des Abendlandes in Anekdoten*. München: Langen Müller 1976, im Folgenden Nachweis mit Sigle der TJ.

169 Friedrich Torberg: „immer sah ich etwas zerbröckeln, was mir lieb war, immer stand mein Leben im Zeichen eines Untergangs“ (TJ, S. 13).

Von ihnen und nur von ihnen soll in diesem Buch gehandelt werden. Sie sind es, deren Profile ich hier nachzuzeichnen versuche, um sie aus Sentenzen und Anekdoten noch einmal auferstehen zu lassen, die Namenlosen so gut wie die Namhaften [...]. Sie alle hat es gegeben und es gibt sie alle nicht mehr, weder sie noch die Gefilde und Kulissen, in denen sie sich bewegten, nicht die Kaffeehäuser und Redaktionen, nicht die Familientische und Sommerfrischen, nichts. Es gab sie bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs, und in ein paar letzten Zuckungen – ähnlich wie ein Huhn, dem man den Hals umgedreht hat, ein paarmal noch mit den Flügeln schlägt – gab es sie bis in die Emigration hinein. Seither gibt es sie nicht mehr. Der Brunnen, aus dem ich schöpfe, ist unwiederbringlich versiegt. Bald wird niemand mehr da sein, der ihn noch aufzufinden wüßte. (TJ, S. 13)

Entgegen Torbergs Stilisierungen hat Marcel Atze gezeigt, dass die Vorarbeiten zum Buch in Torbergs Exil-Korrespondenz in den 1940er Jahren liegen, die sich „wie eine große Stoffsammlung für das spätere Buch“ lese.¹⁷⁰ Auch die Idee der Tante wurde in diesem Austausch von Victor von Kahler in einem Brief vom 23. August 1945 entwickelt und als symbolische Figur, die die gemeinsame Vergangenheit und Herkunft verkörpern und über die Torberg ein Buch schreiben sollte, angelegt¹⁷¹:

Da der kleine Torberg einer ist, der ‚schreibt‘, wird er also verstehen, daß die Tante Jolesch nur ein Symbol ist, daß sie dasteht, ehern und unvergänglich [...], wie unsere ganze Vergangenheit, wie unsere Herkunft. Diesem Herkommen bin und bleibe ich so zugehörig, ich bleibe ihm so unauflösbar verknüpft, daß ich nicht ruhen werde[,] bis nicht Torberg, bis er einmal groß geworden ist, das große Buch schreiben wird, die Bibel der k. u. k. Juden, in der die Tante Jolesch auftritt [...].¹⁷²

Torberg berichtet, Freunde hätten ihm geraten die Anekdoten aufzuschreiben, aber er habe lange nicht geglaubt, dass sie verloren gehen könnten. Erst spät habe er bemerkt, dass kaum noch jemand von den Beteiligten lebte: „An

170 Marcel Atze: „Was von einem ganzen Lebenswerke bleibt“. Friedrich Torbergs Prosatexte zwischen Produktion und Rezeption. In: Ders. / Patka: *Gefahren der Vielseitigkeit*, S. 25–57.

171 Ebd., S. 53.

172 Victor von Kahler an Friedrich Torberg, 23.08.1945. In: Friedrich Torberg: *Kaffeehaus war überall. Briefwechsel mit Käuzen und Originalen*, hrsg. v. David Axmann / Marietta Torberg. München / Wien: Langen Müller 1982, S. 255–258, hier S. 257.

diesem Tag begann ich mit der Niederschrift der ‚Tante Jolesch‘“ (ETJ, S. 7), so behauptet er im drei Jahre später erschienenen Nachfolgeband *Die Erben der Tante Jolesch* (1978). In den *Erben* drückt Torberg sein Selbstverständnis als Chronist und Zeitzeuge,¹⁷³ der sich von seinen Erinnerungen befreit, deutlich aus: „In jenen Jahren, um deren Verbuchung (und Verklärung) ich bemüht bin“ (ETJ, S. 12), ist „das [...] nun wirklich die allerletzte Geschichte, die ich nach bestem Wissen und Gewissen noch zu überliefern habe“ (ETJ, S. 34). Sein Ziel ist es: „doch wenigstens mit meinem Gedächtnis ins reine [*sic*] [zu] kommen und nichts ein[zu]behalten, wovon es inskünftig noch belastet werden könnte.“ (ETJ, S. 31)

Torberg, der sich als Publizist und Autor als der letzte „Jud vom Dienst“¹⁷⁴ verstand, inszeniert sich hier als der letzte seiner Art, der dadurch in einer exklusiven Position steht. Was er als „Jud vom Dienst“ nach eigener Stilisierung leistet, ist Erinnerungsarbeit, so dass die Struktur des Bandes allein auf seinem Gedächtnis beruhe: Die Niederschrift

erfolgte ohne jede Unterlage, ohne Stützung auf irgendwelche Aufzeichnungen oder Dokumente, ohne System oder Konzeption. Sie erfolgte, um es kurz zu sagen, aufs Geratewohl, und daß sie halbwegs wohlgeraten ist, ja daß während des Schreibens sogar eine Art innerer Struktur zustande kam und das Ganze zusammenhielt, hat sich erst nachher gezeigt. Die einzige Quelle, über die ich verfügte, war mein Gedächtnis. (ETJ, S. 7–8)

Torberg behauptet, alles zu berichten, aus den Briefen an seinen Lektor Struckmeyer wird jedoch deutlich, dass durchaus ein Bearbeitungsprozess stattfand und ‚langweilige‘ Anekdoten gestrichen wurden. Es geht erneut ebenso um die Inszenierung der Figur Torbergs und seines literarischen Ruhms. So filtert Torberg Ereignisse mit Blick auf ihren Gehalt: „habe ich alles Erlebte – wie immer auf seine anekdotische Brauchbarkeit hin gesiebt“ (ETJ, S. 206).

In *Die Erben der Tante Jolesch* wird er dann selbst Gegenstand der Anekdoten, die er erzählt (ETJ, S. 79):

173 „[M]eine[] Chronistenpflicht“ (ETJ, S. 18).

174 Adunka: Friedrich Torberg und sein Judentum, gibt an, dass diese Stilisierung zuerst 1962 aufgetaucht sei. Friedrich Torberg an Uri Naor, 16.02.1962. WBR, Torberg: Teilnachlass, ZPH 588, 27/1.

Das ist einer der unveräußerlichen Strukturgrundsätze dieses Buches: daß ich zu den hier wiedergegebenen Geschichten entweder in einer (sei's auch noch so indirekten) Beziehung stehe oder daß ich mit Fug annehmen darf, sie würden andernfalls verloren gehen.“ (ETJ, S. 125)

Die Tante Jolesch kann in gewisser Weise als Torbergs implizite Memoiren gelten, da die meisten Anekdoten an seine Person gebunden sind. Er erwähnt in *Die Erben der Tante Jolesch* häufiger Autobiographisches und reflektiert über dieses Strukturprinzip. Dies wird vor allem in den Kapiteln über seine Zeit als einer der „Ten Outstanding German Anti-Nazi-Writers“ im US-amerikanischen Exil (ETJ, S. 219–251) deutlich.

Torberg selbst lehnt die Gattungsbezeichnung Memoiren für die beiden Bände zwar ab, reflektiert jedoch über die poetologischen Implikationen:

Ich war stets bemüht – und werde es bleiben –, den Stoff, aus dem die mitteilenswerten Ereignisse meines Lebens gemacht sind, nicht zu selbstbiographischer Eigenständigkeit auszudehnen, sondern ihn in größere Stoffe einzuweben: wie das ja auch in diesem und dem ihm vorangegangenen Buch der Fall ist. (ETJ, S. 97)

Weiter heißt es:

Wenn ich über den einen oder andern Zeitgenossen, dem ich begegnet bin, ausführlicher berichte, so geschieht das zur Befriedigung eines Interesses, das ich für jenen voraussetze, nicht für mich, und was dennoch an notgedrungener Selbstbiographie verbleibt, wird, so hoffe ich, nicht in Selbstbespiegelung und Selbstgefälligkeit entarten. (ETJ, S. 97–98)

Torbergs in *Die Tante Jolesch* entworfene „jüdische Humor“-Poetik ist die des mit der Wehmut verbundenen „Lächelns“:

Dies ist – ich sag's zum Abschluß noch einmal – ein Buch der Wehmut. Vielleicht hätte ich ein Buch der Trauer schreiben sollen, aber die möchte ich doch lieber mit mir allein abmachen. Wehmut kann lächeln, Trauer kann es nicht. Und Lächeln ist das Erbteil meines Stammes. (TJ, S. 13–14)

Damit benennt Torberg seine eigene Poetik eines „jüdischen Humors“ nach 1945.

Obwohl er Landmanns Einstellung, dass der „ostjüdische“ Witz nach der Schoah für immer verloren sei, ablehnend gegenüberstand (und so berechtigt seine Kritik des Bandes bezüglich einer Förderung antisemitischer Tendenzen gewesen ist), so kommt er doch in Bezug auf die Anekdoten und Aussprüche und ihr bürgerliches jüdisches Publikum zu einer ähnlichen Einschätzung, die an Aussprüchen wie: „Wir werden nimmer seinesgleichen hören“ (ETJ, S. 62), „Jetzt ist es [der alte Kabarettstil] endgültig vorbei“ (ETJ, S. 295) oder dem „Anspruch, dem Sog des Vergessens entrissen zu werden“ (ETJ, S. 62), deutlich werden:

Personen, die in der „Tante Jolesch“ mit Anekdoten und Aussprüchen vertreten waren und sie somit – in meinen Augen wie hoffentlich in denen des Lesers – als Repräsentanten jener Geschichtsepoche fungieren, deren Untergang sie versinnbildlichen sollen und deren (weitgehend vom Kaffeehaus bestimmte) Atmosphäre sie durch ihre Bonmots, ja im Grunde schon durch ihr bloßes Vorhandensein mitgeschaffen haben. (ETJ, S. 18)

Entsprechend ist Torbergs Konzept dieses Humors nicht nur das „wehmütige Lächeln“ (TJ, S. 13–14), sondern auch mit Trauer verbunden. Der Band selbst endet mit Nachrufen auf den Schauspieler Armin Berg, auf Wiener Kabarettisten und Kabarettistinnen (u. a. Fritz Grünbaum, Karl Farkas), Hans Moser, Gisela Werbezirk und Alma Mahler-Werfel (ETJ, S. 294–313). Torberg selbst schließt mit einem Zitat aus Friedrich Schillers *Don Carlos*, in dem der König sagt: „Kardinal, ich habe das Meine getan.“ (ETJ, S. 281)

Dass es Torberg bei seinen Übertragungen von Kishons Texten und der Zusammenstellung selbstverfasster Anekdoten in *Die Tante Jolesch* um unterschiedliche Aspekte des Weiterlebens eines jüdischen Humors ging, verdeutlichen seine Reaktionen im Kontext der Bewerbung des Bandes. Zum einen ärgert er sich, dass er als „Kishon-Übersetzer Torberg“ bezeichnet wird und sie in Anspielung auf Kishons Erfolg als „Torberg-Satiren“ vermarktet werden.¹⁷⁵

175 Friedrich Torberg an Herbert Fleissner, 31.03.1974. In: Ders.: *Pegasus im Joch. Briefwechsel mit Verlegern und Redakteuren*, hrsg. v. David Axmann / Marietta Torberg. München: Langen Müller 1983, S. 205–206, hier S. 205.

Leser, die meinen Namen nur als den des Kishon-Übersetzers kennen [...] müssen auf Grund dieses Textes den Eindruck gewinnen, daß der „Kishon-Übersetzer Torberg“, um „an seinem eigenen Ruhm zu basteln“, es jetzt auch mal selber mit Satiren versuchen will und sich dabei an die Reputation des Namens Kishon anhängt. Ich lasse beiseite, daß sich das ursprünglich genau umgekehrt verhalten hat [...].¹⁷⁶

Ich bin mir natürlich klar darüber und habe nichts dagegen, daß in der Geschäftswerbung für „Die Tante Jolesch“ *auch* meine Beziehung zu Kishon herausgestrichen wird. Aber das darf keinesfalls *ausschließlich* und keinesfalls auf Kosten meiner eigenen literarischen Geltung geschehen, die ja schließlich lange vor Kishon bestanden hat und auf deren Pflege ich ja gerade deshalb Wert lege, weil sie von meinen Kishon-Übersetzungen in den Hintergrund gedrängt wird.¹⁷⁷

Darüber hinaus betont er, dass er eben gerade keine Satiren verfasst, sondern etwas „Heiteres“, wobei er jedoch von seiner Definition von Satiren bei Kishon abweicht, die ja auch meist als heiter wahrgenommen wurden:

Es besteht *nicht* aus „Satiren“, sondern aus sogenannten „Profilen“ bekannter und unbekannter Persönlichkeiten [...], denen ich im Lauf meines Lebens begegnet bin und die ich jetzt aus ihren Aussprüchen und Anekdoten wiedererstehen lasse. Damit will ich einer untergegangenen Kulturlandschaft aus dem Bereich der ehemaligen Habsburger Monarchie ein wehmütig-heiteres Denkmal setzen (also das ziemlich genaue Gegenteil von „Satiren“, wie ich sie etwa in meinem bei Langen-Müller erschienenen Sammelband „PPP“ veröffentlicht habe).¹⁷⁸

176 Ebd.

177 Ebd., S. 206.

178 Ebd. Torberg bezieht sich auf seinen Band *PPP. Pamphlete. Parodien. Post Scripta*, der 1964 im Langen Müller Verlag erschien.

6 Zwischenfazit

Im Kontext der innerjüdischen Debatten um die Tradition des „jüdischen Humors“ nach der Schoah Anfang der 1960er Jahre, anlässlich des Erscheinens von Landmanns Sammlung *Der jüdische Witz*, wurde dieses Thema für Torberg zu einem sein literarisches und publizistisches Schaffen begleitenden Doppelprojekt. Mit den „freien Übertragungen“ von Kishons satirischen und humoresken Texten trug er dazu bei, das Erbe des europäischen „jüdischen Humors“ vor allem aus Osteuropa und dem Gebiet der K. u. k. Monarchie und ihrer Folgestaaten in einem israelischen Kontext neu zu formieren. Dies geschah über einen europäischen Blick auf die israelische Gesellschaft mit oft als europäische Eingewanderte markierten Protagonisten und Protagonistinnen.¹⁷⁹ Torberg und Kishon, die die „jüdische Humorkultur“ der ehemaligen K. u. k. Monarchie verband, konstruierten eine „geistige Affinität“, die eine dem Esprit getreue Übersetzung ohne Kenntnis der hebräischen Version ermöglichen sollte. Diese „geistige Affinität“ beruhte auf kulturzionistischen Maximen wie dem Ideal des „Muskeljudentums“ und des „jüdischen Volksgeistes“, die beiden Autoren verfolgten mit der Kreation eines „israelischen Humors“ ein proisraelisches „jüdisches“ Projekt.

In den 1970er Jahren setzte Torberg dann mit seiner Erinnerungsarbeit *Die Tante Jolesch* und *Die Erben der Tante Jolesch* – ähnlich wie Landmann es für den osteuropäischen „jüdischen Witz“ angestrebt hatte – dem „jüdischen Humor“ in der Kaffeehauszene der K. u. k. Monarchie ein Denkmal. Wie Landmann, gegen die Torberg scharf polemisiert hatte, wobei er ihr zumindest eine „projüdische Absicht“ zugestand, schrieb Torberg ein Erinnerungsbuch der Wehmut über eine Zeit und über eine Form „jüdischen Humors“, deren und dessen Protagonist/innen und Rezipierende durch die Schoah vernichtet oder vertrieben worden waren, und die unwiederbringlich verloren ist.

Torberg vertritt eine zionistische Definition von „israelischem Humor“, mit der er sich gegen den „jüdischen Humor“ der Diaspora abgrenzen will. Stattdessen konturiert er ihn als Humor der Überlebenden und verbindet ihn mit dem Israel-Stereotyp der 1960er Jahre, der neuen jüdischen Wehrhaftigkeit.

179 Zur Herleitung, dass Kishon beide Richtungen der europäischen Traditionen des „jüdischen Humors“ vertritt – den osteuropäischen „jüdischen Humor“ und den literarischen Sarkasmus –, soweit man diese so prototypisch trennen kann, vgl. Körner: Kishon und Torberg publizieren „israelischen Humor“ zum Sechstagekrieg, S. 156–161.

Im Übersetzungsprozess, bei dem Torberg der zielsprachlichen Übersetzungsmethodik folgte und sich als Mitautor große Freiheiten herausnahm, wurde Kishons politische Seite zum Teil reduziert. Vor allem wurden deutliche Bezüge auf die NS-Zeit und die Schoah gestrichen, aber nicht komplett ausgeblendet. Torberg nahm aus ideologischen Gründen, um eine proisraelische Haltung zu fördern, Anpassungen an das deutschsprachige Zielpublikum vor. Wie dieses auf die deutschsprachigen Versionen von Kishons Texten und die anpassende Übersetzung reagierte, ist Thema des abschließenden Kapitels zur Kishon-Rezeption in der Bundesrepublik.



Ephraim Kishon diskutiert in seinem Arbeitszimmer, 1973.

Die Kishon-Rezeption in der BRD

Ich wurde zum Lieblingsautor der Nachkommen meiner Henker.

Ephraim Kishon: *Allerbeste Geschichten*

Die enorme Kishon-Rezeption in der BRD und im wiedervereinigten Deutschland wurde in der Forschung und auch im Feuilleton fast selbstverständlich mit Auswirkungen der NS-Zeit verbunden und gilt mit Blick auf die Tatsache, dass Kishon Jude war, deshalb zumindest als suspekt.¹ Was Kishon als „wahre Ironie der Geschichte“² beschrieb, nennt Finder „Kishon’s German Triumph“³. Der jüdische Publizist und Herausgeber der *Zeit*, Josef Joffe, spricht von einem „massenpsychologische[n] Phänomen, [das] nach einer Erklärung [schreit]“, und bezeichnete Kishon in seinem Nachruf in der *Zeit* als „Trostpender“.⁴ Kishon gilt in der (west-)deutschen Rezeption als ein Satiriker, der Versöhnung zwischen Juden und Jüdinnen und nichtjüdischen Deutschen gestiftet habe, wie ein Zitat aus dem Nachruf der damaligen Staatsministerin für Kultur, Christina Weiss, auf Kishon 2005 zeigt:

1 Vgl. hierzu u. a. H. F. an Ephraim Kishon, 16.11.1979. Kishon Archives, Tel Aviv, Afeka, Ephraim Kishon: Nachlass, Box „Fanpost Ausland und Israel 1977–1979“: „your somewhat suspicious or suspect success as an author in Germany“.

2 Ephraim Kishon: „Endlösung“. In: Ders.: *Allerbeste Geschichten*, S. 16.

3 Finder: An Irony of History, S. 141: „but then, in (West) Germany, of all places, he became a preternatural success.“

4 Josef Joffe: Trostpender. Zum Tod von Ephraim Kishon. In: *Die Zeit*, 06/2005. <https://www.zeit.de/2005/06/Trostpender> (Zugriff am 15.03.2021).

„Er war ein Entwicklungshelfer im besten Sinne, der vielen Deutschen half, ihre antisemitischen Verblendungen zu überwinden.“ Die Deutschen [haben] durch ihn gelernt, wieder gemeinsam mit den Juden zu lachen.⁵

Diese Rezeptionshaltung ist problematisch, vor allem vor dem Hintergrund, dass Kishon selbst Schoah-Überlebender war. Des Weiteren stellt sich die Frage, ob es je einen historischen Zeitpunkt gegeben hat, an dem nichtjüdische Deutsche und Juden gemeinsam gelacht haben. In Christina Weiss' Einschätzung verschwinden die Komplexität der historischen Situation und die notwendige Empathie für die jüdische Seite hinter den Versöhnungsbedürfnissen der Deutschen. Doch auch Kishon selbst sah sein Verdienst zumindest darin, viel „für die Versöhnung zwischen Deutschland und Israel“ getan zu haben.⁶

Im westdeutschen Diskurs wurde Kishon zur Versöhnungs- und Entlastungsfigur, die über einen „israelischen Humor“ eine scheinbar unbeschwerte Annäherung an Juden und Jüdinnen und Israel nach der Schoah ermöglichte. Dass diese Rezeptionshaltung zugespitzt eine Verdrängung der in der Schoah begangenen Verbrechen beförderte und über die Kishon-Lektüre zur Entlastung von (unbewussten) Schuld- und Schamgefühlen einlud, wird schon anhand der Rezeption von Kishons erstem auf Deutsch erschienenen Band *Drehn Sie sich um, Frau Lot!* (1961) deutlich. Im Jahr des Eichmann-Prozesses in Jerusalem und zwei Jahre vor den Auschwitz-Prozessen in Frankfurt am Main formulierte Rudolf Krämer-Badoni in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* das Paradigma dieser vermeintlichen Versöhnung folgendermaßen:

Wie also sollen wir den Juden begegnen? Mit vollem Bewußtsein sei es gesagt: als wäre nichts geschehen.⁷

Ein wirkliches „Bewußtsein“ über die Verbrechen der Schoah war in der breiten Bevölkerung 1961 noch keineswegs gegeben. Erst die amerikanische Serie *Holocaust*, die 1979 in der BRD ausgestrahlt wurde, hatte diesen breitenwirksamen Effekt. Gerade deshalb fand ein Teil der Kishon-Lektüre seit Beginn der

5 Ephraim Kishon gestorben. Ein Genie des Humors.

6 Pracht: Kishon verschärft den Ton im Ritterstreit. Vgl. S. 16, Fn. 13.

7 Rudolf Krämer-Badoni: Kishon, Ephraim: Drehn Sie sich um, Frau Lot. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 28.11.1961, S. 27.

1960er Jahre unter den von Krämer-Badoni implizierten Vorzeichen statt. Mit Verweis auf Alexander und Margarete Mitscherlichs Diagnose einer *Unfähigkeit zu trauern* (1967)⁸ urteilt Alfred Bodenheimer:

Das Angebot jedenfalls, mit Juden zu lachen, ohne ihrer ermordeten Kinder zu gedenken, wie die Mitscherlichs es erwähnt haben, konnte kaum ausgeschlagen werden. Die versöhnende Funktion, die dem ‚gemeinsamen Lachen‘ zugeschrieben werden konnte, überhob einen in der Regel der Rückfrage, ob man sich von Hitler nicht lösen konnte oder nicht lösen wollte – auf paradoxe Art schien das grundsätzliche Verbinden von Verdrängen und Nichtverdrängen der Vergangenheit dort möglich, wo Juden es anscheinend ebenso taten. Man konnte mit ihnen die Vergangenheit retten und in die Zukunft schauen und sich dabei auch noch köstlich über sie (oder, wie man zu denken geneigt war, mit ihnen) amüsieren.⁹

Die Bedingungen der Rezeption als Versöhnungstexte sind entsprechend vielschichtig. Sie bestehen in der Wechselwirkung von selbstbestimmter Konstruktion bzw. Inszenierung durch Kishon, Torberg und den Langen Müller Verlag auf der einen und der (sozial-)psychologischen und erinnerungsdiskursiven Komplexität des westdeutschen Selbstverständnisses der Nachkriegsgesellschaft auf der anderen Seite. Die Kishon-Rezeption fand in einem erinnerungskulturellen Feld um „Wiedergutmachung“, Philosemitismus, neue Formen eines Antisemitismus nach Auschwitz und der Frage nach dem „jüdischen Humor“ nach der Schoah statt. Auf der einen Seite machen Kishon und Torberg mit ihrer Konstruktion und Vermarktung eines „israelischen Humors“ den deutschsprachigen Lesenden ein Entlastungs- und Identifikationsangebot, nämlich Juden wieder „als Menschen“ wie sie selbst und gleichzeitig als „exotische“, lächerlich ‚chaotische‘ Israelis wahrnehmen zu können.¹⁰ Auf der anderen Seite traf Kishons Modell einer harmlosen und versöhnlichen Satire auf eine seit dem 19. Jahrhundert etablierte Vorliebe für eben diese im Diskurs um einen „deutschen Humor“.

8 Alexander Mitscherlich / Margarete Mitscherlich: *Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens*. München: Piper 1967.

9 Bodenheimer: *Die Fähigkeit zu lachen*, S. 118.

10 Vgl. das Kap. „Spuren der Schoah-Erfahrung in Kishons Texten“.

Im Folgenden werden die Hauptlinien der Kishon-Rezeption und ihre Bedingungen anhand von exemplarischen Briefen skizziert, die zeigen, wie westdeutsche Leserinnen und Leser Kishon in diesem Feld wahrnahmen und ihm begegneten. Aus dem nichtkatalogisierten Nachlass in den Kishon Archives im Privatbesitz der Familie in Afeka wurde eine Auswahl von Briefen aus dem mehrfach signifikanten Übergangsjahr 1979 gesichtet.¹¹ Das Jahr 1979 ist zum einen das Todesjahr von Kishons Übersetzer Friedrich Torberg und markiert damit den Beginn einer neuen Phase für Kishons Publikationen in deutscher Sprache und Interventionen in gesellschaftliche Debatten in der BRD und Österreich. Zweitens wurde im Januar 1979 die amerikanische Serie *Holocaust* zum ersten Mal in der BRD ausgestrahlt. Ihre Rezeption hat zu einem größeren Bewusstsein über die begangenen Verbrechen und zu einer verstärkten Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit sowie der Schoah in der westdeutschen Bevölkerung geführt. Drittens beschloss der Bundestag am 3. Juli 1979 ein Verjährungsverbot für Mord und somit besonders für NS-Verbrechen. Das Jahr 1980 wurde hinzugezogen, da sich diese Einflüsse in den Leserbriefen z. T. erst mit zeitlicher Verzögerung zeigen. Es ist zu berücksichtigen, dass Kishon diese Briefe vielleicht aus einer Auswahl an Zuschriften aufbewahrt hat. Er war sich also dieses besonderen Dialogs mit dem westdeutschen Publikum durchaus bewusst.

1 Die Vermarktung als „israelische Satiren“ zwischen zionistischer Motivation und Entlastungsangebot

Wie im zweiten Kapitel gezeigt, hat die Vermarktungsweise von Kishons Satiren und Humoresken einer versöhnlichen Rezeption Vorschub geleistet. Kishons Texte wurden als „israelische Satiren“ verkauft und sollten einen Humor verkörpern, der zum einen Universalisierung und Identifikation („ganzgenau so wie anderswo“), zum anderen Exotisierung („ganz anders als anderswo“) anbot. Die Bezeichnung „israelisch“ lieferte außerdem die Illusion oder Erlaubnis (durch einen israelischen, also verklausuliert jüdischen, Autor und einen jüdischen Übersetzer), „gemeinsam mit den Juden“ oder über die ‚chaotischen‘ Israelis zu

11 Kishon Archives, Kishon: Nachlass, Box „Fanpost Ausland und Israel 1977–1979“. Die Briefe werden im Folgenden in Rechtschreibung und Zeichensetzung immer den Originalen gemäß wiedergegeben.

lachen und lachen zu dürfen. Dass es Torberg und Kishon darum ging, einen „jüdischen Humor“ in neuer Gestalt zu konstruieren und eine proisraelische Haltung in der Leserschaft zu fördern, geriet angesichts der westdeutschen Rezeptionsbedürfnisse in den Hintergrund.

Auch die Vermarktung als Satiren hat im bundesdeutschen Kontext eine besondere Bedeutung. Zwar finden sich unter Kishons Texten durchaus Beispiele, welche die gattungstheoretische Definition echter Satiren erfüllen. Dies betrifft vor allem seine stärker politischen Texte, z. B. zum Sechstagekrieg 1967. Der oft versöhnliche Charakter als „[h]eitere, zumeist im bürgerlichen Alltag angesiedelte“¹² kurze Prosaerzählungen weist jedoch viele der Texte als Humoresken aus. Dies passt zur allgemeinen Wahrnehmung, dass Kishon ‚harmlose Satiren‘ (also gattungstheoretisch Humoresken) über den israelischen Alltag geschrieben habe. Kishons satirischer Ton gilt als „never mean-spirited; it is gentle, sympathetic, charitable, and, ultimately, forgiving“.¹³ So wurde Kishon in der BRD als „positiver Satiriker“ wahrgenommen, wie eine Rezension in der *Süddeutschen Zeitung* von 1965 zeigt:

Kishon bringt ein unglaubliches Kunststück fertig: Er mokiert sich über die Zustände im heutigen Israel derart, daß man dortselbst am liebsten einwandern möchte. So etwas hat es lange nicht gegeben – einen unmittelbar positiven Satiriker.¹⁴

Die damit verbundene Konzeption eines versöhnlichen Humors macht Kishon in der postnationalsozialistischen Gesellschaft¹⁵ der BRD zu einer Versöhnungsfigur zwischen nichtjüdischen Deutschen und Juden sowie Jüdinnen nach der Schoah. Hierbei half die Tradition einer ‚positiven, versöhnlichen Satire‘, wie sie als „deutscher Humor“ gerade u. a. in der NS-Zeit geschätzt wurde. Wie die Forschung gezeigt hat, wird in der Tradition eines „deutschen Humors“ gerade 1933–1945 eine negative, schmerzhaft Satire abgelehnt und

12 Holzner: Humoreske, S. 103.

13 Finder: An Irony of History, S. 145.

14 Zitat einer Rezension in der *Süddeutschen Zeitung* abgedruckt in Kishon: *Arche Noah, Touristenklasse*, S. 172.

15 Astrid Messerschmidt: Postkoloniale Erinnerungsprozesse in einer postnationalsozialistischen Gesellschaft – vom Umgang mit Rassismus und Antisemitismus. In: *Peripherie. Zeitschrift für Politik und Ökonomie in der Dritten Welt* 28,109/110 (2008), S. 42–60.

eine „harmlose“ Satire bevorzugt.¹⁶ Noch problematischer wird diese Konstruktion, da sie auf antisemitischen Diskurselementen beruht. Im deutschsprachigen Humordiskurs des 19. Jahrhunderts wurde am Beispiel von Heinrich Heine ein heiter versöhnlicher „deutscher“ Humor vom als destruktiv und zersetzend konstruierten sarkastischen „Judenwitz“ abgegrenzt.¹⁷

Die deutschsprachige Rezeption von Kishons Texten findet also in einem Spannungsfeld von zionistischem und jüdischem Projekt um das Weiterbestehen eines „jüdischen Humors“ nach der Schoah und der Förderung einer positiven Haltung zu Israel, Vermarktungsstrategien in einer postnationalsozialistischen Gesellschaft sowie deutscher Erinnerungskultur und dem Wunsch nach „Vergangenheitsbewältigung“ statt. Dabei sind, z. T. generationsbedingt, einerseits verdrängende bis offen antisemitische und andererseits progressive bis stark philosemitische Reaktionen zu beobachten.

2 „Als wäre nichts geschehen“ – Aspekte der Verdrängung und des Antisemitismus in der Kishon-Rezeption

Josef Joffe sah Kishons Rolle im bundesdeutschen Diskurs wie oben ausgeführt als die eines „Trostspenders“. Er beschreibt einen doppelten Trost, der durch die Einschreibung in „das schlechte Gewissen der Deutschen“, das diese „aber nicht zum Leiden, sondern zum Lachen“ gebracht habe, entstanden sei.¹⁸

Wie ein selbstkritischer Rezeptionsbericht der Journalistin und Publizistin Caroline Fetscher zeigt, wurde das von Torberg skizzierte Entlastungsangebot von den westdeutschen Lesenden gerne angenommen und Kishons Satiren und

16 Patrick Merzinger: Humour in the „Volksgemeinschaft“. The Disappearance of Destructive Satire in National Socialist Germany. In: Martina Kessel (Hrsg.): *The Politics of Humour. Laughter, Inclusion, and Exclusion in the Twentieth Century*. Toronto: U of Toronto P 2012, S. 131–152, hat nachgewiesen, dass destruktive Satiren in der NS-Zeit nicht erwünscht waren. Außerdem dazu Martina Kessel: *Gewalt und Gelächter. ‚Deutschsein‘ 1914–1945*. Stuttgart: Steiner 2019.

17 Vgl. Meyer-Sickendiek / Och: Einleitung, S. 10–15. Burkhardt Meyer-Sickendiek betont, dass die deutsche Rezeption von einer langen „Geschichte der beinah hysterischen Diffamierung sarkastischer Ironie“ (Meyer-Sickendiek: *Was ist literarischer Sarkasmus?*, S. 31) geprägt gewesen und es erst zu einer „verspätete[n] Honorierung sarkastischen Schreibens nach 1945“ (ebd., S. 34) gekommen sei.

18 Joffe: Trostspende.

Humoresken tatsächlich genutzt, um (unbewusste) Schuld- und Schamgefühle über die deutschen Verbrechen im scheinbar harmlosen Lachen über Juden und Jüdinnen in Israel aufzulösen:

Möglicherweise hat Deutschland den leicht konsumierbaren Entlastungs-Kishon nach dem Wirtschaftswunder vor allem darum genossen, weil man sich über die Genese dieser Emotion keinerlei Klarheit verschaffen wollte und musste.¹⁹

Ähnlich kommt Jörg Magenau zu dem Schluss:

Mit Kishon normalisierten sich die deutsch-israelischen Beziehungen; Lesen bewährte sich als Versöhnungstechnik. [...] Für ihn [Kishon] war der milde Humor seiner Satiren ein Beitrag zur Aussöhnung. Für uns war es ein Beitrag zur Wiedergutmachung, wenn wir seine Bücher kauften, mit ihm lachten und Israel als friedliches, freundliches Ländchen kennenlernten.²⁰

Diese Funktion und Wirkung von Kishons Texten lassen sich auch anhand der Leserbriefe in Kishons Privatarchiv nachvollziehen. So war z. B. eine von den an den europäischen Juden und Jüdinnen begangenen Verbrechen in der Schoah vollkommen unbelastete Rezeption der Kishon-Texte möglich, wie folgender Brief einer deutschen Leserin zeigt:

In letzter Zeit habe ich öfter Bücher von Ihnen gelesen. Ich möchte Ihnen sagen, wie gut mir diese Bücher gefallen. Ich befand mich in einer nicht besonders günstigen Lebens-Situation und Sie haben mir geholfen, wieder zu einer lang entbehrten Heiterkeit zu finden, wofür ich mich herzlich bedanke.²¹

Kishon wurde zudem von vielen Lesenden als Aufmunterung bei persönlichen Schicksalsschlägen gelesen, ohne dass Kishons eigene Biographie und Verfolgungserfahrung während der Schoah zur Kenntnis genommen wurden: „[D]ann

19 Fetscher: Kishons Komik und ihre deutsche Konjunktur, S. 20.

20 Magenau: *Bestseller*, S. 149.

21 E. L. an Ephraim Kishon, 14.12.1979. Kishon Archives, Kishon: Nachlass, Box „Fanpost Ausland und Israel 1977–1979“.

müssen Sie wenigstens weiter Satiren schreiben, damit er [der Sohn des Briefschreibers] noch was zu lachen hat.“²²

Recht absurd nimmt sich im biographischen und historischen Kontext daher auch die Mitteilung des in der Bundeswehrausbildung tätigen E. G. aus, der berichtet, dass Kishons Bücher sich „allergrößter Beliebtheit unter den Soldaten“ erfreuten und diese in der Ausbildung Bestseller seien.²³ Abschließend wünscht E. G. Kishon „alles nur erdenkliche Gute und Schöne soviel Gutes und Schönes wie Sie nur ertragen können“, wobei der letzte Teil der Grußformel in der Wiederholung und durch die Wortwahl des Erträglichen einen merkwürdigen, gar bedrohlichen Unterton aufweist.

Solche Untertöne finden sich immer wieder implizit, werden aber auch manifest. Viele der Leserbriefe zeigen, dass sich westdeutsche nichtjüdische Leserinnen und Leser vor allem der Tätergeneration an Kishon abarbeiteten. Nicht wenige fühlten sich berufen, Kishons Publikationstätigkeit in der BRD, seine Haltung zu Israel oder seine Interventionen in bundesdeutsche oder österreichische Debatten zu kommentieren, zu kritisieren oder Verschwörungstheorien zu verbreiten und sich unterschwellig bis offensiv antisemitisch zu äußern. Häufig motiviert das unausgesprochene Wissen, dass Kishon selbst Jude ist, diese Briefe und bringt in den Äußerungen antisemitische Stereotype hervor.

Eineinhalb Monate nachdem der Bundestag im Kontext der Debatte um die Strafverfolgung von NS-Verbrechen am 3. Juli 1979 die Verjährung von Mord aufgehoben hatte, klebt E. H. Ausschnitte aus einer Zeitschrift auf eine Postkarte, in denen ein 12-jähriger Junge ein Gespräch mit Kishon über seinen Berufswunsch Jurist wiedergibt:

[Kishon:] „Wirst du keine Gewissensbisse haben, wenn du Leute, die wirklich ein Unrecht getan haben, dann verteidigen mußt?“ Ich habe gesagt: „Doch.“ Da hat er [Kishon] gemeint: „Dann solltest du auch Jurist werden.“²⁴

22 B.J. an Ephraim Kishon, 05.02.1980. Kishon Archives, Kishon: Nachlass, Box „Fanpost Ausland und Israel 1977–1979“.

23 E. G. an Ephraim Kishon, 16.04.1979. Ebd.

24 E. H. an Ephraim Kishon, Postkarte, 30.08.1980. Ebd.

Auf diesen Dialog reagierte E. H., der sich scheinbar provoziert fühlte, Kishon auf einen angenommenen Gewissenskonflikt hinzuweisen, und der dabei mit dem Stereotyp des geldgierigen Juden operiert:

Nach reiflicher Überlegung und kritischer Selbstbefragung glaube ich: In Ihrer Haut möchte ich nicht stecken. Ob es nicht belastet, Ihr inneres Verhältnis zu Deutschland – und trotzdem sein Geld zu nehmen?

Vergeben Sie mir meinen Denkanstoß. Antwort erwarte ich nicht. Für Sie persönlich alles Gute.²⁵

Auch rechtes und offen antisemitisches Gedankengut wird Kishon mitgeteilt. So mittels einer Postkarte ohne Absender, auf deren einer Seite ein Ausschnitt aus einer rechten Zeitung geklebt ist, in dem Deutschland und angebliche „deutsche Werte“ verherrlicht und der Widerstand gegen das NS-Regime (von Katholiken und Generälen) sowie linke politische Akteure u. a. der 68er-Bewegung verunglimpft werden:

Für große Teile in der Welt ist Deutschland noch immer Hort der Tapferkeit, der Treue, der Pflichterfüllung und Tüchtigkeit. Dieses Deutschland ist draußen ungleich stärker als jenes der Roten Kapelle, der 20.-Juli-Männer, der Radaustudenten, der Gewerkschaftsbosse und der Huren-Gesellschaft von heute. Dieses größere Deutschland...²⁶

Auf der anderen Postkartenseite befindet sich ein aus einer Zeitung ausgeschnittenes Foto von Kishon beim „Stadtbummel in Tel Aviv“. Darunter wird er mit dem Satz zitiert: „Ich möchte nicht als Jude in Europa leben“. Dies provoziert eine Mitteilung mit Holocaustleugnung und Schuldumkehr:

Mein Herr als Leser über Zions Auserwählte in angeblich 6 Millionen Vergasungen von denen wir erst hören als der vor dem Konkurs stehende Jude Green den Sudelfilm Holocaust erfand, meinen Glückwunsch des Ueberlebens – Meine Hochachtung als Jude nicht in Europa Leben zu wollen sondern im Land des Erzvaters Abraham.

25 Ebd.

26 Anonyme Postkarte an Kishon, mit zwei aufgeklebten Zeitungsausschnitten ohne Quellenangabe, o. D. Ebd.

Im Judenblatt des Zentralrats der Juden suche ich vergeblich seit *11 Jahren* die *Kriegserklärung* des Internationalen *Judentums* nach Hitlers Regierungsantritt 1933. Durch die Wirtschaftsblockade liefen in USA die Schiffe nicht mehr aus, Kauft nicht bei Juden war der Segenschlag, der Stern als Kennzeichen. Unter jiddischer Demokratie wandern die Parasiten nicht ins gelobte Land. Höckerten sie einst im Tempel, heute mit Leichen [...].²⁷

Diese verschwörungsmythische Postkarte, die von einer „Kriegserklärung des Internationalen Judentums“ spricht und die Schoah leugnet, stellt eine Extremform des so genannten sekundären Antisemitismus bzw. Schuldumkehr-Antisemitismus dar, der sich nach 1945 gerade aufgrund des vom Deutschen Reich organisierten und ausgeführten Massenmords an den europäischen Juden und Jüdinnen herausgebildet hat.²⁸

Auf diese Karte, die keinen Absender aufweist, hat Kishon wohl spontan mit einer Karte in deutscher Sprache antworten wollen, die mit der anderen in der Mappe archiviert ist:

Liebe Freulein, Sie haben so viele Blödheiten zusammengeschrieben, dass ich nicht fähig bin darauf zu antworten. Sie sind eine Nazi mit Spätzündung und Sie allein berechtigtigen die Existenz von Israel. Ich bin übergücklich, dass ich nicht in einem Land mit Ihnen leben muss. E. Kishon²⁹

Solche Schuldumkehr-Narrative finden sich häufiger in den archivierten Briefen, so bei Heinz A. Müller, der sich gezielt an Kishon wendet: „als einem der erfolgreichsten ‚Botschafter des guten Willens‘, der auch wie kein anderer nach 1945 zu einem besseren Verständnis unserer beiden Völker beigetragen

27 Anonyme Postkarte an Kishon, mit zwei aufgeklebten Zeitungsausschnitten (Herv. i. Orig.).

28 Definiert wird dieses Phänomen als „sekundäre[r] Antisemitismus, der nach Auschwitz ‚die Juden‘ in einer charakteristischen Täter-Opfer-Umkehr für die Belastung der eigenen Identität nach den nationalsozialistischen Verbrechen beschuldigt“ (Wolfgang Hegener: *Schuldabwehr. Psychoanalytische und kulturwissenschaftliche Studien zu Antisemitismus*. Gießen: Psychosozial-Verlag 2019, S. 16).

29 Ephraim Kishon an Unbekannt, o. D. Kishon Archives, Kishon: Nachlass, Box „Fanpost Ausland und Israel 1977–1979“.

hat.³⁰ Müller schreibt gegen eine imaginierte „jüdische Lobby“ an und vertritt die These, „daß *Hitler* die Reinkarnation *Ismaels*, also der Sohn Abrahams ist“³¹ und dass „[s]eit den Tagen Abrahams [...] *die Feigheit und die Zwecklüge ein wesentlicher Bestandteil des jüdischen Nationalcharakters* geblieben [ist]“.³² Gleichzeitig empfindet sich Müller:

als ein aufrichtiger Freund des Volkes Israel, dem spätestens schon seit seiner Konfirmation im Frühjahr 1940, dann erst recht nach einer Israel-Reise an Ostern 1962 die Sehnsucht des jüdischen Volkes nach Erez Israel und seinem Messias bis auf den heutigen Tag ein aufrichtiges Anliegen geworden ist.³³

Daran schließt sich fast lehrbuchhaft eine Schuldabwehr-Argumentation an:

Wenn Sie es aber objektiv betrachten, werden Sie sicher nicht umhin kommen zuzugeben: Wir Deutsche sind insgesamt *in gleicher Weise* „Hitler-Geschädigte“ wie die Juden, wahrscheinlich sogar in noch weit höherem Maße. Darum bitte ich Sie auch dringend um Verständnis dafür, wenn ich es nicht mehr länger dulden kann, daß die jüdische Lobby dieses Namens wegen noch weiterhin einseitig auf dem deutschen Volk und dem von Hitler Geblendeten und Verführten herumhackt.³⁴

Bevor Ihre Landsleute jetzt also gleich an die Decke springen und die Gefahr eines von mir inszenierten neuen Judenpogroms an die Wand malen, möchte ich Sie zwischendurch darauf hinweisen, daß ich seit 1972 ein engagierter Anhänger der Moralischen Aufrüstung von Frank Buchman bin, deren vier absolute Prinzipien bekanntlich *Ehrlichkeit, Reinheit, Selbstlosigkeit* und *Liebe* sind. Wenn Sie die Sache mit der

30 Heinz Müller an Kishon, 30.01.1979. Ebd. Müller hat seine „Theorien“ auch in einem dreibändigen Werk niedergelegt: Heinz A. Müller: *Geheimdienstchef wider Willen*, Teil 1: Versuch einer Interpretation der Geschichte, und auch einer entgeltigen [*sic*] Bewältigung unserer deutschen Vergangenheit. Aldingen Kr. Tuttlingen: Aldingen 1979. Den zweiten Band, der seine „Dissertation“ darstellen soll, widmete er 1980 Rudolf Heß. Heinz A. Müller: *Geheimdienstchef wider Willen*, Teil 2: Eine politische Dissertation. Aldingen Kr. Tuttlingen: WirSchaft 1980.

31 Müller an Kishon, S. 2.

32 Ebd., S. 3 (Herv. i. Orig.).

33 Ebd., S. 1.

34 Ebd., S. 2.

absoluten Ehrlichkeit und Liebe jedoch bis zur letzten Konsequenz durchdenken, werden auch Sie nicht umhin können, als das Prinzip der „absoluten Liebe“ mit dem Begriff der „Feindesliebe“ gleichzusetzen. Dies ist interessanterweise aber auch dasselbe, was schon der von seinem Volk verstoßene Jesus aus Nazareth predigte. Von den Juden habe ich jedoch – von wenigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen – seit 1945 nur „Eigenliebe“ oder z. B. in Bezug auf das deutsche Volk „Haßliebe“ kennen gelernt.³⁵

Im Verlauf des Briefs schwindet die zivilisierte Fassade, Heinz Müller adressiert Kishon als Teil eines jüdischen Kollektivs und spricht davon, was er „inzwischen persönlich unternommen habe, um die jüdische Lobby endlich zur Räson zu bringen“³⁶:

Ihr Juden glaubt aber doch sicher nicht im Ernst daran, daß dieser [der amerikanische Präsident Carter] für ein derart moralisch verkommenes Gesindel wie die jüdische Lobby oder die Arroganz der Stammutter Sara bis hin zu Menachem Begin im Ernstfall auch nur einen Finger krumm machen wird?³⁷

Das Phänomen der Schuldumkehr findet sich auch auf der politisch linken Seite,³⁸ die eine Solidarität mit den unterdrückten „Völkern“ gegen „imperialistische Mächte“ – somit auch mit den Palästinensern und Palästinenserinnen und der PLO – herausbildet und mit einer Projektion der deutschen NS-Vergangenheit und NS-Verbrechen auf Israel reagiert. So schreibt M. Sch.-R. aus Bietigheim als Antwort auf einen Essay von Kishon vom „Holocaust-Syndrom“ („wenn das alles nicht mehr richtig ziehen will, kommt das Holocaust-Syndrom“) und wünscht sich den Sieg der PLO über die „Nachkommen der Khasaren“:

35 Müller an Kishon, S. 2.

36 Ebd., S. 4.

37 Ebd.

38 Vgl. zur Geschichte und Analyse des linken Antisemitismus u. a. Samuel Salzborn: Linker Antisemitismus: Antiimperialismus, Postmodernismus, Identitätspolitik. In: Ders.: *Globaler Antisemitismus. Eine Spurensuche in den Abgründen der Moderne*. Weinheim / Basel: Beltz Juventa 2020, S. 83–114; Matthias Brosch (Hrsg.): *Exklusive Solidarität. Linker Antisemitismus in Deutschland. Vom Idealismus zur Antiglobalisierungsbewegung*. Berlin: Metropol 2007.

Ob Ben Gurion, Meir, Rabin, Begin oder Schamir, sie alle waren Terroristen. Alles für ein Eretz-Israel, vom Tigris bis zum Euphrat. Kaum anders als die Nazis für ihr Arierreich. Nicht ein Deut schlechter. In der dazu gehörenden Propaganda aber weit aus besser.³⁹

Kishon dient hier nur mehr als Projektionsfläche, die reflexhafte Äußerungen antisemitischer Stereotype gegen alles Jüdische oder Israel auslöst. Eine tiefere Auseinandersetzung mit seinen Texten finden nur selten statt, meist ist seine proisraelische Haltung Stein des Anstoßes.

3 „Das Gesicht Israels“ – Aspekte des Progressiven bis Philosemitischen in der Kishon-Rezeption

Neben solchen Entgleisungen sind auch progressive Aspekte der Kishon-Rezeption zu beobachten. So wurden Kishons Texte von in den 1940er Jahren geborenen Deutschen und Angehörigen der zweiten und dritten Generation der Nachkommen der Tätergesellschaft gelesen, um sich ein neues, nicht von der antisemitischen NS-Propaganda geprägtes Bild von Juden und Jüdinnen zu schaffen und sich der israelischen Kultur und Gesellschaft anzunähern. Dabei prägte Kishon mit seinem Schreiben das westdeutsche Bild von Israel und „den Israelis“, motivierte zu Reisen und weckte ein Interesse an moderner israelischer Literatur.⁴⁰ Dies geht auch aus der Stichprobe von Leserbriefen aus den Kishon Archives hervor. Die Briefe machen deutlich, dass Kishons Humoresken und Satiren im Deutschunterricht behandelt und als Thema für Abschlussarbeiten und akademische Forschungen ausgewählt wurden.⁴¹ Es finden sich Fan-Bekundungen, Bitten um Autogramme oder Fotos, aber auch inhaltliche Fragen. Manche Lesende schreiben in englischer Sprache, binden hebräische Wörter ein oder erwähnen minimales interreligiöses bzw. interkulturelles

39 K. Sch.-R. an Ephraim Kishon, o.D. [wahrscheinlich anlässl. des *Spiegel*-Essays vom September 1980]. Kishon Archives, Kishon: Nachlass, Box „Fanpost Ausland und Israel 1977–1979“.

40 Vgl. zu dieser Einschätzung Anat Feinberg: Kishon, Ephraim. In: *Encyclopaedia Judaica*, Bd. 12, hrsg. v. Fred Skolnik / Michale Berenbaum. Detroit: Thomson Gale 2007, S. 200.

41 Beispiele sind: P. W., 18 Jahre, München, an Ephraim Kishon, 01.11.1979; J. H., 16 Jahre, Haan, an Ephraim Kishon, Eingangsstempel 23.12.1979. Beide in Kishon Archives, Kishon: Nachlass, Box „Fanpost Ausland und Israel 1977–1979“.

Wissen, z. B., dass Juden und Jüdinnen kein Weihnachtsfest feiern⁴². Jüngere und ältere Fans äußern, dass sie Israel besucht haben („Als ISRAEL-Fan verbringe ich seit Jahren meine Ferien in ihrem Land“⁴³), besuchen möchten oder dies schon konkret planen. Andere bitten Kishon um eine hebräische Ausgabe seines Buchs,⁴⁴ einen jüdischen Kalender⁴⁵ oder wünschen sich die Vermittlung einer israelischen Brieffreundin.⁴⁶

Dass diese Rezeptionshaltung einer interkulturellen Begegnung vor allem eine Phantasie von Israel erschuf und unterschwellig vom Wissen über die Schoah und durch weiterwirkende antisemitische Diskurselemente geprägt war, zeigt Caroline Fetschers nachträgliche Analyse:

Wir genossen Kishons „Israel“ als ein literarisches Ambiente, in dem offener Nepotismus und komische Korruption sich mit den Naivitäten oder Gerissenheiten der Bürgerinnen und Bürger des Judenstaates am Mittelmeer mischten.⁴⁷

An der Verwendung des Begriffs „Gerissenheiten“, der auf ein antisemitisches Stereotyp verweist, ist erkennbar, dass die Kishon-Rezeption (auch von wohlwollender und reflektierter Seite) unbewusst durch antisemitische Diskurselemente beeinflusst war. Dies konnte sich in großer Höflichkeit und Überidentifikation verbunden mit einem „Nichtverstehen“ ausdrücken, wie im Brief eines Jugendlichen der dritten Generation der Nachkommen der Tätergesellschaft:

Ihre Vorstellung an jedem Abend hat mir sehr gut gefallen. Ich kam aus dem Lachen nicht mehr heraus. Bitte vergessen Sie nicht mir Ihre beste Ehefrau von allen vorzustellen, wenn ich mal nach Israel komme (was ich ja hoffe). [...] Dann verstehe ich nicht[,] warum Sie gerade in Deutschland eine Auflage von 12 000 000 haben.⁴⁸

42 J. P., Schüler, an Ephraim Kishon, Eingangsstempel 28.12.1978. Kishon Archives, Kishon: Nachlass, Box „Fanpost Ausland und Israel 1977–1979“.

43 E. R., Bern, an Ephraim Kishon, 09.03.1979. Ebd.

44 D. Sch., Aachen, an Ephraim Kishon, 23.03.1979. Ebd.

45 J. P., Schüler, an Kishon, Eingangsstempel 28.12.1978. Ebd.

46 S. F., Schülerin, 15 Jahre, an Kishon, 18.06.1979. Ebd.

47 Fetscher: Kishons Komik, S. 18.

48 J. H., 16 Jahre, Haan, an Kishon, Eingangsstempel 23.12.1979. Kishon Archives, Kishon: Nachlass, Box „Fanpost Ausland und Israel 1977–1979“.

In der zweiten oder ersten Generation finden sich hingegen Beispiele, bei denen gerade die mediale Konfrontation mit der Schoah Schreiben Anlass ist und Schuld- oder Schamgefühle benannt werden. So wendet sich I. v. d. M. an Kishon, nachdem sie „im Fernsehen das Stück *Endlösung*“, eine dokumentarische Ergänzung zur vierteiligen US-amerikanischen Serie *Holocaust*, ausgestrahlt am 17. Januar 1979 im WDR,⁴⁹ gesehen hat:

Meine Liebe zu Ihren Büchern hat mein Interesse an Israel und Ihren Menschen geweckt. So sah ich gestern im Fernsehen das Stück, *Endlösung*. Es war furchtbar und ich schäme mich eine Deutsche zu sein. Wenn man so etwas sieht und hört frage ich mich, kann ich überhaupt mal nach Israel fahren. Ich traue ja keinen Juden anzusehen, geschweige zu sprechen. Es gibt ja kein Mittel diese Greuel wieder gut zu machen. Ach Herr Kishon wie furchtbar ist das alles.⁵⁰

Die anschließend ab dem 22. Januar 1979 beginnende Erstausstrahlung von *Holocaust* in der BRD veranlasst E. St., sich an Kishon zu wenden:

Ich wollte Ihnen schon am 27.1. sagen, wie beklemmend es für mich war, nach diesen 4 aufrüttelnden HOLOCAUST-Sendungen nun am nächsten Abend den ‚fröhlichen‘ Auftakt in Aachen – mit Ihnen – zu sehen. – Ich verstand aber auch, daß Sie sich der Ehrung für unseren H. D. Genscher nicht entziehen wollten.

Und jetzt begegnet mir Ihre Aussage PRO zu HOLOCAUST in der HÖR ZU – auch meine Auffassung, schon während des 1. Teils, es ist gut und notwendig, daß dieser erschütternde Film hier gezeigt wurde!! Nachdem schon im Voraus viel darüber diskutiert wurde, hätten wir Deutschen uns bei Verweigerung auch noch einer maßlosen Feigheit bezichtigen lassen müssen! Ob filmische Mängel oder nicht, ganz unwesentlich – das Echo hat mich überrascht, die ungeheure Anteilnahme überhaupt – und weit überwiegend positiv!!! – Hoffentlich bleibt es nachhaltig so und die wenigen irregeleiteten Hohlköpfe verfallen der Ächtung der Umwelt. –

Oh, es wäre viel über diese Zeit zu sprechen, angefangen mit der Mitschuld aller Deutschen – dann müßte man beginnen mit der damaligen Mentalität der jüngeren

49 *Endlösung. Dokumentation* (BRD, WDR, Erstausstrahlung: 17.01.1979, R: Paul Karalus).

50 I. v. d. M. an Ephraim Kishon, Postkarte, 19.01.1979. Kishon Archives, Kishon: Nachlass, Box „Fanpost Ausland und Israel 1977–1979“.

Menschen, nicht vergleichbar mit der heutigen, sie waren ja noch das Erziehungsergebnis braver Untertanen-Eltern, – aber auch das reicht ja nicht zur Erklärung gut und böse nicht unterscheiden zu können –.⁵¹

Auch bei der jüngeren Generation ist das historische Wissen vereinzelt präsent und gleichzeitig das Entlastungs- und Versöhnungsmotiv aktiv. Hier sei der Brief einer 15-jährigen Schülerin aus Hannover zitiert:

I want to say, that I like your satires and shortstories very much. [...]

The things, which happened in the world-war II are not yet forgotten, so it is very gratifying that a Jewish writer became so celebrated in Germany.

Your stories are making the state Israel very amiable, so that my desire to visit this unique land became stronger. I'm looking forward to the day, I'll see it with my own eyes.

I laughed at many of your stories, but one has made me sad and thoughtful. In German it is called 'Weihnachtsgedanken eines Israeli' (I'm not able to translate it in English).

So you have done more against the pest of anti-semitism than many statesman.

Yours sincerely

C[...] B[...]

(15 years; Ricarda Huch-Gymnasium)

PS.: I took great pains with this letter, in order that you understand me well, but I don't know wether my English is already good enough.⁵²

Die progressive Rezeptionshaltung, die zu interkultureller Begegnung führte, zeigt bei einigen Schreibenden jedoch die Gefahren eines überzogenen Philosemitismus, der die jüdische Seite in der Begegnung idealisiert und vereinnahmt.⁵³

51 E.St., Berlin, an Ephraim Kishon, 03.02.1979. Kishon Archives, Kishon: Nachlass, Box „Fanpost Ausland und Israel 1977–1979“.

52 C. B. an Ephraim Kishon, 11.11.1979. Ebd.

53 Das Phänomen des Philosemitismus nach 1945 ist eingehend untersucht worden. Hier sei exemplarisch verwiesen auf Irene Diekmann / Elke-Vera Kotowski (Hrsg.): *Geliebter Feind. Gebasster Freund. Antisemitismus und Philosemitismus in Geschichte und Gegenwart*. Festschrift zum 65. Geburtstag von Julius H. Schoeps. Berlin: Verlag für Berlin-Brandenburg 2009; Frank Stern: *Im Anfang war Auschwitz. Antisemitismus und Philosemitismus im deutschen Nachkrieg*. Gerlingen: Bleicher 1991.

Beispiele für eine solche Überidentifikation beziehen sich oft auf eine Heilserwartung an das „jüdische Volk“, da: „die Bibel lehrt dies Volk zu lieben, / weil es berufen ist von Gott.“⁵⁴

So finden sich Elemente einer fast fetischartigen Aneignung der jüdischen Tradition, die Kishon nach einem Dank für seine Antwort ebenfalls mitgeteilt werden musste:

Wenn ich nicht so ängstlich wär, (was das fliegen angeht), dann hätte ich Sie sehr gerne besucht. Übrigens das Wahrzeichen von Israel (den Davidstern habe ich 2x ebenso den 7armigen Leuchter.⁵⁵

Als Reaktion auf Kishons Aussage, „Humor und Fanatismus passen nicht zusammen, deshalb sei [] [er] auch nicht religiös“, folgt die Antwort:

Ich glaube, Fanatiker sind nicht wirklich religiöse Menschen (und auch nicht humorvoll!), denn Religion hat ja mit Liebe zu tun und schliesst Fanatismus aus. Ihr Humor, Herr Kishon, hat so empfinde ich, auch mit Liebe zu tun, denn er ist nie verletzend, ist geistvoll, gütig, volle Charme. Ihre Bücher sind so positiv weil sie Freude geben und zum Nachdenken anregen. Sie sind aufbauend – und das ist Sinn der Religion. Ich verehere Ihre Menschen und Ihr Land. Das Volk Israel hat der Menschheit das grösste Geschenk gemacht, die Bibel.⁵⁶

Auch hier sind, bei allem Lob, Kishon und Juden und Jüdinnen (in Israel) nur in ihrer Funktion innerhalb der christlichen Heilsgeschichte interessant.⁵⁷ Es handelt sich um den Philosemitismus christlicher Zionisten und Zionistinnen sowie konservativer Christen und Christinnen, die davon ausgehen, dass

54 E. R., Bern, an Ephraim Kishon, Brief mit Gedichtbeilage, 09.03.1979. Kishon Archives, Kishon: Nachlass, Box „Fanpost Ausland und Israel 1977–1979“.

55 I. G., Düsseldorf, an Ephraim Kishon, Postkarte, o. D. [vermutlich 1979]. Ebd.

56 H. E., Gröbenzell bei München, an Ephraim Kishon, 10.03.1980. Ebd. Anlass war Kishons Dialog mit einem Berliner Jungen am 9. März 1980.

57 Richard Bartholomew spricht in diesem Zusammenhang von „den Juden aus der Phantasie“ (Richard Bartholomew: „Eine kalte Zuneigung“. Christlicher Zionismus, Philosemitismus und „die Juden“. In: Hanno Loewy (Hrsg.): *Gerüchte über die Juden. Antisemitismus, Philosemitismus und aktuelle Verschwörungstheorien*. Essen: Klartext 2005, S. 235–256, hier S. 245, 250).

die Bibel [...] die Errichtung des modernen Staates Israel vorausgesagt [habe] und Israel [...] ein Zeichen für die baldige Rückkehr Jesu auf die Erde [sei]. Damit einher geht die Idee, dass Juden für Gott etwas Besonderes geblieben sind, trotz der christlichen Doktrin, dass nur jene in den Himmel kommen werden, die Jesus als ihren Retter anerkennen.⁵⁸

Nach Richard Bartholomew ist dieser „Philosemitismus und Pro-Zionismus eine Sühne für die Grausamkeiten, die christlicher Antisemitismus in der Vergangenheit über die Juden gebracht hat“⁵⁹, diese Haltung sei dennoch problematisch, denn

die Besonderheit der Juden und des Staates Israel als Elemente dieser christlichen Erlösungsvorstellungen beraubt die Juden ihrer menschlichen Individualität. [...] Solange Juden bloße Figuren in jemandes anderen Geschichte bleiben, kann es keinen wirklichen Dialog und keine wirkliche menschliche Begegnung zwischen Juden und Christen geben.⁶⁰

Als extremes Beispiel sei der verschwörungsmythische Beitrag von H.Ch., einer 62-jährigen Lehrerin aus Bingen,⁶¹ zitiert, die es nötig fand, ihre „preußische Haltung“, ihren 33-jährigen Dienst als „Beamtin Unserer BRD im Dienste Unseres Deutschen Vaterlandes“ und ihre Identität als „glühende“ Anhängerin unserer „Mutter Kirche“ zu betonen und Kishon mitzuteilen:

UNSER HERR JESUS CHRISTUS IST UNSER ALLER VATER UND UNSER ALLER GOTT!!!!!! [...]

Nun wieder zu Ihnen, verehrter Herr Kishon!

VOR GOTT GIBT ES KEINE KOLLEKTIVSCHULD!!!

DARF ICH SIE VOR DEM FESTE DES FRIEDENS und DER LIEBE noch einmal – IM NAMEN UNSERES Allmächtigen Gottes, an DEN WIR BEIDE GLÜHEND GLAUBEN, IM NAMEN UNSERES SO SCHMÄHLICH

58 Bartholomew: „Eine kalte Zuneigung“, S. 236.

59 Ebd., S. 237–238.

60 Ebd., S. 253.

61 H.Ch., pensionierte Lehrerin, 62 Jahre, an Ephraim Kishon, 20.12.1979. Kishon Archives, Kishon: Nachlass, Box „Fanpost Ausland und Israel 1977–1979“.

ZERRISSENEN VATERLANDES, dessen ‚Tyran und Dämon‘ ‚Hitler‘ auf so ‚dämonische Weise‘ Millionen von Gliedern UNSERES ‚MYSTISCHEN LEIBES JESU CHRISTI‘ in Kazets [*sic* = KZs] und Gaskammern einen ‚sanften Tod geschenkt hat‘, darf ich Sie, sehr verehrter Herr Dr. Kishon NOCH EINMAL UM VERZEIHUNG BITTEN!!! Obwohl ich kein Priester Unserer Kirche bin, vermag ich nicht das ‚ego te absolvo‘ zu sprechen,

MÖGE ABER DER EWIGE RICHTER UNS ALLEN, ALLEN WELTBÜRGERN, IN UNSERER TODESSTUNDE EINMAL EIN GNÄDIGER, BARMHERZIGER RICHTER SEIN!!!

7x70 Mal sollt IHR ZUR VERZEIHUNG BEFREIT SEIN!!! Mahnt uns alle JESUS CHRISTUS!!!

Schuldabwehr trifft hier auf christlichen Versöhnungsgestus und weist deutliche Spuren von Vereinnahmung („UNSER ALLER GOTT“) der jüdischen Seite auf. Bis zu dem Punkt, dass die in der Schoah ermordeten europäischen Juden und Jüdinnen zu „Gliedern UNSERES ‚MYSTISCHEN LEIBES JESU CHRISTI““ stilisiert und damit ihrer (jüdischen) Identität beraubt werden. Im Kontext der Schoah, wenn auch in Anführungszeichen, die Formulierung „einen ‚sanften Tod geschenkt hat““ zu verwenden, verleugnet die grausame Ermordung von Millionen Menschen. Dies an einen Überlebenden zu schreiben, markiert eine deutliche Grenzüberschreitung. Die Erlösung von der scheinbar vorhandenen inneren Gewissensnot, die sich in der Bitte um Verzeihung ausdrückt, erteilt sich die Leserin schließlich selbst über die Vorstellung eines vergebenden christlichen Gottes. Auch hier entsteht kein wirklicher Dialog oder Austausch, der eben auch ein Nichtverzeihen akzeptieren müsste. Zuletzt ist auch die Konzentration der Tatverantwortung auf Hitler eine weitverbreitete Schuldabwehrstrategie.

Im Kontext der christlichen Lesart wird Kishon von christlichen Leserinnen und Lesern nicht selten eine Konversion zum Christentum angetragen. Eine Anmaßung, die angesichts des jahrhundertewährenden christlichen Antijudaismus und nach der Schoah eine besondere Problematik in sich birgt: „Schade, das SIE noch kein Kindschaftsverhältnis zu GOTTES SOHN, aller Welt Heiland haben, wie glücklich und endlich völlig erlöst würden SIE sein! Aber all dieses kommt!“⁶², verbunden mit „an guten Wünschen, was Sie in Israel, dem

62 O. V. an Ephraim Kishon, auf Briefpapier mit Psalmenzitaten, 25.12.1980. Ebd.

Land der schönsten und über alle Maßen herrlichsten Zukunft, brauchen um für das Jahr 1981 gewappnet zu sein!⁶³

Die philosemitische Überidentifikation aus unbewusster Schuldabwehr und Entlastungssehnsucht kann auch ohne religiöse Motivation bis zu dem Wunsch gehen, in der israelischen Armee zu dienen und als Deutsche als Israelin anerkannt zu werden, wie es der Brief der 16-jährigen Schülerin P. G. zeigt:

Ich weiß nicht, warum ich Ihre Geschichten und Stücke so liebe und sie geradezu verschlinge ... [...] Für mich bedeuten Ihre Satiren nicht nur Unterhaltung, Entspannung, Abschalten; sie bewirken, daß ich mich ausführlich mit Israel beschäftige. Vielleicht klingt es unglaublich, aber seitdem ich Ihre Bücher lese bin ich in Israel verliebt. Lachen Sie nicht! Seit 2 oder 3 Jahren habe ich den Wunsch nach Israel auszuwandern, in der Zahal zu dienen und in Jerushalayim zu studieren. Entschuldigung, Sie werden sich wundern, weshalb ich Ihnen dies alles erzähle. Nun, ich wollte Sie [zwar kein Sabra, aber einen waschechten Israeli] fragen ob so ein Plan realisierbar wäre, ob eine Nichtjüdin, dazu auch noch Deutsche, im Laufe der Zeit in Israel zu einer Israelin werden könnte und ob man sie auch als Israelin anerkennen würde? Es wäre furchtbar nett von Ihnen, wenn Sie mir Ihre Meinung dazu schreiben könnten.⁶⁴

Anhand der zitierten Leserbriefe wird deutlich, dass Kishon vonseiten der nichtjüdischen⁶⁵ Leserinnen und Leser in der BRD mit der ganzen Bandbreite möglicher Reaktionen der Mitglieder der postnationalsozialistischen Gesellschaft konfrontiert worden ist. Die Briefeschreibenden schwanken dabei zwischen dem Wunsch nach echter Begegnung und Versöhnung sowie philosemitischer oder antisemitischer Projektion.

Diese Bandbreite möglicher Reaktionen auf Kishons Texte und politische Äußerungen lässt sich zuletzt noch einmal eindrücklich an den Reaktionen auf

63 O. V. an Ephraim Kishon, auf Briefpapier mit Psalmenzitat, 25.12.1980.

64 P. G., Schülerin, 16 Jahre, Maulbronn, an Ephraim Kishon, 15.08.1979. Kishon Archives, Kishon: Nachlass, Box „Fanpost Ausland und Israel 1977–1979“.

65 Auch viele jüdische oder sich als „halbjüdisch“ bezeichnende Lesende schreiben an Kishon. Zum Teil um ihre eigene Überlebensgeschichte als Stoff anzubieten, eigene Identitätsprobleme zu verhandeln, Kishon für sein Eintreten für Israel zu danken oder um Spenden zu bitten: „Die ersten Leser Ihrer Bücher waren die Juden aus Deutschland. Sie, diese Ihre Leser, haben Ihren Namen in die Welt getragen.“ (W. Sch., Zürich, an Ephraim Kishon, 30.10.1980. Ebd.)

Kishons Essay *Eine Orgie der Heuchelei*, erschienen im Oktober 1980 im *Spiegel*, zeigen. Kishons Essay war eine Antwort auf einen Beitrag von Henri Zoller, der sich kritisch zur damaligen Lage in Israel geäußert hatte.⁶⁶ Die Reaktionen auf Kishons proisraelische Antwort reichen von begeisterter Zustimmung von „den Freunden Israels“ über sachliche Kritik bis hin zu antisemitisch konnotierten Anfeindungen. So schreibt ein „Freund[] Israels“:

Ich fand Ihre Erwiderung ganz hervorragend und möchte Ihnen sagen, daß Sie mir aus dem Herzen gesprochen haben. Ich habe vor 10 Jahren Israel besucht und ich war begeistert. [...]

Mir ist das Schicksal Israels ans Herz gewachsen. Ich kann als 40-jähriger nichts für das, was im Namen des deutschen Volkes geschehen ist, und ich fühle mich trotzdem schuldig. Vielleicht ist es also auch das schlechte Gewissen, weshalb ich mich immer wieder für die Sache Israels einsetzen will.⁶⁷

W. Sch. glaubt, dass Kishon „in [seiner] Art ein guter Botschafter Israels sein“ kann, und übt sachliche, inhaltliche Kritik in angemessenem Ton:

Mit Ihrem Artikel „Eine Orgie der Heuchelei“ im „Spiegel“ [h]aben Sie der Sache Israels, die auch die meine ist, kaum genützt, eher geschadet.

Zunächst hätten Sie, so denke ich, in der israelischen Presse entgegen sollen. Die mögliche und sogar wahrscheinliche Reaktion des deutschen Lesers ist hier die Schadenfreude. Besonders wenn man in der Polemik so wacker drauflos holzt wie Sie es getan haben.

[...] Sie malen Ihr Bild so, als ob alle Welt des Israelis gram, und Interesse an Oel etwas unanständiges sei. Sie wissen, dass beides falsch ist. Warum also schreiben Sie es? Sie lassen sich so weit gehen, Willy Brandt der inneren Unwahrhaftigkeit zu zeihen, als er den Kniefall vor dem Ghetto-Denkmal in Warschau tat, eine Geste, die in der Geschichte der letzten Jahrzehnte nicht ihresgleichen hat. Sie zeihen ihn der

66 Ephraim Kishon: Eine Orgie der Heuchelei. In: *Der Spiegel*, 43/1980. <https://www.spiegel.de/politik/eine-orgie-der-heuchelei-a-4b6e307d-0002-0001-0000-000014321456> (Zugriff am 17.03.2021). Kishon antwortet auf den Essay von Henri Zoller: Israel – Ein Nachtasyl? In: *Der Spiegel*, 37/1980. <https://www.spiegel.de/politik/israel-ein-nachtasyl-a-6e26d83d-0002-0001-0000-000014328280?context=issue> (Zugriff am 17.03.2021).

67 G.[?]. an Ephraim Kishon, 27.10.1980. Kishon Archives, Kishon: Nachlass, Box „Fanpost Ausland und Israel 1977–1979“.

Schizophrenie, weil er der Landung von US-Flugzeugen mit Kriegsmaterial für Israel widersprochen habe. Aber Sie wissen oder müssen wissen, dass die Bundesrepublik Deutschland völkerrechtlich verpflichtet ist, den Transit von Kriegsmaterial durch ihr Gebiet – woher auch immer und wohin auch immer – zu widersprechen.⁶⁸

Hingegen konfrontiert C. D. aus Österreich Kishon damit, dass der „Zionismus [...] meiner Meinung nach nichts anderes ist als R a s s i s m u s, soweit es Palästina angeht“, und Israelis in ihrem Land Minderheiten unterdrücken würden. Abschließend spricht sich C. D. gegen die Reparationszahlungen der BRD an Israel aus bzw. stellt die Moralität einer solchen Zahlungsannahme mit unterschwelligem Bezug auf antisemitische Stereotype in Frage:

[...] gefolgt von den seit 35 Jahren von der BRD geleisteten „Bußen“ an einen Staat, den es zu Zeiten der natürlich zu verdammenden Judenverfolgung überhaupt noch nicht gab. Israel läßt sich also die Leiden ihrer Glaubensgenossen durch bare Münze bezahlen? Ich weiß nicht, ob das sehr moralisch ist, wirklich nicht.⁶⁹

Nachdem nun seine bundesdeutschen Leserinnen und Leser ausführlich zu Wort gekommen sind, soll im Folgenden untersucht werden, wie Kishon selbst sich zu Fragen der deutschen Schuld, der Versöhnung und seiner Rolle als Versöhnungsfigur verhalten hat.

4 „Eine riesige Genugtuung“ – Erfolg als Versöhnung und deren deutliche Grenzen

Kishon selbst beschrieb die besondere Rezeptionssituation, auf die er in der BRD traf, folgendermaßen:

Mein schriftstellerischer Erfolg zum Beispiel kam vom richtigen Timing. Nach dem Zweiten Weltkrieg galten die Juden als Menschen besonderer Art, als Träger einer geheimnisvollen historischen Mission, versehen mit dem Heiligenschein des Märtyrertums. Da trat ich an die Öffentlichkeit und beschrieb uns Israelis, wie wir wirklich sind, nicht als Opfer,

68 W. Sch. an Ephraim Kishon, 30.10.1980. Kishon Archives, Kishon: Nachlass, Box „Fanpost Ausland und Israel 1977–1979“.

69 C.D., Österreich, an Ephraim Kishon, 30.10.1980, S. 3. Ebd.

Pioniere und Kämpfer, sondern als ganz normale Menschen. Menschen wie du und ich, geplagt von den kleinen Sorgen des Alltags, von der Bürokratie, die wie Unkraut aus dem Boden schießt, und vom Tel Aviver Klempner, der sich nur dadurch vom Messias unterscheidet, daß der Messias vielleicht doch noch kommt. Das war eine große Überraschung, die bei meinen deutschen Lesern sicherlich auch ein Gefühl der Erleichterung erzeugte und uns sympathisch machte. (NZL, S. 135)

Kishon greift hier noch einmal das Element der Normalisierung (und Universalisierung) auf, das Torberg schon auf dem Klappentext von *Drehn Sie sich um, Frau Lot!* hervorgehoben hatte. Auch das „Gefühl der Erleichterung“, also der Entlastung, für die bundesdeutsche Leserschaft klingt an.

Kishon selbst hat es so empfunden, dass er einen großen Beitrag zur Versöhnung zwischen Juden und Jüdinnen und nichtjüdischen Deutschen geleistet und das Israelbild der Deutschen positiv beeinflusst habe. So wertete er den „Orden wider den tierischen Ernst“, der in seinem Arbeitszimmer hing, als „ein Zeichen für alle meine Besucher, was ich für die Versöhnung zwischen Deutschland und Israel getan habe.“⁷⁰ Diese Versöhnungsbereitschaft entwickelte Kishon jedoch erst nach und nach und versah sie mit klaren Grenzen. In den 1990er Jahren empfand er seinen Erfolg in der BRD als „riesige Genugtuung“ und „Ironie der Geschichte“:

Ich wurde zum Lieblingsautor der Nachkommen meiner Henker. Das ist die wahre Ironie der Geschichte. Eine riesige Genugtuung, dass ihre Enkel Schlange stehen für eine Unterschrift von mir. Die richtige Antwort auf das dritte Reich heißt: nicht weinen, sondern signieren.⁷¹

In den 1950er Jahren hatte sich Kishon zunächst gegen das Zeigen deutschsprachiger Filme in Israel ausgesprochen (NZL, S. 135) und sich der Linie der israelischen Tageszeitung *Ma'ariv* angeschlossen, die Verhandlungen mit der Bundesrepublik um Reparationszahlungen ablehnte.⁷² In Kishons Autobiographie fragt der israelische Journalist Jaron London nach den Gründen für diesen Sinneswandel:

70 Pracht: Kishon verschärft den Ton im Ritterstreit. Vgl. S. 16, Fn. 13.

71 Kishon: „Endlösung“, S. 16.

72 Vgl. Behre: Ephraim Kishon für Deutsche, S. 502.

Jaron: 1952 haben Sie sich aber gegen kulturelle Beziehungen zu Deutschland ausgesprochen.

[Kishon:] Ja, das war sieben Jahre nach Kriegsende. Ich war damals dagegen, in Israel deutschsprachige Filme zu zeigen. Aber auch damals wohnten bereits zwei Seelen in meiner Brust [...]. Der Verstand argumentierte, daß Deutsch ja auch die Sprache Goethes, Heines, Herzls und Kafkas war, es also unlogisch wäre, diese traditionsreiche Sprache abzulehnen. „Hier geht es nicht um Logik“, antwortete das Herz, „die Logik ist in Auschwitz verbrannt.“

Jaron: In der Zwischenzeit hat sich Ihre Logik offenbar wieder erholt.

[Kishon:] Das ist nicht eine Frage der Logik, sondern der Heilkraft der Zeit. Bedenken Sie doch, ein heute 60jähriger Deutscher war in der Nazizeit noch ein Kind. Er kann also gar nicht zur Verantwortung gezogen werden. (NZL, S. 135)

Kishon differenziert in seiner Autobiographie in Bezug auf seine Haltung zur Versöhnung die unterschiedlichen Generationen von nichtjüdischen Deutschen:

Ich erwähnte ja bereits, daß es eine Genugtuung für mich ist, die Söhne und Enkel der Mörder meines Volkes zu meinen begeisterten Lesern zu zählen [...]. Ich fühle bis heute tödlichen Haß gegen jene Nazimonster, die danach gierten, meine Mutter nackt im Kreis herumzujagen, aber mit der heutigen Generation in Deutschland habe ich längst Frieden geschlossen. Der Begriff Kollektivschuld existiert für mich nicht, wenn es auch eine kollektive Schande gibt. Diese Empfindung erwarte ich sogar von meinen deutschen Freunden. Und nicht nur ich denke so, auch meine in Israel geborenen drei Kinder sind meiner Meinung. Die haben keinerlei Vorurteile gegenüber den Enkelkindern der Nazis. (NZL, S. 87–88)

Er nimmt somit eine Differenzierung zwischen den Generationen der Täternation vor, die auf einer Unterscheidung zwischen Schuld und Scham beruht. Kishon verneint in den 1990er Jahren eine Kollektivschuld, dennoch gibt es für ihn keine Versöhnung mit der Generation „der Nazis“, d. h. den direkt oder indirekt an der Schoah Beteiligten.⁷³ Dies schließt jedoch keine

73 Hier argumentiert Kishon anders als der französische jüdische Philosoph Vladimir Jankélévitch: *Verzeihen?*, aus d. Franz. v. Claudia Brede-Konersmann. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2006, der für die Unverjährbarkeit der Schoah plädiert und betont, dass die

Übertragung der Schuld auf die Generation der Enkel ein. Kishon erwartet jedoch ein kollektives Schamgefühl der Deutschen über die Verbrechen der Schoah.⁷⁴

Kishons Bereitschaft, zu verzeihen, beruht auch darauf, dass er als ungarischer Überlebender seine Verfolgung weitgehend durch ungarische Soldaten in von ungarischem Militär betriebenen Zwangsarbeitsstätten erlebt hat. Er betont früh die europäische Dimension der Beteiligung an der Schoah:

Jaron: Es gibt Israelis, die reisen nur nach Deutschland, wenn es ihr Beruf erfordert, niemals aber als Touristen.

[Kishon:] Israelis, die so denken, müssten ganz Europa von ihren Reiseplänen streichen. Glauben Sie etwa, die Slowaken oder Ungarn waren besser als die Deutschen? [...] Hat die rumänische ‚Eiserne Garde‘ nicht massenweise Juden umgebracht? Und die Polen waren wohl völlig unschuldig daran, daß ihr Land als günstigster Platz für die Vernichtungslager ausersehen wurde, nicht zu reden von den kollaborierenden französischen Polizeichefs und den guten Holländern, aus deren Reihen sich 110.000 freiwillig zu den Sturmtruppen der SS gemeldet haben. Wer in diesem Punkt ehrlich zu sich selbst ist, wird in Europa wohl kaum ein Fleckchen finden, das er guten Gewissens betreten kann. (NZL, S. 136)

Mit seiner These eines europäischen Völkermords an den Juden und Jüdinnen Europas macht Kishon jedoch indirekt ein Entlastungsangebot an die deutschen Lesenden, denn dass die Schoah im Deutschen Reich geplant und unter deutscher Leitung in besetzten Ländern ausgeführt wurde,⁷⁵ tritt in dieser Perspektive in den Hintergrund.⁷⁶

jüdischen Opfer nicht um Verzeihung gebeten wurden (ebd., S. 46) und „die Deutschen [...] ein Volk ‚ohne Reue‘“ (ebd., S. 44) seien.

74 Kishon äußerte diese Haltung in den 1990er Jahren, in denen er sich auf die Kinder- und Enkelgenerationen konzentrieren konnte. Zu Beginn seiner Karriere in Deutschland in den 1950er/1960er Jahren gehörten viele Angehörige der Tätergeneration zu seinem Publikum.

75 Vgl. Aly: *Europa gegen die Juden 1880–1945*, S. 10. Aly betont gleichzeitig die „Tatherrschaft der Deutschen“ (ebd.).

76 Vgl. hierzu auch die Einschätzung von Martin Doerry: Adolfs süßer Traum. In: *Der Spiegel*, 39/1993, S. 230–233, hier S. 232. Doerry beunruhigte „die Wirkung auf das deutsche Publikum“: „Nicht in einer einzigen Zeile nötigt Kishon ihn [den Leser, B.M.K.] zu Anerkennung von Schuld.“ (Ebd.)

Kishons versöhnliche Haltung hat jedoch auch einen blinden Fleck, der beispielsweise in seiner Loyalität zu seinem Verleger Herbert Fleissner deutlich wird.⁷⁷ Fleissner übernahm 1967 den Langen Müller Verlag und war durch sein innovatives Vermarktungskonzept maßgeblich für Kishons Bestsellererfolge verantwortlich.⁷⁸ Fleissner verfolgte jedoch eine Publikationsstrategie, in der er neben jüdischen ‚Alibi‘-Autoren wie Kishon, Torberg und Simon Wiesenthal auch ehemalige NS-Autoren sowie Autorinnen und Autoren der Neuen Rechten, wie Wilhelm Pleyer, Hans Watzlik, Hugo Scholz, Hans Grimm, Heinrich Zillich, Karl Hans Strobel, Hans Venatier oder den als Waffen-SS-Mitglied und Gründer der rechtsradikalen Partei *Die Republikaner* bekannten Franz Schönhuber veröffentlichte.⁷⁹ Kishon verteidigte seinen Verleger, dem er 1989 einen „Ephraim Kishon-Preis“ für den „besten Verleger von allen“ verlieh,⁸⁰ gegen diesbezügliche Anschuldigungen.⁸¹ Hans Sarkowicz urteilt dazu: „Kishon, selbst Überlebender des Holocaust, scheint sich mit Deutschland ausgesöhnt zu haben“, und verweist auf die gegenseitigen Abhängigkeiten

77 H. F., von der mehrere Briefe an Kishon überliefert sind und die selbst einen jüdischen Vater hatte, konfrontierte Kishon 1979 mehrfach damit, dass er klischeehaft „Deutsches“ wie ihre Stimme oder ihre blonden Haare ablehne, aber mit ehemaligen HJ-Führern und NSDAP-Mitgliedern in freundlichem Austausch stehe. H. F., München, an Ephraim Kishon, Briefe vom 16.11.1978, 11.01.1979 und 11.02.1979, hier 11.02.1979. Kishon Archives, Kishon: Nachlass, Box „Fanpost Ausland und Israel 1977–1979“.

78 Silja Behre betont die Bedeutung Kishons als „Symbol für den ökonomischen Strukturwandel des westdeutschen Buchmarktes“ (Behre: Kishon für Deutsche, S. 509).

79 Hans Sarkowicz: *Rechte Geschäfte. Der unaufhaltsame Aufstieg des deutschen Verlegers Herbert Fleissner*. Frankfurt am Main: Eichborn 1994, hier v. a. S. 9–13, 40–48.

80 Ebd., S. 32.

81 Aus dem Briefwechsel von Kishon und Torberg geht hervor, dass beide sehr wohl über Fleissners zweifelhaftes Engagement Bescheid wussten. Nicht umsonst nannten sie ihn in ihren Briefen „Sudetendoc“ oder „Sudetenfleissy“. Diese Passagen wurden für den in Auswahl publizierten Briefwechsel unkommentiert gestrichen. Sie finden sich u. a. in Ephraim Kishon an Friedrich Torberg, 05.12.1968; Friedrich Torberg an Ephraim Kishon, 27.12.1968. ÖNB, Torberg: Nachlass, Sern. 37.457. Ephraim Kishon 1960–1973. Torberg, der einen Großteil seines Gesamtwerks dem Langen Müller Verlag anvertraut hatte, zog nach mehreren Vorfällen – rechtslastige Bücher und Werbungen im Verlagsprogramm sowie ein Coverentwurf für *Die Tante Jolesch* (1975), der mit antisemitischen Klischees operierte – ein resigniertes Fazit und bereute seine Zusammenarbeit mit dem Verlag unter Fleissner um 1979. Vgl. u. a. Friedrich Torberg an Herbert Fleissner, 07.03.1979. WBR, Torberg: Teilnachlass, ZPH 588, 8/5 Langen-Müller.

zwischen Autor und Verleger und die für beide günstigen finanziellen Erfolge.⁸² Wie Behre gezeigt hat, verband Fleissner und Kishon außerdem politisch ein Nationalismus (freilich aus vollkommen unterschiedlichen Erfahrungen)⁸³, den sie auf das literarische Feld übertrugen und dessen Funktion die „Abgrenzung von der politischen und intellektuellen Linken“ gewesen sei.⁸⁴ Dadurch trug Kishon mit seinem Namen und dem finanziellen Erfolg für die Fleissner Verlage indirekt zur Verharmlosung und Rehabilitierung rechter Autoren und (neu)rechten Gedankenguts in der Bundesrepublik gerade nach der Wiedervereinigung bei.

82 Sarkowicz: *Rechte Geschäfte*, S. 31. Auf Letzteres weist auch Behre: *Kishon für Deutsche*, S. 510, hin.

83 Ebd. Kishons Antikommunismus, der sich aus seinen Erfahrungen im sozialistischen und stalinistischen Ungarn in den 1940er Jahren speiste, und seine pro-israelische Haltung, die er als Überlebensgrundlage verstand, unterscheiden sich entschieden von Fleissners Engagement für sudetendeutsche Verbände sowie neurechte und ehemalige NS-Autoren und -Autorinnen.

84 Behre: *Kishon für Deutsche*, S. 510.

5 Zwischenfazit

Die Marke „Ephraim Kishon“ umfasst Aspekte einer Versöhnung zwischen Deutschland und Israel sowie zwischen nichtjüdischen Deutschen und Juden und Jüdinnen und dies auf individueller, poetologischer, gesellschaftlicher und erinnerungspolitischer Ebene. Die Versöhnung in Kishons Namen ist aber nicht ohne Ambivalenzen, weder auf der Ebene des Autors oder der westdeutschen nichtjüdischen Lesenden noch in Bezug auf die Rolle, die Kishon im Erinnerungsdiskurs zugeschrieben wurde und wird. Sie gilt nicht einmal auf der Ebene der Texte uneingeschränkt, da einige sich als widerständiger gegen ein vereinfachtes Versöhnungsnarrativ erweisen, als es auf den ersten Blick scheinen mag.⁸⁵

Kishons Selbstaussagen machen deutlich, dass über seine Texte zu lachen, ‚gemeinsam mit Juden und Jüdinnen‘ lachen zu wollen, als ethische Voraussetzung ein nicht weglachbares Schamgefühl über die deutschen Verbrechen und die Anerkennung der deutschen Tatherrschaft in der Schoah erfordert. Auch bei Kishon als Ikone der Versöhnung zwischen Israel und Deutschland, Juden/Jüdinnen und nichtjüdischen Deutschen und auch im Bereich des Humors am Beispiel einer ‚harmlosen Satire‘ bleibt das Unverzeihliche der Schoah und ein Nichtverzeihen gegenüber der Tätergeneration bestehen.

85 Vgl. Unterkap. „Kishons Überlebensgeschichte nach seinen autobiographischen Angaben“.



Bücherregal und Schild in Ephraim Kishons Arbeitszimmer, Afeka, 2020.

„NO, I don't want to hear your life story“?

Denken wir zurück an die Wand, die Kishon in seiner Werkstatt gestaltet hat. Sie befindet sich in nächster Nähe zu seinem Arbeitszimmer und den Räumen, die mit den Ausgaben seiner Bücher in 38 Sprachen gefüllt sind: Diese Wand zeigt die Urkunden mit den beiden Ehrendoktorwürden israelischer Universitäten direkt neben antisemitischen Karikaturen und Dokumenten von antisemitischen Angriffen – von der Dreyfus-Affäre über die NS-Zeit bis zur Propaganda der Sowjetunion. Die Erfahrung der antisemitischen Verunglimpfung und Verfolgung im faschistischen Ungarn und während der NS-Zeit und die Formen von Antisemitismus nach der Schoah haben Kishon tief geprägt. Tiefer als viele seiner (west-)deutschen Fans lange Zeit wahrnehmen wollten. In Kishons Arbeitszimmer befindet sich außerdem ein Schild mit der Aufschrift: „NO, I don't want to hear your life story“, als hätte er sich das anfängliche Desinteresse an dieser schmerzhaften Vergangenheit im deutschsprachigen und israelischen Diskurs selbst bestätigen wollen.¹ Befestigt ist es in paradoxer bzw. sarkastischer Weise gerade neben zwei Regalen mit Ausgaben seiner Bücher, u. a. in deutscher Sprache. Bücher, die stark auf seinen Alltagsbeobachtungen, Erlebnissen mit seiner Familie und Ereignissen in seinem Leben basieren. Doch Kishons sarkastisches Motto bewahrheitete sich letztendlich nicht. Trotz des anfänglichen Desinteresses hat Kishon seine „Life Story“ nicht

1 Eine weitere Bedeutungsebene könnte die Abwehr von Rechtfertigungserzählungen der Generation der Täter und Täterinnen sein.

verborgen. Sein Weg war eine Auseinandersetzung mit der Vergangenheit in humoristischer und satirischer Form.

Damit diese Textstellen jedoch im Diskurs über Kishon lesbar wurden, brauchte es eine deutliche biographische Thematisierung seiner Verfolgungserfahrungen und eine Verschiebung in der westdeutschen Erinnerungskultur und Auseinandersetzung mit der NS-Zeit. Was in den 1960er Jahren sowohl in Israel als auch in der BRD noch ein verdrängtes Tabuthema gewesen war, weckte gerade ab den 1990er Jahren beim Publikum großes Interesse. Heute ist es oft der Anknüpfungspunkt, sich in Dokumentationen und Publikationen mit Kishon zu beschäftigen. Kishon selbst hat seine Überlebenserfahrung ab 1990 in den Mittelpunkt seiner Humorpoetik gestellt. Obwohl das Publikum diesen Weg mitgegangen ist, hielt sich – auch in der literaturwissenschaftlichen Forschung – der Mythos, Kishon habe nie über die Verfolgung und seine Zeit als Zwangsarbeiter geschrieben. Hatte er seine Lebensgeschichte zu Beginn seines Schreibens in indirekten Hinweisen, *unheimlichen Stellen* und später in seine streitbare politische Haltung verpackt, stellte er sich ihr 1993 in seiner Autobiographie in Interviewform noch einmal direkter. Die literarisierte und filmisch inszenierte Form zeigt, dass auch Erinnerungsarbeit kreative Arbeit ist und er seinen traumatischen Erinnerungen nun als Satiriker und Filmregisseur im Gespräch eine Form geben konnte.

Ein Teil dieses kreativen Überlebensprozesses war, dass Torberg und Kishon ab den 1960er Jahren einen neuen „israelischen Humor“ konstruierten. Laut Torberg sollte dieser Humor ganz anders und weit entfernt vom „osteuropäischen Humor“ der Diaspora als „letzter Waffe“ der Wehrlosen sein. Es sollte ein selbstverständlicher, in gewissem Sinne zionistischer Humor sein, da er als „einzige Waffe der Wehrlosen“ nach der Staatsgründung Israels 1948 nicht mehr gebraucht wurde. Vielmehr sollte er wehrhaft sein, und ‚normal‘ im Sinne von unbekümmert und befreit, vergleichbar dem Leben im israelischen Nationalstaat.

Eine genauere Analyse dieser Konstruktion hat jedoch gezeigt, dass dieser „israelische Humor“ vielmehr als ein Weiterleben verschiedener europäischer jüdischer Humortraditionen in einem israelischen Setting angelegt war. Wehrhaftigkeit als neues Stereotyp der israelischen Juden und Jüdinnen spielte eine Rolle, aber ebenso die beiden idealtypisch unterschiedenen Traditionen des ostjüdischen Witzes und des literarischen Sarkasmus in der jüdischen Tradition der K. u. k. Monarchie. Torberg war es wichtig, dass der

neue „israelische Humor“ kein Humor der Opfer sein sollte, und doch waren sowohl er als auch Kishon Verfolgte und Überlebende. Torberg überlebte nach mehreren Fluchtstationen im amerikanischen Exil; Kishon durch Flucht aus dem Zwangsarbeitslager und als Untergetauchter in Budapest. Diese Verfolgungserfahrungen spielten in Kishons Texten eine viel größere Rolle, als bisher angenommen wurde. Kishon hat hier einen bemerkenswerten Prozess der Auseinandersetzung vollzogen: In den 1990er Jahren leitet er sein gesamtes humoristisches und sarkastisches Schreiben aus seiner Überlebenerfahrung ab. Ohne die Verfolgung als Jude in der NS-Zeit wäre er kein Satiriker geworden, so seine Behauptung. Kishons Konstruktion von „jüdischem Humor“ nach der Schoah ist somit die von Humor als Überlebensmechanismus. Torberg konstruierte für sich selbst, als letzter „Jud’ vom Dienst“ nach 1945 den „jüdischen Humor“ der Wehmut und durch die freie Übertragung von Kishons Texten einen „israelischen Humor“ der Wehrhaftigkeit. Kishon überträgt ungarische jüdische Humortraditionen der K. u. k. Monarchie in ein israelisches Setting und schreibt indirekt seine traumatischen Erfahrungen in frühe Texte ein. Aus dieser Kombination entstehen in der deutschen Übersetzung im Kontext des Kalten Kriegs und der spezifischen Problematik der Aufarbeitung und Verdrängung der NS-Zeit in der BRD zum Teil neue Versionen von Kishons Texten. Torbergs und Kishons Konstruktionen korrelieren mit den Phasen der Erinnerungspolitik in Israel und der BRD, immer auch im Wechselspiel mit dem westdeutschen mehrheitlich nichtjüdischen Publikum. Dabei werden ambivalente Rezeptionsdynamiken in Gang gesetzt. Im Spannungsfeld von Verdrängung und unbewusstem Wissen, von neuen Formen des Antisemitismus nach Auschwitz und problematischem Philosemitismus sowie Wünschen nach Schuldumkehr und Versöhnung ermöglichen Kishons Texte sowohl neue Bilder von Juden und Jüdinnen als auch die Wiederbelebung alter Stereotype. *Unheimliche Stellen* werden sowohl überlesen als auch deutlich wahrgenommen. Das westdeutsche Publikum konstruiert sich mit Kishon eine Versöhnungsfigur, einen Israeli, mit dem man über Juden und Jüdinnen in Israel scheinbar gemeinsam lachen kann. Kishon hingegen beschreibt seinen Erfolg in der BRD als Triumph über seine potenziellen Henker. Während Torberg am Ende seines Lebens mehr als Kishon die zum Teil unauflösbaren Widersprüche in diesen Konstruktionen wahrnahm und vor ihnen resignierte, erfuhr Kishon durch seinen Erfolg tatsächlich eine Art persönliche Genugtuung und ihm gelang ein neuer Zugang zu einer jüngeren westdeutschen Generation.

Das Erkenntnisinteresse dieser Arbeit lag auf den deutschsprachigen Übertragungen von Kishons Texten aus den englischen Übersetzungen, da diese als eigenständige Version für ein spezifisches, aus historischen Gründen besonders interessantes deutschsprachiges Publikum gelten können. Ein detaillierter Vergleich der hebräischen Versionen von Kishons Texten mit den englischen und deutschsprachigen könnte noch weitere Erkenntnisse hervorbringen. Z. B. könnten die Unterschiede zwischen dem (west-)deutschen, dem amerikanischen und dem israelischen Kishon-Bild detailliert herausgearbeitet werden. Außerdem lagern in den Kishon Archives noch unzählige Dokumente auch zu Kishons Verlagskorrespondenz sowie Manuskripte, die weitreichende Einblicke in Kishons Arbeits- und Publikationsprozesse bringen können. Hier wäre der Ankauf durch ein Archiv oder eine Bibliothek ein wichtiger Schritt zur Erhaltung und Zugänglichkeit dieser wichtigen Stimme im israelischen und bundesdeutschen Nachkriegsdiskurs und im Diskurs um den „jüdischen“ und „israelischen Humor“.

ANHANG

Dank

Mein Dank gilt zuerst Prof. Dr. Alfred Bodenheimer, der in der Abschlussphase meiner Dissertation über Else Lasker-Schüler und den Kulturzionismus (Böhlau 2017) mit der Idee eines Projekts über Ephraim Kishon, „jüdischen Humor“ und deren Rezeption in der Nachkriegs-BRD an mich herangetreten ist. Es freut mich sehr, dass er mir damit die Chance gegeben hat, den deutschsprachigen Versionen von Kishons Texten und seinem Schoah-Überleben mein zweites Buch zu widmen. Des Weiteren sei dem Schweizerischen Nationalfonds (SNF) für die Projektförderung und die Finanzierung der digitalen Publikation gedankt. Darüber hinaus danke ich meinen Kolleginnen und Kollegen am Zentrum für Jüdische Studien an der Universität Basel für spannende Diskussionen, vor allem Ass. Prof. Dr. Stefanie Mahrer, die mich auch in organisatorischen Belangen stets beraten und unterstützt hat, Dr. Sylvia Battegay, Dr. Meret Eliezer, Catrina Langenegger, Dr. Sarah Werren und Prof. Dr. Erik Petry sowie dem Karriereförderprogramm „Antelope“.

Erste Ideen zum Projekt konnte ich außerdem kurz nach Abschluss meiner Dissertation bei der Vierten Nachwuchstagung Judaistik / Jüdische Studien in Frankfurt am Main 2015 vorstellen. Meine Thesen zu Kishons satirischer Reaktion auf den Sechstagekrieg in Israel und seinem Bezug auf die jüdische Tradition des literarischen Sarkasmus vom Anfang des 20. Jahrhunderts habe ich anlässlich des Workshops „1967–2017 Jewish Intellectuals and the Six-Day War“ von Prof. Dr. Andreas B. Kilcher und Prof. Dr. Noam Zadoff an der ETH Zürich 2017 zur Diskussion gestellt. Die Konferenz „Gegenwart und Zukunft

europäisch-jüdischer Literaturstudien in einem veränderten Europa“ der Gesellschaft für europäisch-jüdische Literaturstudien (EJLS) an der RWTH Aachen unter der Leitung von Prof. Dr. Stephan Braese im November 2019 ermöglichte es mir, meinen Blick auf die aktuellen Herausforderungen für den „jüdischen Humor“ und jüdische Comedians angesichts des erstarkenden Antisemitismus in Europa zu werfen. Die Frage, ob Kishon zur Versöhnung zwischen Juden/Jüdinnen und Deutschen beigetragen hat und die Beobachtungen, dass Spuren von Kishons Schoah-Überleben in seinen Satiren und Humoresken zu finden sind, konnte ich auf der Konferenz „Entlang den Grenzen des Dialogs. Literarische Interventionen im erinnerungskulturellen Versöhnungsdiskurs seit 1945“ an der Universität Oldenburg im Mai 2019, organisiert von Dr. Bianca Pick und Dr. Robert Forkel, sowie auf der Konferenz „We will live after Babylon. Armenische und jüdische Existenz Erfahrung zwischen Vertreibung, Exil und Vernichtung“ des Europäischen Zentrums für jüdische Musik Hannover und der Deutsch-Armenischen Gesellschaft im Februar 2019 vorstellen.

Die folgenden Kolloquien, Workshops, Oberseminare und Vorträge haben es mir ermöglicht, meine Ideen zu erproben und ausgewählte Primärtexte intensiver zu diskutieren. Mein besonderer Dank gilt Prof. Dr. Martina Kessel und dem Kolloquium „Kultur/Geschichte. Politik – Bild – Kunst“ an der Universität Bielefeld (3. Mai 2018), Prof. Dr. Joachim Jacob und den Teilnehmenden seines Oberseminar am Institut für Germanistik an der Justus-Liebig-Universität Gießen (27. Juni 2018), den Teilnehmenden an meinen beiden Workshops zu „jüdischem Humor“ im Kontext des Themas „Macht“ und zu interkulturellen Aspekten bei Kishon zum Thema „Essen“ bei der Jüdischen Sommeruniversität Hohenems (2018 und 2019), des Weiteren Prof. Dr. Sascha Feuchert für die Einladung zu einem Vortrag im Rahmen der Arbeitsstelle Holocaustliteratur an der Justus-Liebig-Universität Gießen (29. Mai 2019), Prof. Dr. Sina Rauschenbach, Prof. Dr. Christoph Schulte und Prof. Dr. Irmela von der Lühe für die Möglichkeit, mein Projekt in einem fortgeschrittenen Stadium am Colloquium des Instituts für Jüdische Studien an der Universität Potsdam (18. Dezember 2019) vorzustellen, sowie den Mitgliedern der Liberalen Jüdischen Gemeinde Basel (MIGWAN) für ihr reges Interesse inmitten des Lockdowns (10. Februar 2021). Weiteren Input verdanke ich den Mitgliedern der AG Literarische Kulturen des Postdoc-Netzwerks für Jüdische Studien der Wissenschaftlichen Arbeitsgemeinschaft des Leo Baeck Instituts (WAG), vor allem Dr. Luisa Banki, Dr. Ulrike Schneider, Prof. Dr. Grażyna Jurewicz, Dr. Kathrin

Wittler, Dr. Anna-Dorothea Ludewig, Dr. Sebastian Schirrmeister, Dr. Hans Kruschwitz und PD Dr. Caspar Battegay sowie Dr. Bianca Pick.

Darüber hinaus gilt mein Dank den Archiv-Mitarbeitern und -Mitarbeiterinnen der Österreichischen Nationalbibliothek (Wien), der Wienbibliothek im Rathaus (Wien), den Arolsen Archives. International Center for Nazi Persecution (Bad Arolsen), dem Kishon Estate (Afeka, Israel) und dem Amt für Wiedergutmachung Saarburg für die Unterstützung bei der Erschließung und Erforschung zum Großteil noch unbekannter bzw. unberücksichtigter Dokumente.

Für die Erlaubnis, Friedrich Torbergs Briefe aus den Archiven zitieren zu dürfen, gilt mein Dank seiner Nachlassverwalterin Edith Axmann. Für den Zugang zu Kishons privatem Nachlass und eine ebensolche Zitiererlaubnis für Kishons Briefe und Dokumente danke ich dem Kishon Estate, vor allem Netta Kishon und Rafi Kishon, der mich durch Kishons Privaträume geführt hat.

Mit vielfältiger Unterstützung und fruchtbaren Diskussion haben mich Dr. Anja Oesterhelt, Dr. Nassrin Sadeghi, Christiane Weber, Agata Pietrzik, Christina Lenz, Ina Amberg, Dr. Fleur Weibel und Prof. Dr. Ulle Jäger begleitet, ebenso waren danke ich Ursula Peter-Spöndli für ihre Übersetzung und Thomas Céphalée für die Bildbearbeitung. Meine Tochter, Chaja Chamutal, meine Eltern und meine Schwester waren eine beständige Begleitung. Ein großer Dank gilt Eva Bös für ihr gründliches Lektorat, die Frühstücksgespräche über einzelne Kapitel sowie die nötige Dosis Motivation in der Abschlussphase des Manuskripts. Zuletzt danke ich Eric Brümmer für die Leichtigkeit, den Humor und all das Neue, das er in mein Leben gebracht hat.

Siglenverzeichnis¹

- ABG Kishon, Ephraim: *Allerbeste Geschichten*, [aus dem Engl. u. Hebr.] Friedrich Torberg / Ephraim Kishon / Ursula Abrahamy. München: Langen Müller 2005.
- ANT Kishon, Ephraim: *Arche Noab, Touristenklasse*, aus d. Engl. v. Friedrich Torberg. München / Wien: Langen Müller 1963.
- DSW Kishon, Ephraim: *Der seekranke Walfisch oder Ein Israeli auf Reisen*, aus d. Engl. v. Friedrich Torberg. München / Wien: Langen Müller 1965.
- ETJ Torberg, Friedrich: *Die Erben der Tante Jolesch*. München: Langen Müller 1978.
- KÖM Kishon, Ephraim: *Kein Öl, Moses? Neue Satiren*, aus d. Engl. v. Friedrich Torberg. München / Wien: Langen Müller 1974.
- L Lazarovits, Ernö: *Mein Weg durch die Hölle. Ein Überlebender erzählt vom Todesmarsch*. Grünbach: Steinmaßl 2009.
- LOT Kishon, Ephraim: *Drehn Sie sich um, Frau Lot!*, aus d. Engl. v. Friedrich Torberg. München / Wien: Langen Müller 1961.
- NÜ Torberg, Friedrich: Notizen zum Thema „Übersetzung“ [1954]. In: Ders.: *Auch Nichtraucher müssen sterben. Essays, Feuilletons, Notizen, Glossen*, hrsg. v. David Axmann / Marietta Torberg. München / Wien: Langen Müller 1985, S. 228–233.
- NZL Kishon, Ephraim: *Nichts zu lachen. Die Erinnerungen*, aus d. Hebr. v. Ursula Abrahamy / Ephraim Kishon. München: Langen Müller 2006.
- SOS Kishon, Ephraim / Dosh [Kariel Gardosh]: *So Sorry We Won!*, aus d. Hebr. v. Yohanan Goldman. Tel Aviv: Maariv Library 1967.
- TJ Torberg, Friedrich: *Die Tante Jolesch oder Der Untergang des Abendlandes in Anekdoten*. München: Langen Müller 1976.

1 Da Kishons Texte als Unterhaltungsliteratur vermarktet wurden, fehlt häufig die Angabe, aus welcher Sprache sie übersetzt wurden. Wenn eine explizite Angabe fehlt, wird die wahrscheinliche Sprache des Originals in eckiger Klammer angegeben. Ist Friedrich Torberg der Übersetzer, ist die Übertragung aus dem Englischen belegt.

- UWL Kishon, Ephraim: *Undank ist der Welten Lohn. Ein satirischer Nachruf*, [aus d. Hebr.] v. Ursula Abrahamy / Ephraim Kishon. München / Berlin: Langen Müller 1990.
- V Vajda, Tibor: *Hope Dies Last. A Story of Survival in Fascist Hungary*. Melbourne: Scribe 2000.
- WAI Torberg, Friedrich: „Wai geschrien!“ oder Salcia Landmann ermordet den jüdischen Witz. Anmerkungen zu einem beunruhigenden Bestseller. In: *Der Monat* 14,157 (1961), S. 48–65.

Literaturverzeichnis

Archivalien

Amt für Wiedergutmachung Saarburg: Entschädigungsakte Ephraim Kishon, Aktenzeichen 311 499.

ITS Digital Archive, Arolsen Archives:

Ephraim Kishon: Korrespondenzakte. 6.3.3.2, Akte Nr. 675399: Kishon od. Kissoni od.: Hoffmann Ephraim Hont Ferenc.

Ephraim Kishon: CM/1-Akte Österreich, 3.2.1.3 / 80657511.

Epharim Kishon: CM/1-Akte Österreich, 3.2.1.3 / 80657512.

„Liste und 1 Buch in zweifacher Ausfertigung betr. Juden, die während 1943–46 in Ungarn lebten“, 3.1.1.3 / 78814727.

Kishon Archives, Tel Aviv, Afeka:

Ephraim Kishon: Nachlass, Box „Fanpost Ausland und Israel 1977–1979“.

Österreichische Nationalbibliothek (ÖNB):

Friedrich Torberg: Nachlass, Sern. 37.457. Ephraim Kishon 1960–1973.

Friedrich Torberg: Nachlass, Sern. 37.462. Langen-Müller 1963–1965.

Friedrich Torberg: Nachlass, Sern. 37.465. Langen-Müller 1976–1979.

Wienbibliothek im Rathaus (WBR):

Friedrich Torberg: Teilnachlass, ZPH 588, 35/4.

Friedrich Torberg: Teilnachlass, ZPH 588, 8/5 Langen-Müller.

Friedrich Torberg: Teilnachlass, (WBR), ZPH 588, 27/1.

Primärliteratur¹

Achad Ha'am: *Am Scheidewege. Ausgewählte Essays*, aus d. Hebr. v. Israel Friedlaender. Berlin: Jüdischer Verlag 1904.

1 Da Kishons Texte als Unterhaltungsliteratur vermarktet wurden, fehlt häufig die Angabe, aus welcher Sprache sie übersetzt wurden. Wenn eine explizite Angabe fehlt, wird die wahrscheinliche Sprache des Originals in eckigen Klammern angegeben. Ist Friedrich Torberg der Übersetzer, ist die Übertragung aus dem Englischen belegt.

Arendt, Hannah: *Eichmann in Jerusalem. A Report on the Banality of Evil*. New York: Viking 1963.

Ben-Gavriel, Mosche Ya'akov: Israelischer Humor? In: *Stuttgarter Zeitung*, 10.11.1961, o. P.

Der jüdische Witz. Ein Post Mortem. In: *Merkur* 16,175 (1962), S. 893–896.

Bloch, Chajim: *Ostjüdischer Humor*. Berlin: Harz 1920.

Ceram, C. W. [d. i. Kurt Wilhelm Marek]: *Götter, Gräber und Gelehrte. Roman der Archäologie*. Hamburg / Stuttgart: Rowohlt 1949.

Freud, Sigmund: Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten [1905]. In: Ders.: *Studienausgabe*, Bd. IV, hrsg. v. Alexander Mitscherlich. Frankfurt am Main: Fischer 2000, S. 9–220.

Das Unheimliche [1919]. In: Ders.: *Gesammelte Werke*, Bd. XII, hrsg. v. Anna Freud. Frankfurt am Main: Fischer 1999, S. 227–278.

Der Humor [1929]. In: Ders.: *Studienausgabe*, Bd. IV, hrsg. v. Alexander Mitscherlich. Frankfurt am Main: Fischer 2000, S. 275–282.

Frühe Texte der Holocaust- und Lagerliteratur 1933 bis 1949. In: *Universität Gießen, Arbeitsstelle Holocaustliteratur*, o. D. http://ahlwiki.ub.uni-giessen.de/index.php/Fr%C3%B4he_Texte_der_Holocaust_und_Lagerliteratur_1933_bis_1949 (Zugriff am 12.11.2020).

Goldstein, Moritz: Deutsch-jüdischer Parnaß. In: *Der Kunstwart. Rundschau für alle Gebiete des Schönen. Monatshefte für Kunst, Literatur und Leben* 25,11 (März 1912), S. 281–294.

Begriff und Programm einer jüdischen Nationalliteratur. Berlin: Jüdischer Verlag [1912].

Herzmanovsky-Orlando, Fritz von: *Gesammelte Werke*, 4 Bde., hrsg. u. bearb. v. Friedrich Torberg. München / Wien: Langen Müller 1957–1964.

Sämtliche Werke in 10 Bänden. Texte, Briefe, Dokumente, komm. u. hrsg. im Auftr. d. Forschungsinst. „Brenner-Archiv“ unter d. Leitung v. Walter Methlagl / Wendelin Schmidt-Dengler. Salzburg / Wien: Residenz 1987–1991.

Jancke, Oskar (Hrsg.): *Deutscher Humor. Gereimtes und Ungereimtes aus alter und neuer Zeit*. München: Piper 1947.

Kafka, Franz: *Ein Landarzt. Kleine Erzählungen*. München / Leipzig: Kurt Wolff 1919.

Vor dem Gesetz. In: Ebd., S. 49–56.

Kishon, Amir: Der Humorist – eine Weitwinkelkamera, [aus d. Hebr. v. Ursula Abrahamy]. In: Ephraim Kishon: *Der beste Vater von allen. Ausgewählte und kommentierte Geschichten von Rafi, Amir und Renana Kishon*. München: Langen Müller 2016, S. 142–143.

Kishon, Ephraim: *Drehn Sie sich um, Frau Lot!*, aus d. Engl. v. Friedrich Torberg. München / Wien: Langen Müller 1961.

Satiren aus Israel, aus d. Engl. v. Friedrich Torberg. In: *FORVM* VIII,91–92 (1961), S. 267–269.

Das Geheimnis der „Stimme Israels“, aus d. Engl. v. Friedrich Torberg. In: Ebd., S. 268–269.

Look Back, Mrs. Lot!, aus d. Hebr. v. Yohanan Goldman. New York: Atheneum 1961.

Noah's Ark. Tourist Class, aus d. Hebr. v. Yohanan Goldman. New York: Atheneum 1962.

Arche Noah, Touristenklasse, aus d. Engl. v. Friedrich Torberg. München / Wien: Langen Müller 1963.

Arche Noah. Touristenklasse, aus d. Engl. v. Friedrich Torberg. In: *FORVM* X, 110 (1963), S. 85–88.

Ordnung muss sein, aus d. Engl. v. Friedrich Torberg. In: Ebd., S. 85–86.

Ein ehrlicher Finder. Kurzdrama in einem Akt, aus d. Engl. v. Friedrich Torberg. In: Ebd., S. 86–89.

Die zögernde Vorhut, aus d. Engl. v. Friedrich Torberg. In: *FORVM* XII, 134 (Februar 1965), S. 57.

Der seekranke Walfisch oder Ein Israeli auf Reisen, aus d. Engl. v. Friedrich Torberg. München / Wien: Langen Müller 1965.

Arche Noah, Touristenklasse. Neue Satiren aus Israel, aus d. Engl. v. Friedrich Torberg. Reinbek: Rowohlt 1965.

Der seekranke Walfisch, aus d. Engl. v. Friedrich Torberg. In: *FORVM* XII, 138–139 (Juni/ Juli 1965), S. 318–321.

Anleitung zum Verhungern in einem echten französischen Restaurant, aus d. Engl. v. Friedrich Torberg. In: Ebd., S. 319–320.

Wie unfair, David! und andere israelische Satiren, aus d. Engl. v. Friedrich Torberg. München / Wien: Langen Müller 1967.

/ Dosh [Kariel Gardosh]: *So Sorry We Won!*, aus d. Hebr. v. Yohanan Goldman. Tel Aviv: Maariv Library 1967.

/ Dosh [Kariel Gardosh]: *אוי למנצחים!* [*Wehe den Siegern*]. Tel Aviv: Sifriat Ma'ariv 1967.

/ Dosh [Kariel Gardosh]: *הומרוסקות עצם בגרון.* [*Knochen im Hals. Humoresken*]. Tel Aviv: Tversky 1967.

/ Dosh [Kariel Gardosh]: *סליחה שניצחנו!* [*Entschuldigung, dass wir gewonnen haben!*]. Tel Aviv: Sifriat Ma'ariv 1967.

Pardon, wir haben gewonnen. Vom Sechstagekrieg bis zur Siegesparade 1 Jahr danach. Satiren mit Cartoons von Dosh, aus d. Engl. v. Friedrich Torberg. München / Wien: Langen Müller 1968.

Unfair to Goliath, aus d. Hebr. v. Yohanan Goldman. London: Deutsch 1968.

/ Dosh [Kariel Gardosh]: *Woe to the Victors!*, aus d. Hebr. v. Yohanan Goldman. Tel Aviv: Maariv Library 1969.

Kein Öl, Moses? Neue Satiren, aus d. Engl. v. Friedrich Torberg. München / Wien: Langen Müller 1974.

Soll das Fernsehen dieses Drama zeigen? In: *Hörzu*, 3/1979, S. 18–20.

Paradies neu zu vermieten, aus d. Engl. v. Friedrich Torberg. München / Wien: Langen Müller 1980.

Eine Orgie der Heuchelei. In: *Der Spiegel*, 43/1980. <https://www.spiegel.de/politik/eine-orgie-der-heuchelei-a-4b6e307d-0002-0001-0000-000014321456> (Zugriff am 17.03.2021).

Undank ist der Welten Lohn. Ein satirischer Nachruf, [aus d. Hebr.] v. Ursula Abrahamy / Ephraim Kishon. München / Berlin: Langen Müller 1990.

Kishon für Steuerzahler. Eine satirische Bilanz, [aus d. Engl. u. Hebr.] von Friedrich Torberg / Ephraim Kishon / Ursula Abrahamy. München: Langen Müller 1991.

Nichts zu lachen. Die Erinnerungen, aus d. Hebr. v. Ursula Abrahamy / Ephraim Kishon. München / Berlin: Langen Müller 1993.

Volt szerencsém. Kishont Ferenc. Onéletrajza [Ich hatte Glück: Ferenc Kishont: Seine Biographie], [aus d. Dt.] v. Gábor Dohy. Budapest: Akademia-Kiado 1994.

Mein Kamm. Satirischer Roman, [aus d. Ungar.] v. Brigitte Sinhuber-Harenberg / Géza Deréky / Ephraim Kishon. München / Berlin: Langen Müller 1997.

Kishon für Manager. Satirische Tipps und Tricks für alle Wirtschaftslagen, [aus d. Engl. u. Hebr.] v. Friedrich Torberg / Ephraim Kishon. München: Langen Müller 2000.

Kishon für Verliebte. Herzliche Satiren für Anfänger und Fortgeschrittene, [aus d. Engl. u. Hebr.] v. Friedrich Torberg / Ephraim Kishon. München: Langen Müller 2002.

Kishon für Mütter. Herzliche Satiren, [aus d. Engl. u. Hebr.] v. Friedrich Torberg / Ephraim Kishon. München: Langen Müller 2003.

Allerbeste Geschichten, [aus d. Engl. u. Hebr.] v. Friedrich Torberg / Ephraim Kishon / Ursula Abrahamy. München: Langen Müller 2005.

Kishons beste Spaßgeschichten für Kinder. München: OMNIBUS 2006.

Nichts zu lachen. Die Erinnerungen, aus d. Hebr. v. Ursula Abrahamy / Ephraim Kishon. München: Langen Müller 2006.

/ Friedrich Torberg: *Dear Pappi – My beloved Sargnagel. Briefe einer Freundschaft*, hrsg. v. Lisa Kishon / David Axmann. München: Langen Müller 2008.

Der beste Vater von allen. Ausgewählte und kommentierte Geschichten von Rafi, Amir und Renana Kishon. München: Langen Müller 2016.

Kishon-Witasek, Lisa: *Geliebter Ephraim*. München: Langen Müller 2012.

Landmann, Salcia: *Der jüdische Witz. Soziologie und Sammlung*. Olten / Freiburg i.Br.: Walter 1960.

Als sie noch lachten. Das war der jüdische Witz. München: Herbig 1997.

Auch Nichttraucher müssen sterben. Essays, Feuilletons, Notizen, Glossen, hrsg. v. David Axmann / Marietta Torberg. München / Wien: Langen Müller 1985.

„Wai geschrien!“ oder Salcia Landmann ermordet den jüdischen Witz. Anmerkungen zu einem beunruhigenden Bestseller [1961]. In: Marko Martin (Hrsg.): *Ein Fenster zur Welt. Die Zeitschrift „Der Monat“. Beiträge aus vier Jahrzehnten*. Weinheim: Beltz Athenäum 2000, S. 528–541.

Vajda, Tibor: *Hope Dies Last. A Story of Survival in Fascist Hungary*. Melbourne: Scribe 2000.

Sekundärliteratur

Adunka, Evelyn: *Die vierte Gemeinde. Die Geschichte der Wiener Juden von 1945 bis heute*. Berlin: Philo 2000.

Der deutschen Sprache letzter ‚Jud vom Dienst‘. Friedrich Torberg und sein Judentum. In: Marcel Atze / Marcus Patka (Hrsg.): *Die „Gefahren der Vielseitigkeit“. Friedrich Torberg 1908–1979*. Wien: Holzhausen 2008, S. 143–161.

afp: Antisemitismusdebatte. Blüm wirft israelischer Armee „Vernichtungsaktionen“ vor. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 18.06.2002. <https://www.faz.net/aktuell/politik/antisemitismusdebatte-bluem-wirft-israelischer-armee-vernichtungsaktionen-vor-160568.html> (Zugriff am 13.10.2021).

Aly, Götz: *Europa gegen die Juden 1880–1945*. Frankfurt am Main: Fischer 2017.

Atze, Marcel: Was von einem ganzen Lebenswerke bleibt. Friedrich Torbergs Prosatexte zwischen Produktion und Rezeption. In: Ders. / Marcus G. Patka (Hrsg.): *Die „Gefahren der Vielseitigkeit“. Friedrich Torberg 1908–1979*. Wien: Holzhausen 2008, S. 25–57.

Einen, der Unfaßbares verübt, kann man nicht fassen. Friedrich Torberg und die justizielle Aufarbeitung nationalsozialistischer Gewaltverbrechen. In: Ebd., S. 181–199.

Axmann, David: Zwei wahlverwandte Urheber. In: Ephraim Kishon / Friedrich Torberg: *Dear Pappi – My beloved Sargnagel. Briefe einer Freundschaft*, hrsg. v. Lisa Kishon / David Axmann. München: Langen Müller 2008, S. 13–17.

Friedrich Torberg. Die Biographie. München: Langen Müller 2008.

Bartholomew, Richard: „Eine kalte Zuneigung“. Christlicher Zionismus, Philosemitismus und „die Juden“. In: Hanno Loewy (Hrsg.): *Gerüchte über die Juden. Antisemitismus, Philosemitismus und aktuelle Verschwörungstheorien*. Essen: Klartext 2005, S. 235–256.

Baumann, Uwe: Übersetzungstheorie. In: *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*, hrsg. v. Ansgar Nünning. 4., aktualis. u. erw. Aufl. Stuttgart / Weimar: Metzler 2008, S. 736–740.

Behre, Silja: Ephraim Kishon für Deutsche. Der israelische Autor und Satiriker im Literaturbetrieb der Bundesrepublik. In: *Zeithistorische Forschungen / Studies in Contemporary History* 16,3

(2019), S. 495–519. <https://zeithistorische-forschungen.de/3-2019/5791> (Zugriff am 15.09.2021).

Ben-Amos, Dan: Der „Mythos“ vom jüdischen Humor [1973]. In: Burkhard Meyer-Sickendiek / Gunnar Och (Hrsg.). *Der jüdische Witz. Zur unabgegoltenen Problematik einer alten Kategorie*. Paderborn: Fink 2015, S. 101–116.

Bio. In: *Ephraim Kishon. Official Website*, o. D. <https://www.ephraimkishon.com/bio> (Zugriff am 27.10.2021).

Blatman, Daniel: *Die Todesmärsche 1944/45. Das letzte Kapitel des nationalsozialistischen Massenmords*, aus d. Hebr. v. Markus Lemke. Reinbek: Rowohlt 2011.

Bock, Dennis: *Literarische Störungen in Texten über die Shoah. Imre Kertész, Liana Millu, Ruth Klüger*. Frankfurt am Main: Lang 2017.

Bodenheimer, Alfred: Die Fähigkeit zu lachen. Jüdischer Humor ohne Juden in der deutschen Nachkriegsgesellschaft. In: Hans-Joachim Hahn / Gerald Lamprecht / Olaf Terpitz (Hrsg.): *Studien zur deutschsprachig-jüdischen Literatur und Kultur. Standortbestimmungen eines transdisziplinären Forschungsfeldes*. Wien: Böhlau 2020, S. 109–119.

Books. In: *Ephraim Kishon. Official Website*, o. D. <https://www.ephraimkishon.com/books> (Zugriff am 18.11.2020).

Boros, Anikó: *Die Ermordung ungarischer Juden 1944 in Pusztafém. Zeugenschaft und Erinnerung im transnationalen Kontext*. Marburg: Herder-Institut 2020.

Bronnen, Barbara: *Fritz von Herzmanovsky-Orlando. Original und Bearbeitung*. München: Schön 1965.

Brosch, Matthias (Hrsg.): *Exklusive Solidarität. Linker Antisemitismus in Deutschland. Vom Idealismus zur Antiglobalisierungsbewegung*. Berlin: Metropolis 2007.

Bundesamt der Justiz: *Bundesgesetz zur Entschädigung für Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung* (Bundesentschädigungsgesetz - BEG), § 47. https://www.gesetze-im-internet.de/bcg/_47.html (Zugriff am 04.10.2021).

Das Symbolfoto des Naziwahns. In: *Berliner Zeitung*, 30.03.2006. <https://www.bz-berlin.de/artikel-archiv/das-symbolfoto-des-nazi-wahns> (Zugriff am 09.12.2020).

Diekmann, Irene / Elke-Vera Kotowski (Hrsg.): *Geliebter Feind. Gehasster Freund. Antisemitismus und Philosemitismus in Geschichte und Gegenwart*. Festschrift zum 65. Geburtstag v. Julius H. Schoeps. Berlin: Verlag für Berlin-Brandenburg 2009.

Doerry, Martin: Adolfs süßer Traum. In: *Der Spiegel*, 39/1993, S. 230–233.

Ephraim Kishon gestorben. Ein Genie des Humors. In: *Spiegel online*, 30.01.2005. <https://www.spiegel.de/kultur/literatur/ephraim-kishon-gestorben-ein-genie-des-humors-a-339343.html> (Zugriff am 05.10.2021).

Fetscher, Caroline: Kishons Komik und ihre deutsche Konjunktur. Israelische Satiren als Medizin gegen deutschen Antisemitismus? In: *Deutsch-Israelische Zukunftsperspektiven* (2007), S. 17–22.

- Feuchert, Sascha: Einleitung. In: Ders. (Hrsg.): *Holocaust-Literatur. Auschwitz. Für Sekundarstufe I*. Stuttgart: Reclam 2000, S. 5–41.
- Finder, Gabriel N.: An Irony of History. Ephraim Kishon's German Triumph. In: Eli Lederhendler (Hrsg.): *A Club of Their Own. Jewish Humorists and the Contemporary World*. Oxford: Oxford UP 2016, S. 141–153.
- Geissler, Cornelia: Ein Humorist bekommt nie den Nobelpreis. In: *Berliner Zeitung*, 22./23.08.1992, S. 35.
- Gerlach, Christian / Götz Aly: *Das letzte Kapitel. Realpolitik, Ideologie und der Mord an den ungarischen Juden 1944/1945*. Stuttgart / Zürich: DVA 2002.
- Gilbert, Martin: *The Holocaust. The Human Tragedy*. Newburyport: Rosetta 2014.
- Grunert-Bronnen, Barbara: Herzmanovsky für Touristen. In: *Literatur und Kritik* 1,5 (August 1966), S. 1–9.
- Haber, Peter (Hrsg.): *Budapest. Jüdisches Städtebild*. Frankfurt am Main: Jüdischer Verlag 1999.
- Hansel, Michael: „... ein Lackerl Geifer zu erzeugen“. Friedrich Torberg als Vermittler und Verhinderer von Literatur. In: Marcel Atze / Marcus Patka (Hrsg.): *Die „Gefahren der Vielseitigkeit“. Friedrich Torberg 1908–1979*. Wien: Holzhausen 2008, S. 121–141.
- Harvey, Sandra: My Neighbour, My Torturer. In: *Sydney Morning Herald*, 27.03.1993, S. 1, 39, 44.
- Hegener, Wolfgang: *Schuldabwehr. Psychoanalytische und kulturwissenschaftliche Studien zu Antisemitismus*. Gießen: Psychosozial-Verlag 2019.
- Hilberg, Raul: *Die Vernichtung der europäischen Juden*, Bd. 2, aus d. amerik. Engl. v. Christian Seeger / Harry Maor / Walle Bengs / Wilfried Szepan. Frankfurt am Main: Fischer 1991.
- Hub, Astrid: *Das Image Israels in deutschen Medien zwischen 1956 und 1982*. Frankfurt am Main: Lang 1998.
- Hungarian Section of the World Jewish Congress / Jewish Agency for Palestine (Hrsg.): *Counted Remnant. Register of the Jewish Survivors in Budapest*. Budapest: Selbstverlag 1946.
- Jankélévitch, Vladimir: *Verzeihen?*, aus d. Franz. v. Claudia Brede-Konersmann. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2006.
- Joffe, Josef: Trostspender. Zum Tod von Ephraim Kishon. In: *Die Zeit*, 06/2005. <https://www.zeit.de/2005/06/Trostspender> (Zugriff am 15.03.2021).
- Kaplan, Louis: *At Wit's End. The Deadly Discourse on the Jewish Joke*. New York: Fordham UP 2020.
- Kaplan, Zvi Jonathan: Rabbi Joel Teitelbaum, Zionism, and Hungarian Ultra-Orthodoxy. In: *Modern Judaism* 24,2 (2004), S. 165–178.
- Kessel, Martina: *Gewalt und Gelächter. ‚Deutschsein‘ 1914–1945*. Stuttgart: Steiner 2019.

Kishon, Lisa: Um die Wahrheit zu sagen: in Liebe. In: Ephraim Kishon / Friedrich Torberg: *Dear Pappi – My beloved Sargnagel. Briefe einer Freundschaft*, hrsg. v. Lisa Kishon / David Axmann. München: Langen Müller 2008, S. 7–12.

Körner, Birgit M.: „We Have to Watch ou[t] for [the] Propaganda Effect.“ Ephraim Kishon und Friedrich Torberg publizieren „israelischen Humor“ zum Sechstagekrieg 1967. In: *Naharaim. Journal of German-Jewish Literature and Cultural History* 13,1–2 (2019), S. 139–162.

Global Solidarity Is Something to Warm the Cockles of Your Heart. Holocaust and Genocide in Ephraim Kishon’s “Israeli Satire”. In: Sarah M. Ross / Regina Randhofer (Hrsg.): *We Will Live After Babylon. Armenische und jüdische Existenz Erfahrung zwischen Vertreibung, Exil und Vernichtung*. Berlin: de Gruyter Oldenbourg 2021, S. 247–267.

Die Welt da draußen ist viel härter als mein Humor. „Jüdischer Humor“ als Gradmesser jüdischer Existenz Erfahrung in Europa. In: *Jahrbuch für europäisch-jüdische Literaturstudien / Yearbook for European Jewish Literature Studies* 8,1 (2021), S. 118–136.

Ephraim Kishons „israelischer Humor“ als ambivalentes Versöhnungsangebot im deutschen Nachkriegsdiskurs. In: Bianca Pick / Robert Forkel (Hrsg.): *Literarische Interventionen im deutsch-jüdischen Versöhnungsdiskurs seit 1945*. Bielefeld: Transcript 2023, S. 145–167.

Krämer-Badoni, Rudolf: Kishon, Ephraim: Drehn Sie sich um, Frau Lot. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 28.11.1961, S. 27.

Landmark Ruling for Press. In: *Sydney Morning Herald*, 04.09.1993, S. 11.

Lev, Tali: *Between Humor and the Construction of Society. The 1950s and the Work of Ephraim Kishon*. Tel Aviv: Tel Aviv University 2006.

Magenau, Jörg: *Bestseller. Bücher, die wir lieben – und was sie über uns verraten*. Hamburg: Hoffmann & Campe 2018.

Maidt-Zinke, Kristina: Ephraim Kishon: Das angeschrägte Schlitzohr. In: *Süddeutsche Zeitung*, 10.05.2010. <https://www.sueddeutsche.de/kultur/ephraim-kishon-das-angeschraegte-schlitzohr-1.250378-2> (Zugriff am 21.09.2021).

Manoschek, Walter: *„Dann bin ich ja ein Mörder!“: Adolf Storms und das Massaker an Juden in Deutsch Schützen*. Göttingen: Wallstein 2015.

Margalit, Gilad: Israel Through the Eyes of West German Press 1947–1967. In: *Jahrbuch für Antisemitismusforschung* 11 (2002), S. 235–248.

Merzinger, Patrick: Humour in the „Volksgemeinschaft“. The Disappearance of Destructive Satire in National Socialist Germany. In: Martina Kessel (Hrsg.): *The Politics of Humour. Laughter, Inclusion, and Exclusion in the Twentieth Century*. Toronto: U of Toronto P 2012, S. 131–152.

Messerschmidt, Astrid: Postkoloniale Erinnerungsprozesse in einer postnationalsozialistischen Gesellschaft – vom Umgang mit Rassismus und Antisemitismus. In: *Peripherie – Zeitschrift für Politik und Ökonomie in der Dritten Welt* 28,109/110 (2008), S. 42–60.

Meyer-Sickendiek, Burkhard: *Was ist literarischer Sarkasmus? Ein Beitrag zur deutsch-jüdischen Moderne*. München: Fink 2009.

/ Gunnar Och: Einleitung. In: Dies. (Hrsg.): *Der jüdische Witz. Zur unabgeholten Problematik einer alten Kategorie*. Paderborn: Fink 2015, S. 9–25.

Mitscherlich, Alexander / Fred Mielke (Hrsg.): *Medizin ohne Menschlichkeit. Dokumente des Nürnberger Ärzteprozesses*. Frankfurt am Main: Fischer 1960.

/ Margarete Mitscherlich: *Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens*. München: Piper 1967.

Müller, Heinz A.: *Geheimdienstchef wider Willen*, Teil 1: Versuch einer Interpretation der Geschichte, und auch einer entgeltigen [sic] Bewältigung unserer deutschen Vergangenheit. Aldingen Kr. Tuttlingen: Aldingen 1979.

Geheimdienstchef wider Willen, Teil 2: Eine politische Dissertation. Aldingen Kr. Tuttlingen: Wirtschaft 1980.

Nevo, Gidi: Arbinka, Shtucks and Co. The Makings of Kishon's Social Satire. In: *Israel Studies* 10,2 (2005), S. 129–146.

Ostrower, Chaya: *It Kept Us Alive. Humor in the Holocaust*. Jerusalem: Yad Vashem 2015.

Pagenstecher, Cord: Der lange Weg zur Entschädigung. In: *Bundeszentrale für politische Bildung*, 02.06.2016. <https://www.bpb.de/geschichte/nationalsozialismus/ns-zwangsarbeit/227273/der-lange-weg-zur-entschaedigung> (Zugriff am 07.04.2021).

Patka, Marcus G.: Vom Davidstern am Siegermast. Oder: Schani Kantors [Friedrich Torbergs] Leben für den Sport. In: Ders. / Marcel Atze (Hrsg.): *Die „Gefahren der Vielseitigkeit“. Friedrich Torberg 1908–1979*. Wien: Holzhausen 2008, S. 8–23.

„Ich möchte am liebsten in Jerusalem begraben sein.“ Der Zionist Friedrich Torberg. In: Ebd., S. 163–179.

/ Alfred Stalzer (Hrsg.): *Alle Meschugge? Jüdischer Witz und Humor*. Jüdisches Museum Wien. Wien: Amalthea 2013.

Peters, Dominik: Die Palmach in Wort und Witz. In: *Trumah – Zeitschrift der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg* 23 (2016), S. 66–77.

Pethö, Tibor: Wallenberg and the Jewish Doctors. In: *Hungarian Review* IV,4 (2013). http://hungarianreview.com/article/Wallenberg_and_the_jewish_doctors (Zugriff am 14.11.2018).

Porat, Dan: *Bitter Reckoning. Israel Tries Holocaust Survivors as Nazi Collaborators*. Cambridge: Belknap 2019.

Pracht, Thorsten: Kishon verschärft den Ton im Ritterstreit. In: *Aachener Zeitung*, 20.08.2002. https://www.aachener-zeitung.de/nrw-region/kishon-verschaerft-den-ton-im-ritterstreit_aid-28868149 (Zugriff am 20.04.2021).

Raddatz, Fritz J.: Ephraim Kishon. Humor und Satire en gros. In: Ders.: *ZEIT-Gespräche 2*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1982, S. 81–96.

Reichmann, Batya: מה בין אימת השואה לכתובת הומורסקות? ההומוריסטן אפרים קישון [Was hat der Horror der Schoah mit dem Schreiben von Humoresken zu tun? Der Humorist Ephraim Kishon]. In: הומור מקוון: כתב עת מדעי לחקר ההומור [Online-Humor. Wissenschaftliche Zeitschrift zur Erforschung des Humors] 12 (Juni 2019), S. 8–19.

Rosendorfer, Herbert: Fritz und Friedrich. Herzmanovsky-Orlando und Torberg. In: David Axmann (Hrsg.): *Und Lächeln ist das Erbteil meines Stammes. Erinnerung an Friedrich Torberg*. Wien: Wiener Journal 1988, S. 121–131.

Sabel, Johannes: *Die Geburt der Literatur aus der Aggada. Formationen eines deutsch-jüdischen Literaturparadigmas*. Tübingen: Mohr Siebeck 2010.

Salzborn, Samuel: *Globaler Antisemitismus. Eine Spurensuche in den Abgründen der Moderne*. 2., überarb. u. erg. Aufl. Weinheim / Basel: Beltz Juventa 2020.

Sanders, Ivan; Karinthy, Ferenc. In: *The Yivo Encyclopedia of Jews in Eastern Europe*, hrsg. v. Yivo Institute for Jewish Research. https://yivoencyclopedia.org/article.aspx/karinthy_ferenc (Zugriff am 23.09.2021).

Sarkowicz, Hans: *Rechte Geschäfte. Der unaufhaltsame Aufstieg des deutschen Verlegers Herbert Fleissner*. Frankfurt am Main: Eichborn 1994.

Scheiner, Jens J.: *Vom gelben Flicker zum Judenstern? Genese und Applikation von Judenabzeichen im Islam und christlichen Europa (849–1941)*. Frankfurt am Main: Lang 2004.

Schmidt, Joseph: *Der Unterhaltungsschriftsteller Mosche Ya-akov Ben-gavriël. Bio-Bibliographie und literaturkritische Bestimmung*. Bonn: Bouvier 1979.

Schmidt, Maria: Doppelidentität trotz Holocaust. Der Holocaust in der modernen Geschichte des ungarischen Judentums. In: Rolf Steininger (Hrsg.): *Der Umgang mit dem Holocaust. Europa – USA – Israel*. Wien / Köln / Weimar: Böhlau 1994, S. 299–314.

Schmidt-Dengler, Wendelin: Groteske und geordnete Wirklichkeit. Anmerkungen zur Prosa Fritz von Herzmanovsky-Orlandos. In: *Österreich in Geschichte und Literatur* 14,4 (1970), S. 191–201.

Schoeps, Julius H. (Hrsg.): *Deutsch-jüdischer Parnass. Rekonstruktion einer Debatte*. Berlin: Philo 2002.

Segev, Tom: *1967. Israels zweite Geburt*, aus d. Engl. v. Helmut Dierlamm / Hans Freundl / Enrico Heinemann. München: Pantheon 2007.

Stein, Timo: *Zwischen Antisemitismus und Israelkritik. Antizionismus der deutschen Linken*. Wiesbaden: VS 2011.

Stern, Frank: *Im Anfang war Auschwitz. Antisemitismus und Philosemitismus im deutschen Nachkrieg*. Gerlingen: Bleicher 1991.

Stiftung Erinnerung Verantwortung Zukunft: Zwangsarbeitslager für Juden Füle. <https://www.bundesarchiv.de/zwangsarbeit/haftstaetten/index.php?action=2.2&id=1500> (Zugriff am 18.11.2020).

Zwangsarbeitslager für Juden Eltsch. <https://www.bundesarchiv.de/zwangsarbeit/haftstaetten/index.php?action=2.2&id=1936> (Zugriff am 18.11.2020).

Stolze, Rade Gundis: *Hermeneutisches Übersetzen. Linguistische Kategorien des Verstehens und Formulierens beim Übersetzen*. Tübingen: Narr 1992.

Taterka, Thomas: *Dante Deutsch. Studien zur Lagerliteratur*. Berlin: Schmidt 1999.

Toury, Gideon: Translating English Literature via German – and Vice Versa. A Symptomatic Reversal in the History of Modern Hebrew Literature. In: Harald Kittel (Hrsg.): *Die literarische Übersetzung. Stand und Perspektiven ihrer Erforschung*. Berlin: Schmidt 1988, S. 139–157.

Winkler, Anita: Gestatten Sie, mein Name ist In: *Die Welt der Habsburger*, o. D. <https://www.habsburger.net/de/kapitel/gestatten-sie-mein-name-ist> (Zugriff am 09.04.2021).

Wisse, Ruth R.: *No Joke. Making Jewish Humor*. Princeton / Oxford: Princeton UP 2013.

Wydra, Thilo: Arte Dokumentation. Ein ganz privater Ephraim Kishon. In: *Der Tagesspiegel*, 08.08.2018. <https://www.tagesspiegel.de/gesellschaft/medien/arte-dokumentation-ein-ganz-privater-ephraim-kishon/22893682.html> (Zugriff am 07.04.2021).

Young, James E.: *Beschreiben des Holocaust. Darstellung und Folgen der Interpretation*, aus d. amerik. Engl. v. Christa Schuenke. Frankfurt am Main: Jüdischer Verlag 1992.

Zimmermann, Moshe: Israels Umgang mit dem Holocaust. In: Rolf Steininger (Hrsg.): *Der Umgang mit dem Holocaust. Europa – USA – Israel*. Wien / Köln / Weimar: Böhlau 1994, S. 387–406.

Zoller, Henri: Israel – Ein Nachtasyl? In: *Der Spiegel*, 37/1980. <https://www.spiegel.de/politik/israel-ein-nachtasyl-a-6e26d83d-0002-0001-0000-000014328280?context=issue> (Zugriff am 17.03.2021).

קורות חיים אפרים קישון [Lebenslauf Ephraim Kishon]. In: *State of Israel. Ministry of Education*, o. D. <https://cms.education.gov.il/EducationCMS/Units/PrasIsrael/Tashsab/EfracimKishon/KorotHaimEfracimKison.htm> (Zugriff am 27.10.2021).

Lexika

Brummack, Jürgen: Satire. In: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*, Bd. 3, hrsg. v. Georg Braungart / Klaus Grubmüller / Jan-Dirk Müller / Friedrich Vollhardt et al. Berlin / New York: de Gruyter 2000, S. 355–360.

Feinberg, Anat: Kishon, Ephraim. In: *Encyclopaedia Judaica*, Bd. 12, hrsg. v. Fred Skolnik / Michale Berenbaum. Detroit: Thomson Gale 2007, S. 200.

Had Gadya. In: *Encyclopaedia Judaica*, Bd. 7. Jerusalem: Keter 1971, Sp. 1048–1050.

Holzner, Johann: Humoreske. In: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*, Bd. 2, hrsg. v. Georg Braungart / Klaus Grubmüller / Jan-Dirk Müller / Friedrich Vollhardt et al. Berlin / New York: de Gruyter 2000, S. 103–105.

Mendes-Flohr, Paul: Kulturzionismus. In: *Enzyklopädie jüdischer Geschichte und Kultur*, Bd. 3, hrsg. v. Dan Diner. Stuttgart / Weimar: Metzler 2012, S. 454–458.

Preisendanz, Wolfgang: Humor. In: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*, Bd. 2, hrsg. v. Georg Braungart / Klaus Grubmüller / Jan-Dirk Müller / Friedrich Vollhardt et al. Berlin / New York: de Gruyter 2000, S. 100–103.

Filmographie

Endlösung. Dokumentation (BRD, WDR, Erstausstrahlung: 17.01.1979, R: Paul Karalus).

Kishon (ISR 2017, R: Eliav Lilti).

Lachen, um zu überleben. Ephraim Kishon (A / ISR 2017, R: Dominik Wessely).

סלאח שבתי (*Sallah Shabati oder Tausche Tochter gegen Wohnung*, ISR 1964, R: Ephraim Kishon).

השוטר אזולאי (*Schlafgut, Wachtmeister*, ISR 1970, R: Ephraim Kishon).

Oral History Interviews

Hajdu, Michael Peter: Oral History Interview, 23.09.1997, Wien, Interviewer: Gudrun Henninger, Sprache: Deutsch. USC Shoah Foundation Visual History Archive, code 36432. Transkript Freie Universität Berlin 2012. <http://transcripts.vha.fu-berlin.de/interviews/671?locale=de&query=Michael+Peter+Hajdu> (Zugriff am 05.04.2021).

Hidasi, Josef: Oral History Interview, 26.02.1998, Freiburg i.Br., Interviewer: Marianna Bergida, Sprache: Deutsch. USC Shoah Foundation Visual History Archive, code 41305. Transkript Freie Universität 2012. <http://transcripts.vha.fu-berlin.de/interviews/784?locale=de&query=Josef+Hidasi> (Zugriff am 05.04.2021).

Lazarovits, Ernő: Oral History Interview, 18.08.1999, o.O., Interviewer: Éva Bálint, Sprache: Ungarisch. USC Shoah Foundation Visual History Archive (VHA), code 50261. www.worldcat.org/title/erno-lazarovits-oral-history-interview-code-50261-18-aug-1999/oclc/1042344998 (Zugriff am 04.10.2021).

Vajda, Tibor: Oral History Interview. Accession Number: 2006.70.115 / RG Number: RG-50.583.0115. Item 61: Holocaust survivors from Hungary; Dr. Tibor Timothy Vajda interviewed by Anita Fisher, 04.04.1990. Call Number MLOH 500/237–240 (4 Std.). <http://archival.sl.nsw.gov.au/Details/archive/110372035Adlib> (Zugriff am 14.11.2018).

Abbildungsverzeichnis

- S. 10 Wand mit Ehrendoktorwürden und antisemitischen Karikaturen in Ephraim Kishons Arbeitsräumen, Afeka, 2020.
Foto: Birgit M. Körner, im Haus von Kishon in Afeka, Januar 2020.
- S. 20 Ephraim Kishon mit Gewehr, 1973.
Dan Hadani Collection, The Pritzker Family National Photography Collection, The National Library of Israel.
- S. 72 Ephraim Kishon schreibt in seinem Arbeitszimmer, 1973.
Dan Hadani Collection, The Pritzker Family National Photography Collection, The National Library of Israel.
- S. 124 Friedrich Torberg signiert sein Buch *Die zweite Begegnung* im US-Information Center in Wien, 19. April 1951.
Foto: United States Information Service. © Österreichische Nationalbibliothek, Mediennr. 00061464, Objektname: US 23.157.
- S. 178 Ephraim Kishon diskutiert in seinem Arbeitszimmer, 1973.
Dan Hadani Collection, The Pritzker Family National Photography Collection, The National Library of Israel.
- S. 208 Bücherregal und Schild in Ephraim Kishons Arbeitszimmer, Afeka, 2020.
Foto: Birgit M. Körner, im Haus von Kishon in Afeka, Januar 2020.

Außerdem im Neofelis Verlag erschienen

Salman Schocken
Topographien eines Lebens

– Der Selfmademan, Kulturzionist, Verleger, Mäzen und Bibliophile
als Zentrum eines Netzwerks bedeutender jüdischer Intellektueller –

von Stefanie Mahrer
Jüdische Kulturgeschichte in der Moderne, Bd. 24
ISBN: 978-3-95808-327-1
496 S., 24 €

Der Pass mein Zuhause
Aufgefangen in Wurzellosigkeit

– Wie Heimatlosigkeit zum Zuhause wurde: Die bewegte Autobiografie
eines jüdischen Intellektuellen in der zweiten Hälfte des 20. Jh.s –

von Andrei S. Markovits
aus dem amerikanischen Englisch übersetzt von Robert Zwarg
Jüdische Kulturgeschichte in der Moderne, Bd. 26
ISBN: 978-3-95808-350-9
326 S., 18 €

Jüdische Migration und Mobilität
Kulturwissenschaftliche Perspektiven

– Menschen zwischen Räumen: Jüdische Migrationserfahrungen nach 1933
anhand von Briefen, Tagebüchern, Fotografien, Zeichnungen, Memoiren –

von Joachim Schlör
Jüdische Kulturgeschichte in der Moderne, Bd. 31
ISBN: 978-3-95808-434-6
mit 12 Farb- u. 3 S/W-Abbildungen
358 S., 29 €

Von Berlin nach Tel Aviv
Literarische und filmische Darstellung moderner Identitätskonzepte
in der Großstadt

– Beziehungsreiche Großstadtbilder aus Vergangenheit und Gegenwart –

von Karen Frankenstein
Jüdische Kulturgeschichte in der Moderne, Bd. 22
ISBN: 978-3-95808-317-2
328 S., 27 €

Übergänge
Passagen durch eine deutsch-israelische Filmgeschichte

– Eine Rekonstruktion der Filmgeschichte(n) zwischen Israel und Deutschland
anhand zahlreicher Filme, Ereignisse und Begegnungen –

von Tobias Ebbrecht-Hartmann
ISBN: 978-3-943414-51-6
mit 33 Farb- u. 15 S/W-Abbildungen
300 S., 26 €

Wie das Bauhaus nach Tel Aviv kam
Re-Konstruktion einer Idee in Text, Bild und Architektur

– Über die Konstruktion einer Erzählung: ‚Bauhaus‘ als Begriff, der eine enge Beziehung
zwischen Deutschland und Tel Aviv suggeriert –

von Alexandra Klei
ISBN: 978-3-95808-244-1 (2. Aufl.)
mit 40 Farb- u. 10 S/W-Abbildungen
160 S., 22 €

Leseprobe zu all unseren Titeln unter: www.neofelis-verlag.de

Publiziert mit Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds
zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2024 Neofelis Verlag GmbH, Berlin

www.neofelis-verlag.de

This work is licensed under a Creative Commons

Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 4.0 International License.



Umschlaggestaltung: Marija Skara

Lektorat & Satz: Neofelis Verlag (mn / jg)

Druck: Drusala s.r.o., Frýdek-Místek (CZ)

Gedruckt auf FSC-zertifiziertem Papier.

ISBN (Print): 978-3-95808-427-8

ISBN (PDF): 978-3-95808-478-0

DOI: <https://doi.org/10.52007/9783958084780>



Der aus Ungarn stammende israelische Satiriker Ephraim Kishon (1924–2005) gilt als Versöhnungsfigur zwischen Juden/Jüdinnen und Deutschen im bundesdeutschen Nachkriegsdiskurs. Seine „israelischen Satiren“ erfreuten sich in der freien Übertragung durch Friedrich Torberg, vor allem in den 1960er bis 1990er

Jahren, enormer Beliebtheit. Dabei wurde zunächst verdrängt, dass Kishon selbst Überlebender der Schoah war und seinen Humor als Überlebensstrategie entwickelt hatte. Bisher wurde die Bedeutung der Schoah für Kishons Schreiben nur unzureichend berücksichtigt.

Birgit M. Körner beleuchtet das Phänomen von Kishons Erfolg in der Bundesrepublik von drei Seiten: von der Seite des Autors und Schoah-Überlebenden Ephraim Kishon, von der Seite des Mitschöpfers und Übersetzers Friedrich Torberg und von der Seite der Rezeption durch ein postnationalsozialistisches deutschsprachiges Publikum.

Im Fokus steht zunächst die Rekonstruktion von Kishons Verfolgungs- und Überlebenserfahrung anhand bisher unbekannter Akten und der Nachweis, dass sich deren Spuren in Kishons Satiren finden lassen. Kishon und Torberg konstruieren einen „israelischen Humor“, der maßgeblich auf den europäischen jüdischen Humortraditionen – dem ostjüdischen Witz und der jüdischen Tradition des literarischen Sarkasmus – sowie Kishons Schoah-Überleben basiert. Deutlich wird Torbergs Tendenz, das deutschsprachige Publikum zu ‚schonen‘ und explizite Stellen zu streichen, u. a. um eine positive Haltung zu Israel zu fördern. Kishon selbst stand seiner Rolle als „Versöhnungsfigur“ für ein westdeutsches Publikum durchaus ambivalent gegenüber.

www.neofelis-verlag.de

ISBN 978-3-95808-427-8



9 783958 084278

